



Unbezahlbar?

Vormoderne Sammlungsökonomie

Herausgegeben von
Caren Reimann
und Joëlle Weis

KULTUREN
DES
SAMMELNS
8

Wallstein

Unbezahllbar?

KULTUREN DES SAMMELNS
Akteure – Objekte – Medien

8

Herausgegeben von der
Herzog August Bibliothek

Editorial Board

Lucas Burkart (Basel), Thomas Döring (Braunschweig),
Robert Felfe (Hamburg), Ina Heumann (Berlin),
Randolph C. Head (Riverside, CA), Markus Hilgert (Berlin),
Christiane Holm (Halle), Henrike Lähnemann (Oxford),
Reinhard Laube (Weimar), Ulinka Rublack (Cambridge),
Marília dos Santos Lopes (Lissabon), William H. Sherman (London)

H E R Z O G
A U G U S T
B I B L I O
T H E K

UNBEZAHLBAR?

VORMODERNE SAMMLUNGSÖKONOMIE

Herausgegeben von
Caren Reimann und Joëlle Weis



WALLSTEIN VERLAG

Dieser Band und die ihm zugrunde liegenden Workshops wurden im Rahmen des Forschungsverbunds Marbach Weimar Wolfenbüttel mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UO1303A gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Herausgeber:innen und Autor:innen.

Diese Publikation wurde im Rahmen des Fördervorhabens 16KOA026 mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Open Access bereitgestellt.



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz
CC BY-SA 4.0 lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z. B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaber:innen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Autorinnen und Autoren 2024
Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2024
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond und der Roboto
Umschlaggestaltung: Wallstein Verlag
Umschlagabbildung: aus Anthonius Carli:
Trauermantel, dessen Raupe und weitere Tiere, 1675–1695

ISBN (Print) 978-3-8353-5640-5
ISBN (Open Access) 978-3-8353-8041-7
DOI <https://doi.org/10.15499/kds-008>

INHALT

Vorwort	7
<i>Caren Reimann • Joëlle Weis</i>	
Unbezahlbar?	
Vormoderne Sammlungsökonomie	9
<i>Patrizia Carmassi</i>	
Itineraries through libraries	
Philologists and their search for ancient manuscripts	
in 17th-century Europe	25
<i>Hole Rößler</i>	
Gelehrte sammeln Gelehrte	
Soziale Wertschöpfungsprozesse in frühneuzeitlichen Sammlungen	
druckgrafischer Porträts	57
<i>Caren Reimann</i>	
»Wie reich auch dieser Schatz an Zahl, an Werth, an Güte«	
Die Bibelsammlung der Herzogin Elisabeth Sophie Marie	
zu Braunschweig-Lüneburg	95
<i>Thomas Bremer</i>	
Georg Forsters Artikel über die Preisliste	
von Südsee-Objekten (1781)	
Zur Sammlungsökonomie im späten 18. Jahrhundert	121
<i>Elisa Ludwig</i>	
Gesammelte Werte	
Die Sammlung Ferdinand Orban SJ (1655–1732)	141
<i>Elizabeth Harding</i>	
Auktionsprotokolle und -kataloge: Zugänge zur Verschränkung	
von Kommerz, Sammeln und Verzeichnen bei Bücherauktionen . . .	177

Angela Strauß

Zuschreibung der Werte

Gutachten zu geowissenschaftlichen

Sammlungen in Preußen (1810–1840) 203

Petra Feuerstein-Herz

»Die teuersten Bücher aller Zeiten«

Vormoderne Sammlungsobjekte und

die *Ökonomie des Besonderen* 227

Kurzbiografien der Autor:innen 254

VORWORT

Der vorliegende Band *Unbezahlbar? Vormoderne Sammlungsökonomie* entstand aus der an der Herzog August Bibliothek angesiedelten Forschungsgruppe »Ökonomie«, die sich als eine von drei Forschungsgruppen aus dem Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel (MWW) bildete.

Im Zentrum des Forschungsverbunds MWW, der von 2013–2024 durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert wurde, stand die digitale Sammlungsforschung, mit deren Methoden 500 Jahre Kulturgeschichte untersucht wurden. Das Deutsche Literaturarchiv Marbach, die Klassikstiftung Weimar und die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel erforschten innerhalb des Verbunds nicht nur ihre eigenen Bestände, sondern brachten auch gemeinsam Forschungsgruppen auf den Weg, in deren Rahmen sich Forschende aus den drei Institutionen des Verbunds, aber auch weit darüber hinaus, mit drei großen, die Jahrhunderte überspannenden Fragestellungen auseinandersetzten. Von diesen drei Themenkomplexen Provenienz – Raum – Ökonomie bildet der vorliegende Band Ergebnisse der in drei Workshops diskutierten Fragen zum Thema der vormodernen Sammlungsökonomie ab. Wir bedanken uns bei allen Mitgliedern der Forschungsgruppe für die konstruktiven und kollegialen Diskussionen und insbesondere bei den Verfasser:innen der vorliegenden Beiträge dafür, dass sie ihre Fragestellungen an ihr Material und ihre Erkenntnisse zur vormodernen Sammlungsökonomie verschriftlicht haben.

Das Netzwerk der Forschungsgruppe geht aber weit über die Verfasser:innen und Verfasser der vorliegenden Fallstudien hinaus. Unser Dank gilt insbesondere Prof. Ulrike Gleixner, die die Konzeption der Forschungsgruppe angestoßen und maßgeblich mitgestaltet hat. Darüber hinaus möchten wir uns bei den Teilnehmenden der Sommerschule *Was ist der Wert der Dinge? Konzepte einer Sammlungsökonomie* und deren Co-Convenor Prof. Hans Peter Hahn bedanken. Die im Juli 2022 in Wolfenbüttel stattgefundenen Diskussionen im Rahmen dieser Sommerschule haben maßgeblich zu einer Zuspitzung des Themas beigetragen.

Dieser Band erscheint zeitgleich in einer Druckfassung im Wallstein Verlag und in einer digitalen Fassung im Open Access auf der Plattform *Apis*, die Dr. Torsten Kahlert für die HAB gestaltet und betreut.¹ Auch ihnen sei für

1 Alle digitalen Bände der Reihe *Kulturen des Sammelns* finden Sie unter: <http://ma>

die Betreuung des Projekts und die Umsetzung in das gedruckte beziehungsweise digitale Format gedankt.

Wir danken außerdem den Kolleg:innen von MWW und den Mitarbeitenden der Herzog August Bibliothek, deren Unterstützung in der Tat *unbezahlbar* ist.

Caren Reimann und Joëlle Weis
Wolfenbüttel und Trier, im Januar 2024

nifold.hab.de. Die digitale Version des vorliegenden Bandes finden Sie unter: <http://manifold.hab.de/projects/unbezahlbar>.

UNBEZAHLBAR?

VORMODERNE SAMMLUNGSÖKONOMIE

In den letzten drei Jahrzehnten gab es in der Frühneuzeitforschung, inspiriert von Pierre Bourdieu und angeregt durch neue praxeologische Herangehensweisen, einen regelrechten »Ökonomie-Boom«. Durch die Beobachtung konkreter Praktiken ließ sich herausarbeiten, dass die Vormoderne wesentlich durch eine »Ökonomie sozialer Beziehungen« charakterisiert ist. Dieser Ansatz erlaubte es, die Komplexität frühneuzeitlicher Gesellschaften und ihrer wirtschaftlichen Transaktionen zu beschreiben.¹ In dieser Lesart sind Beziehungen wesentlicher konstitutiver Teil der Ökonomie, die den Regeln persönlicher sozialer Beziehungen zu folgen hat. Auch Ansätze einer moralischen Ökonomie, wie sie bereits in den 1970er Jahren von E.P. Thompson beschrieben wurde, wurden wieder aufgegriffen.² So verweist etwa Marian Füssel im Hinblick auf die Gelehrtengeschichte auf die Verbindung moralischer Wertesysteme und ökonomischer Praktiken.³ Den meisten Ansätzen ist jedoch gemein, dass sie sich eher *neben einer eigentlichen* Ökonomie des Geldes und der (Markt-)Wirtschaft verorten.⁴ Auch die Sammlungsforschung griff, wenn auch zögerlich, in den letzten Jahren den Themenkomplex der Ökonomie als ein heuristisches Hilfsmittel auf, beschränkte sich dabei aber vor allem darauf, »Spuren wirtschaftlicher Aktivitäten« nach dem Ökonomieverständnis als Zusammenspiel marktwirtschaftlicher Prozesse in wissen-

- 1 Gabriele Jancke und Daniel Schläppi, Einleitung: Ressourcen und eine Ökonomie Sozialer Beziehungen, in: Dies. (Hg.), *Die Ökonomie sozialer Beziehungen. Ressourcenbewirtschaftung als Geben, Nehmen, Investieren, Verschenken, Haushalten, Horten, Vererben, Schulden*, Stuttgart 2015.
- 2 Ute Frevert: *Moral Economies*, Göttingen 2019.
- 3 Die Ökonomie der Gelehrtenrepublik. Moral – Markt – Wissen, in: Sandra Richter und Guillaume Garner (Hg.), »Eigennutz« und »gute Ordnung«. Ökonomisierungen der Welt im 17. Jahrhundert, Wiesbaden 2016, S. 301–322; Marian Füssel: Die symbolischen Grenzen der Gelehrtenrepublik. Gelehrter Habitus und moralische Ökonomie des Wissens im 18. Jahrhundert, in: Martin Mulrow und Frank Rexroth (Hg.), *Was als wissenschaftlich gelten darf. Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne*, Frankfurt am Main/New York 2014, S. 413–437.
- 4 Dies hat bereits Füssel festgestellt, vgl. Füssel, *Ökonomie* (Anm. 3), S. 302.

schaftlichen Sammlungen und deren Quellen aufspindig zu machen.⁵ Der von Nils Güttler und Ina Heumann herausgegebene Sammelband *Sammlungsökonomien* geht dabei vorrangig auf die Interdependenzen epistemischer und ökonomischer Praktiken seit dem 19. Jahrhundert ein.

Auf den ersten Blick scheint die Verbindung von Sammlung und Ökonomie ein Paradox. Der bekannte Sammlungstheoretiker Krzysztof Pomian hat »Sammlung« geradezu als nicht-ökonomisch definiert:

[...] eine Sammlung ist jede Zusammenstellung natürlicher oder künstlicher Gegenstände, die zeitweise oder endgültig aus dem Kreislauf ökonomischer Aktivitäten herausgehalten werden, und zwar an einem abgeschlossenen, eigens zu diesem Zweck eingerichteten Ort, an dem die Gegenstände ausgestellt werden und angesehen werden können.⁶

Sammeln, so Pomian, ist das Entnehmen von Objekten aus einem Warenkreislauf; Sammeln würde damit mit »unökonomischem«, nicht zweckrationalem Handeln gleichgesetzt. Auch Manfred Sommer situiert das Sammeln in seinem einflussreichen *philosophischen Versuch* zwischen einer »Ökonomie des Verschwindens« und einer »Ästhetik des Bewahrens«.⁷ Während wir aus Subsistenzgründen Nahrung, Geld und andere Gebrauchsgegenstände horten und deren Verbrauch hinauszögern, emanzipiert sich die Sammlung in dem Moment vom Ökonomischen, in dem die gehorteten Dinge nicht mehr gebraucht, also zu dauerhaften Schätzen werden. Die Sammlung ist dann nur noch »sehenswert«, nicht mehr nützlich.⁸ Die Begriffe »Sammeln« und »Ökonomie« stehen auch in einer Forschungsrichtung, die die Sammelwut vorrangig als psychologische Ausnahmerecheinung ansieht, vordergründig im direkten Gegensatz zueinander. Wer sammelt, denkt nicht ökonomisch, die »emotionale Betroffenheit«, die Sammler:innen verspüren, verhindere das Abwägende der der Ökonomie inhärenten Kosten-Nutzen-Analyse. Dennoch würde (jenseits der Theorie) wohl niemand leugnen, dass Sammler:innen sich an ökonomischen und marktwirtschaftlichen Praktiken beteiligen. Vielmehr können Sammlungen als ein Beispiel für das dynamische

5 Nils Güttler und Ina Heumann, *Sammeln. Ökonomien wissenschaftlicher Dinge*, in: *Sammlungsökonomien*, hg. von Nils Güttler und Ina Heumann, Berlin 2016, S. 7–21, hier S. 7.

6 Krzysztof Pomian: *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*, Berlin 1998, S. 16.

7 Manfred Sommer, *Sammeln. Ein philosophischer Versuch*. Frankfurt am Main 2002, S. 33–52.

8 Ebd., S. 52.

Zusammenspiel und die Konvertierbarkeit unterschiedlicher Kapitalsorten im Sinne Bourdieus gelten.

Stark an Güttler und Heumann angelehnt und als Erweiterung ihres Ansatzes will der vorliegende Band den Schwerpunkt auf vormoderne Sammlungen und Objekte legen, aber auch als Blick voraus auf die Auswirkungen, die die vormoderne Sammlungsökonomie auch heute noch hat und in der Zukunft entfalten wird, anschließen. Ansätze aus der Frühneuzeit- und Sammlungsforschung sollen mit konkreten sozial- und finanzökonomischen Belangen und der Frage nach Werten und Bewertung zusammengebracht werden. Dabei möchten wir die bisher etwa für die Frühe Neuzeit vorherrschende »Dichotomie von realen und imaginären, harten und weichen Ökonomien«⁹ auflösen in *einen* Ökonomiebegriff und die Vormoderne als eine von komplexen Praktiken geprägte Markt- und Tauschgesellschaft verstehen, in der das Soziale zwar eine herausragende Rolle spielt, marktökonomische Logiken jedoch ebenso präsent waren. Dabei stehen auch hier die konkreten ökonomischen Praktiken und ihre vormodernen Eigenlogiken im Vordergrund. Welche Sammlungspraktiken und damit verbundenen Handlungsweisen lassen sich als ökonomisch beschreiben? Welche Marktmechanismen nahmen Einfluss auf Sammlungen? Wie funktionierten Wertzuschreibungen und Wertewandel? Von Interesse sind auch konkrete Unterhaltskosten sowie Aufwendungen in Logistik, Aufbewahrung und Infrastrukturbildung, die häufig notwendige Voraussetzungen für den Aufbau einer Sammlung waren und sind. So vielfältig wie die Perspektiven sind auch die Quellen, die die Basis der in diesem Band versammelten Untersuchungen bilden. Spuren ökonomischer Aktivitäten finden sich etwa in Rechnungszetteln, Korrespondenzen im Rahmen von Erwerbungen, Schenkungs- und Verkaufsunterlagen sowie in Testamenten, Inventaren oder Katalogen.

Die hier vorgestellten Fallstudien zeigen, dass die Einbettung in ökonomische Prozesse ein wesentliches Merkmal von Sammlungen war und ist. Sammlungsforschung kann nicht ohne die Analyse von Bewertung, Erwerb, Zuwachs, Verlust und Zirkulation betrieben werden. Einige der zentralen Begriffe und Konzepte, die sich wie ein roter Faden durch die einzelnen Beiträge dieses Bandes ziehen, werden wir auf den folgenden Seiten dieser Einleitung aufgreifen.

9 Füssel, *Ökonomie* (Anm. 3), S. 320.

1. Die vormoderne Sammlungsökonomie

Im modernen Verständnis liegt der Ökonomie eine scheinbar außerhalb gesellschaftlicher Prozesse stehende Nutzenmaximierung zugrunde, die für vormoderne Ökonomien nur bedingt zutrifft. Gerade für die Frühe Neuzeit wurde in der Forschung zur Genüge herausgearbeitet, dass die zwei Sphären Wirtschaft und Gesellschaft nicht voneinander zu trennen sind.¹⁰ Dies lässt sich auch für Sammlungen feststellen, bei denen – um es mit Bourdieu zu sagen – unterschiedliche Kapitalsorten eng miteinander verwoben sind. Gerade für die Sammlungsökonomie ist daher ein Blick auf das frühneuzeitliche Ökonomieverständnis ein Gewinn.

Seit dem 17. Jahrhundert lässt sich der Ökonomiebegriff, ähnlich wie auch bereits in der Antike, im Sinne der Hauswirtschaft nachweisen, also der von einer Herrschaft des Hausvaters getragenen Ordnung für eine Hausgemeinschaft.¹¹ Ein Blick in Zedlers *Universallexikon* verrät, in welchem Maße der Ökonomiebegriff Anfang des 18. Jahrhunderts noch von dieser ursprünglichen Bedeutung geprägt war. Zedler bezeichnet die »Privat-Oeconomie« als kluge »Verwaltung des Hauswesens« in allen Belangen, wobei neben der Subsistenz auch moralisch-gesellschaftliche Aspekte wie etwa gute Nachbarschaft eingeschlossen sind.¹² Dies verweist unmittelbar auf die soziale Komponente der frühneuzeitlichen Ökonomie, die letztlich ein Wirtschaften im Hinblick auf Gemeinnutz war. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts fand hier eine maßgebliche Bedeutungsänderung statt.¹³

Der nur unter den Initialen C.A.K. bekannte Verfasser der *Allgemeinen Oeconomischen Maximen* (Halle 1728) (Abb. 1) definierte und differenzierte

10 Zum vormodernen Ökonomiebegriff allgemein vgl. Margaret Schabas, *The Natural Origins of Economics*, Chicago 2005; Christof Dejung, Monika Dommann und Daniel Speich Cassé: Einleitung. Vom Suchen und Finden, in: dies. (Hg.), *Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen*, Tübingen 2014, S. 1–16.

11 Werner Plumpe und Roman Köster: Lemma: »Ökonomie, politische«, in: *Enzyklopädie der Neuzeit Online*, im Auftrag des Kulturwissenschaftlichen Instituts (Essen) und in Verbindung mit den Fachherausgebern hg. von Friedrich Jaeger (bis 2019), Georg Eckert, Ulrike Ludwig, Benjamin Steiner und Jörg Wesche, 2005 http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_320598 (Zugriff: 24. August 2023).

12 Lemma »Privat-Oeconomie«, in: Johann Heinrich Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon*, Bd. 29, Leipzig/Halle 1741, S. 303f.

13 Vgl. hierzu auch das Lemma »Wirtschaft« in: Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe: historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 7, Stuttgart 1992, S. 511–594, hier insbesondere S. 559–577.

die Begriffe und Konzepte der »Oeconomick« und der »Oeconomie« im 18. Jahrhundert folgendermaßen:

1. Durch die Oeconomick verstehe ich eine Wissenschaft von der Erlangung, Bewahrung und Anwendung des Vorraths solcher äusserlichen Dinge, so der Mensch zur Nothdurfft, Vergnügen und Wohlstande seines Lebens, ja überhaupt zur Beförderung seiner Wohlfahrt allhie gebrauchen kann. Kurtz: es ist eine Wissenschaft von Erlangung, Bewahrung und Anwendung des zeitlichen Vermögens.
2. Die Oeconomie übet dasselbe aus, was die Oeconomick §.1. vorschreibet; indem sie die verschiedenen besonderen Fälle, da die Regeln der Oeconomick können angebracht werden sich vorstellt; selbige gegen die Regeln hält; und vermittelt solcher Gegeneinanderhaltungen schliesset, was in diesem oder jenem besonderen Fall geschehen müsse; und hierauf dasselbe zur Wirklichkeit bringet.¹⁴

Die Ökonomie erfährt hier also allmählich eine Bedeutungsverschiebung hin zur praktischen Anwendung von Maßnahmen zur (durchaus eigennützigen) Vermögensbildung und -erhaltung. Gleichzeitig entsteht die Vorstellung von Gesetzmäßigkeiten, denen diese Vermögensbildung unterliegt.

Zu bemerken ist, dass der Verfasser sich mit den »äusserlichen Dingen« des »zeitlichen Vermögens« klar auf eine materielle Wertebene bezieht, zu bemerken ist aber auch, dass er die Deutung keinesfalls auf *Geldwerte* reduziert. Als Grundlagen des ökonomischen Handelns werden die Begriffe der »Absicht« und der »Ordnung der Dinge« (als Abfolge von notwendigen Schritten) präsentiert. Unter Absicht versteht der Autor eine bestimmte Zielsetzung, für deren Erlangung es geeignete Mittel zu finden gilt. Diese Mittel müssen in einer bestimmten *Ordnung*, also zeitlichen Abfolge, angewandt werden, um zum Ziel zu gelangen.¹⁵ Diese bestimmte Ordnung ist die eigentliche ökonomische Ordnung. Wichtig für unsere Begriffsbestimmung der Sammlungsökonomie ist die Zweideutigkeit des Begriffes »Ordnung«, die der Verfasser hier gebraucht. Zum einen zeigt sich die richtige »Ordnung der Dinge« in der korrekten Abfolge der notwendigen Arbeitsschritte zur

14 C.A.K.: Die allgemeinen Oeconomischen Maximen: Wie sich solche Aus dem Begriffe der Oeconomic herleiten und bey einer jeden Oeconomie sehr nützlich gebrauchen lassen; Nebst einem Beweise, Daß dieselben in denen Privat-Oeconomien, Da man sich der Natur und Kunst bedienet, Und welche uns dergleichen Sachen gewehren, die das meiste Geld ins Land bringen, sonderlich durch die Mathematick, Physick und Chymie erhalten werden, Halle 1728, S. 1 f. Verfügbar unter: <http://dx.doi.org/10.25673/37304>.

15 Ebd., S. 18f.

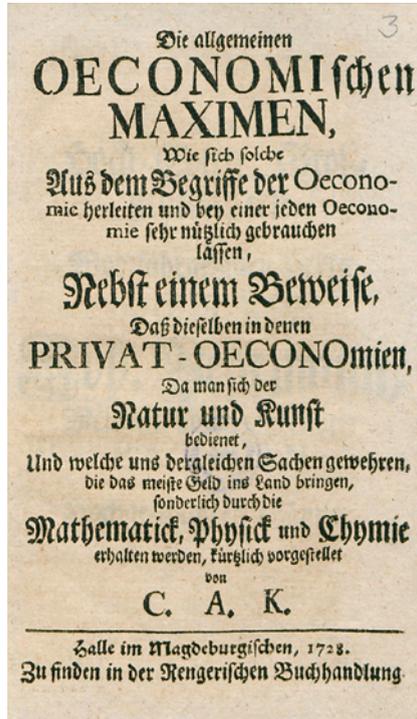


Abb. 1: Titelblatt von C.A.K.: »Die allgemeinen Oeconomischen Maximen«, Halle 1728.

Erreichung eines Zieles, also in einer temporalen Dimension; zum anderen aber auch auf einer lokalen Ebene. Gegenstände, die man zur Verrichtung bestimmter Absichten braucht, müssen ihren »gehörigen Ort«, also ihren bestimmten, regelbasierten Platz haben. Unordnung ist demnach unökonomisch. Diese rein physische Ordnung von Gegenständen ist aus dieser ökonomischen Perspektive derart grundlegend, dass man sie schon beim Erwerb der Gegenstände mitzudenken habe.¹⁶ Bezogen auf Sammlungen bedeutet dies, dass auch sie ökonomisch sind, wenn Gegenstände mit einer gewissen Absicht und Ordnung zusammengetragen werden.

In diesem Band situieren wir die Sammlungsökonomie im Spannungsfeld zwischen den unterschiedlichen frühneuzeitlichen Bedeutungsebenen. Einerseits werfen die Beiträge einen Blick auf die sozialen Praktiken, die beim Sammlungs Aufbau und der Sammlungsverwaltung eine Rolle spielen. Diese

¹⁶ Ebd., S. 26.

Praktiken sind Teil einer klugen »Sammlungswirtschaft«. Ziel der Beiträge ist es, jeweils vormoderne Eigenlogiken dieser Praktiken, die oftmals ständisch und konfessionell geprägt waren, herauszuarbeiten. Andererseits soll es konkret um die »Erlangung, Bewahrung und Anwendung« der Sammlungen, gedacht als ökonomisches und symbolisches Kapital, gehen. Dies schließt dezidiert auch die Bewertung von Objekten ein. Der Aufbau einer Sammlung unterlag dabei nicht nur bestimmten ökonomischen Zweckmäßigkeiten, sondern das Sammeln als solches verfolgte bestimmte Absichten. Dies machte es, wenn wir dem anonymen C.A.K. folgen, im wahrsten Sinne des Wortes zu einer *oekonomischen* Tätigkeit.

2. Der Wert des Einzigartigen

Wie bewertet man einzigartige Objekte, die sich dem Vergleich mit anderen Dingen entziehen? Wie einigt man sich auf Preise für Dinge, die es vorher nicht zu kaufen gab und für die es keinen oder nur einen kleinen Markt gibt? Dies sind Fragen, die sich in einer Zeit der »Entdeckungen« und damit einhergehend einer explosionsartig vermehrten Anzahl von zu bewertenden und in die Organisationsformen von Wissen einzuordnenden Dingen in besonderem Maße stellen und daher für die vormoderne Sammlungsökonomie eine gewisse Dringlichkeit hatten und bis heute haben. Dank dieses Umstands sind vielfältige Quellen erhalten, die sich mit den Praktiken des Wertes und der Bewertung, also dem »doing value« solcher Objekte auseinandersetzen.¹⁷

Dabei ist es insbesondere die Unberechenbarkeit der Wertbildungsprozesse, die uns bis heute fasziniert, wenn wir etwa an den Kunstmarkt und die schier unglaublichen Summen denken, die dieser immer wieder aufruft. Diese Unberechenbarkeit lässt sich also im heutigen Auktionsbetrieb ebenso nachvollziehen wie in der Antike, etwa in der bekannten Geschichte des Lucius Mummius in Plinius' *Naturgeschichte*:

Ausländischen Gemälden aber brachte in Rom öffentliches Ansehen zuerst vor allem L. Mummius, dem sein Sieg den Beinamen Achaicus verschaffte. Als nämlich beim Verkauf der Beute König Attalos ein Bild des Aristeides, einen

17 Zum Begriff des »doing value« vgl. Hans Peter Hahn, Values and Value: Some Approaches to the Concept of ›Values in Things‹, in: H.P. Hahn, A. Klöckner, und D. Wicke (Hg.): Values and Revaluations: The Transformation and Genesis of ›Values in Things‹ from Archaeological and Anthropological Perspectives, Oxford 2023, S. 3–27.

Dionysos, für 600.000 Denare kaufte, wunderte sich Mummius über den Preis und forderte es, argwöhnend, daß es einen ihm unbekanntem Vorzug habe, wieder zurück [...].¹⁸

Diese Episode aus der *Naturgeschichte* zeigt die Preissetzungsmacht und Preissetzungsproblematik des *einzigartigen* Produkts.¹⁹ Nicht nur *fremde* Kunstwerke unterlagen diesen, Außenstehenden völlig unverständlichen, Marktmechanismen. Die Beiträge in diesem Band zeigen, dass auch viele Jahrhunderte nach der Entstehung von Plinius' Text Objekte für Käufer und Verkäufer noch unbekannt und die geforderten wie auch gezahlten Preise erklärungsbedürftig sein konnten. Dies betraf, wie Thomas Bremer in seinem Beitrag ausführt, »Kunst- und Natursachen«, die im Rahmen der ersten Südseereisen erworben wurden.²⁰ Ebenso betraf es Objekte mit herausstechenden Provenienzen und Sammlungskonvolute, die durch ihre Zusammenstellung einen besonderen epistemischen Wert erhielten.²¹ Waren diese Objekte also *unbezahlbar*? Auf den Märkten der Vormoderne wurden solche Objekte und Objektkonvolute selbstverständlich bepreist und gehandelt, wie auch schon auf den Märkten der Antike, und wie bei Plinius wurden auch in der Vormoderne Preissetzungen und Käufer wie Verkäufer solcher Transaktionen dokumentiert und diskutiert. Die Betonung der Singularität einzelner Objekte und Konvolute bedeutete also keinesfalls, dass sie ihren Warenstatus verloren²² – vielmehr vergrößerten die folgend notwendigen Aushandlungen zur Bestimmung ihres Warenwertes oft die Quellengrundlage, die uns die Untersuchung dieser Prozesse erst ermöglicht.

Die vormoderne Sammlungsökonomie fand in einem öffentlichen Raum statt. Die ab dem 18. Jahrhundert zunehmende Dokumentation dieses Handels bedingt dabei nicht zeitgleich eine Abnahme der »Anwesenheitsökonomie«, wie Elizabeth Harding in ihrem Beitrag herausstellt.²³ Sowohl die Käufer als auch die Verkäufer der Objekte hatten vielmehr häufig ein Interesse daran, ihre Sammlungsbestände, die Umstände des Kaufs oder Verkaufs

18 Caus Plinius Secundus: *Naturgeschichte*, Buch XXXV: Farben. Malerei. Plastik, übersetzt von Roderich König, Berlin 2007, S. 28f.

19 Zu den Grundlagen des Marktes für *einzigartige* (»unique« / »singular«) Produkte: Igor Kopytoff: *The cultural biography of things*, in: Arjun Appadurai (Hg.): *The social life of things. Commodities in cultural perspective*, Cambridge 1986, 2. Aufl. 2005, S. 64–91, hier insbesondere S. 69f.

20 Bremer, S. 121–139.

21 Feuerstein-Herz S. 227–253 und Strauß, S. 203–225.

22 Zum Problem der Singularisierung: Kopytoff (Anm. 19), S. 73f.

23 Vgl. Harding, S. 177–201.

und die Provenienz der Objekte zu publizieren. Auch Dritte veröffentlichten Informationen zu Sammlungen, Preisen, Besuchern und einzelnen Objekten, beispielweise, um ihre kennerschaftliche Stellung zu sichern.²⁴

So wurden etwa Objektlisten, Verkaufs- und Kaufpreise oder Käufernamen im Druck publiziert und verbreitet, teilweise in großer geografischer Entfernung vom Ort des Handels. Dieses Phänomen ist bis heute zu beobachten. Das Interesse an seltenen, *kuriosen* zum Verkauf gebrachten Dingen und/oder gezahlten Höchstpreisen (zusammen mit der Identität der Käufer, sofern bekannt) erscheint uns heute als Thema des Boulevardjournalismus und der Faszination von »erratischen« Marktmechanismen und den Auswüchsen eines Kunstmarktes, der die zu Verkauf stehenden Werke als Kapitalanlagen oder Spekulationsobjekte vermarktet.²⁵ Hier schwingt auch die Idee mit, dass diese Praktiken sich vom Ideal einer auf Erkenntnisgewinn ausgerichteten Sammlung entfernt hätten und korrumpiert worden seien.

Dabei war der soziale und damit zusammenhängend wirtschaftliche Nutzen von Sammlungen auch in der Vormoderne allgegenwärtig, wie die vorliegenden Beiträge zeigen. Sammlungen wurden als Kapitalanlagen angesehen und von den sie zusammentragenden Personen (auch) zu diesem Zweck angelegt. Besonders deutlich war dies bei gelehrten Sammler:innen. Sie hatten nur einen begrenzten Kapitalstock zur Anlage ihrer Sammlung zur Verfügung, konnten sich aber durch ihre Kenntnisse und Netzwerke oft Objekte sichern, deren Preise auch für sie bezahlbar waren.²⁶ Durch das Schreiben über die eigenen Bestände wurde in der Folge der Wert der Objekte erhöht. Den lebenden Sammler:innen ging es dabei oft um das Sozialprestige, ihr soziales Kapital und den Zugang zu bestimmten gesellschaftlichen Kreisen, den Sammlungen eröffnen konnten.²⁷ Besonders bürgerliche Sammler:innen kalkulierten jedoch gleichzeitig ein, dass die Objekte nach ihrem Tod die Versorgung der Hinterbliebenen sichern helfen konnten. Auch zu diesem Zweck war es wichtig, dass die Sammlung und damit ihr *Wert* möglichst breit publiziert und rezipiert wurde – denn so erfolgte ein Wertzuwachs, der zur Sicherung der Versorgung in großem Maße beitragen konnte.

24 Vgl. Carmassi, S. 25–56.

25 Vgl. Feuerstein-Herz, S. 227–253.

26 Vgl. Rößler, S. 57–94.

27 Vgl. Ludwig, S. 141–176 und Reimann, S. 95–119.

3. Beständig und Nützlich? Sammeln in der vormodernen Gesellschaft

Ein wesentliches Merkmal, das vormoderne Sammler:innen von ihren späteren Pendanten unterscheidet, ist ihre Positionierung in einer ständischen Gesellschaft und das ausgeprägte vormoderne Interesse an Stand und Rang. Daher ist das Postulat von Güttler und Heumann: »Über Sammlungen konstituierte sich das Bürgertum als gesellschaftliche Elite, inklusive ihrer Geschlechterordnung, die bis heute die Archive strukturiert [...]«²⁸ für die Vormoderne nur mit Abstrichen anzuwenden. Vielmehr scheinen die in diesem Band versammelten Beiträge auf die funktionale Teilung der ständischen Gesellschaft auch im Bereich der Sammlungsökonomie hinzudeuten: Die von Hole Rößler beschriebenen Porträtsammlungen funktionierten ebenso wie die von Caren Reimann thematisierten Bibelsammlungen etwa als »soziale Währung«, die den Besitzer:innen, darunter durchaus auch Frauen, als Distinktionsmerkmal dienten und im sehr ausdifferenzierten Gelehrtenstand entscheidend für die eigene Position sein konnten. Vor allem bürgerliche Sammler:innen als Innovationsträger legten dabei in einzelnen Segmenten beachtliche Objektkonvolute an, waren zeitgleich aber oft an einem Ankauf dieser Objekte in toto durch adelige Sammler:innen interessiert und nutzten zu diesem Zweck ihre sozialen Netzwerke und Publikationsstrategien.

Dass der epistemische Wert adeliger Sammlungen und die wirtschaftliche Bedeutung der Ankäufe von ihren bürgerlichen Pendanten (an-)erkannt und wertgeschätzt wurden, zeigt sich beispielsweise im Fall des Bibelsammlers Josias Lorck (1723–1785), der nicht nur aktiv den Ankauf seiner eigenen Sammlung durch Karl Eugen von Württemberg (1728–1793) vorantrieb, sondern bereits 1779 den Nutzen der adeligen Sammlungen beschrieb:

Die zwote Classe von eigentlichen [Bibel]sammlungen [...], will ich die stehenden oder bleibenden nennen, weil sie menschlichem Ansehen nach nicht dem veränderlichen Schicksal der vorgedachten Privatsammlungen unterworfen sind.²⁹

Der adeligen Sammlung wird hiermit eine andere Qualität zugeordnet, die sich vor allem aus ihrer vermeintlichen Dauerhaftigkeit herleitet; sie ist damit aus der Perspektive der Zeitgenossen besonders nützlich.

²⁸ Güttler und Heumann (Anm. 5), S. 21.

²⁹ Josias Lorck: Die Bibelgeschichte in einigen Beyträgen erläutert, Kopenhagen/ Leipzig 1779, S. 9f.

Mit dem Begriff des »Nutzens« wird zudem auf einen weiteren zentralen (ökonomischen) Aspekt vormoderner Gesellschaften verwiesen: Sammlungen wurden im Hinblick auf ihre Nützlichkeit bewertet und durchaus im Spannungsverhältnis zwischen Eigen- und Gemeinnutz situiert.³⁰ Dies spiegelt das von Patrizia Carmassi beschriebene gelehrte Sammeln in besonderem Maße wider: Die Dimension des Eigennutzes ist auf Reisen stets präsent. Wer sich die Erstveröffentlichung eines Manuskripts sicherte, tat dies vor allem für die eigene Reputation. In einer ständischen Gesellschaft, die den Eigennutz tendenziell als amoralisch ablehnte, brauchte es aber gleichzeitig die Referenz auf das *bonum commune*. Der Gelehrte sammelte also für den gelehrten Fortschritt innerhalb der Gemeinschaft, der *res publica literaria*, und darüber hinaus.³¹

Im Gegensatz dazu zeigt Angela Strauß' Beitrag, dass sich die Bewertungspraktiken im frühen 19. Jahrhundert, also der Zeit, die traditionell als Übergang »von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft«³² verstanden wird, ausdifferenzierten. Zwar sind es auch noch soziale Faktoren und merkantilistische Argumente, die bei der Wertfindung eine Rolle spielten, der Nützlichkeitsaspekt bewegte sich aber zunehmend weg von einem gesamtgesellschaftlichen Anliegen hin zu einem mehr und mehr spezialisierten wissenschaftlichen Diskurs. Damit ging auch eine zunehmende Institutionalisierung der Sammlungen einher, die Privatsammlungen zwar nicht obsolet machte, jedoch einen gewissen Zentralisierungseffekt hatte. Heute, und das verdeutlicht der Beitrag von Petra Feuerstein-Herz, sind die Sammler:innen von vormodernen Objekten in vielen Fällen öffentliche Institutionen, denen die Bewahrung von Kulturgütern anvertraut wird, während private Sammlungen unter dem Eindruck rationalistischer Ökonomietheorien der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts tendenziell als *Ansammlungen* identifiziert wurden. Das Verhalten und damit das Lebensumfeld dieser Ansammler:innen galt es in den Augen einiger Autor:innen zu reformieren. Die Ansammlung dominiere die Ansammelnden in einer »Tyrannei des Leblosen«.³³ Im Gegen-

30 Winfried Schulze: Vom Gemeinnutz zum Eigennutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit (= Schriften des Historischen Kollegs. Vorträge. Bd. 13). München 1987.

31 Thomas Wallnig: Tu es für die Gelehrtenrepublik, Rechtfertigungsmotive für gelehrtes Handeln in der Korrespondenz von Bernhard und Hieronymus Pez, in: Aufklärung: interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte, 2016, 26 (6), S. 121–151.

32 Lothar Gall: Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft, München 1993.

33 Hierzu etwa Frank Trentmann: Herrschaft der Dinge. Die Geschichte des Konsums vom 15. Jahrhundert bis heute, München 2016, S. 304f. mit Verweis auf:

satz dazu sind die Gedächtnisinstitutionen von einer besonderen Autorität umgeben. Für Sammlungsgegenstände werden sie oftmals als letzte Etappe ihrer Objektbiografie angesehen – dem Markt entzogen würden sie so tatsächlich zu unbezahlbaren Schätzen.

4. Expert:innen und Institutionen: Die Spuren der Sammlungsökonomie

Eine Sammlung konnte vor allem dann als ökonomisch gelten, wenn die Sammelnden »Expertenwissen« in ihrer speziellen Nische nachweisen konnten und Zugang zu entsprechenden Netzwerken hatten. Dies konnte über die Ausbildung, insbesondere das Studium, aber vor allem durch Reisen und den Besuch anderer Sammlungen geschehen. Derartig erworbenes Expertenwissen musste in der Folge selbstverständlich, meist über Publikationen, disseminiert werden, um seine Wirksamkeit zu entfalten – und half damit wiederum, Sammlungen und Sammelobjekte bekannt zu machen. Forscherinnen und Forscher profitieren heute von dieser Dokumentation, die Einblicke in das Prinzip *Sammlung* zulässt, das vielfach die Beschreibung eines Prozesses war (und in vielen Fällen immer noch ist), der sich zwischen Anlegen und Verstreuern der Objekte zyklisch bewegt. Heute sind diese Bewegungen europäischer Sammlungen der Vormoderne vor allem durch die von den Expert:innen verfassten Quellen nachvollziehbar, die in diesem Band analysiert werden: Reiseberichte, Auktionsprotokolle, Inventare, Kataloge, Rechnungen und Gutachten. Sammlungen waren und sind noch immer durch die mit ihnen in der Vormoderne durchgängig verknüpften Schreib- und Lesepraktiken sowie durch den persönlichen Austausch Orte des Wissenswandels, der Iteration von Wissen.³⁴ Dass diese Iteration von Wissen grundlegend ermöglicht, aber auch getrieben wurde von ökonomischen Prozessen, zeigen die in diesen Band versammelten Beiträge.

Ein Durchbrechen des Zyklus von Anlegen und Zerstreuen von Objekten geschah durch die Institutionalisierung von Privatsammlungen, die zudem für Sammler:innen oder ihre Erb:innen besonders erstrebenswert war,

Thorstein Veblen: *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*, Köln 1957; des Weiteren: Bruno Taut: *Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin*, Berlin 2001, Neuausgabe der 5. erweiterten Auflage von 1928, S. 10f.

³⁴ Zu diesem Begriff: Eva Cancik-Kirschbaum und Anita Traninger: *Institution – Iteration – Transfer*, in: Cancik-Kirschbaum, Eva und Traninger Anita (Hg.): *Wissen in Bewegung. Institution – Iteration – Transfer*, Wiesbaden 2015, S. 1–13, hier besonders S. 1.

weil sie oft bedeutete, dass große Teile der Sammlung auf einmal verkauft werden konnten. Doch auch dort, wo solche Verkäufe nicht zwingend erforderlich waren, zeigen sich im 18. und noch verstärkt im 19. Jahrhundert Tendenzen der Institutionalisierung von Privatsammlungen und, sobald diese Sammlungen eine bestimmte Größe erreichten, die Trennung in unterschiedliche Segmente, die in eigene Institutionen überführt wurden. So entstanden aus ehemals privaten, oft mit gattungsübergreifendem Interesse angelegten Sammlungen in der Folge königliche, fürstliche, Ordens- oder universitäre Bibliotheken, Naturalien-, Grafik- und Kunstsammlungen. Dass jedoch auch diese Institutionen nicht von der Ökonomisierung der in ihnen verwahrten Sammlungen gefeit waren, zeigte z.B. Bénédicte Savoy am Beispiel der Inventarisierung der Kunstwerke des Musée Napoléon. Neben der einsetzenden allgemeinen Bürokratisierung des Staates half der zugeschriebene *Preis* der Kunstwerke auch dabei, die Verantwortlichen von ihrem *Wert* zu überzeugen. Auch in einer »auf ewig« angelegten, institutionalisierten Sammlung standen Wert und Preis in direkter Korrelation und wurden beide durch den Sammlungskontext gesteigert. So schrieb Dominique-Vivant Denon (1747–1825), Generaldirektor des Musée Napoléon, Ende des Jahres 1806 an den Kaiser:

Die Geldwerte, die in den Verträgen nie gänzlich ausgezahlt werden, könnten hier durch einige Stücke ergänzt werden, die einen tatsächlichen Wert bekämen, da sie vollständig in den Schatz Ihres Ruhmes Eingang fänden und auf ewig dort verblieben. Auch wenn Ihre Majestät nur wenige Gegenstände fordern würde, so wäre damit doch in jedem Falle ein großer Wert gewonnen. Ein einziges Gemälde von Raffael aus der Sammlung von Dresden ist vom König August mit 9.000 Louis bezahlt worden, für ihre Majestät ist es das Doppelte wert.³⁵

Geradezu exemplarisch wird hier die von Adriana Turpin angebrachte Definition des Wertes (»Value«) eines Objektes als eine Kombination seines Geldwertes und seiner Bedeutung oder Nützlichkeit für den Besitzer herausgestellt.³⁶ Ähnlich versteht Ulrike Sbresny den (materiellen oder immateriellen) Wert eines Objekts als eine Zuschreibung durch eine oder mehrere Personen. Bedeutung ergäbe sich dagegen aus der »Ding-Mensch-

35 Zitiert nach: Bénédicte Savoy: *Unschätzbare Meisterwerke*, in: Gudrun Swoboda (Hg.): *Die kaiserliche Gemäldegalerie in Wien und die Anfänge des öffentlichen Kunstmuseums*, Bd. 2, Wien/Köln/Weimar 2013, S. 412.

36 Adriana Turpin: *The Value of a Collection: Collecting Practices in Early Modern Europe* in: Bert de Munck und Dries Lyna: *Concepts of Value in European Material Culture, 1500–1900*, Farnham 2015, S. 155–184, hier insbesondere S. 257.

Interaktion«.³⁷ Ebenfalls exemplarisch ist hier der – selbstverständlich nicht nur an dieser Stelle zu beobachtende – Effekt der Institutionalisierung und damit des Besitzerwechsels zu erkennen. Körperschaften, wie etwa staatliche Museen, sind zur Definition ihrer selbst auch darauf angewiesen, den Wert der in ihnen verwahrten Objekte zu berechnen und zu belegen. Dieser Zusammenhang zwischen prominenter besitzender Institution, größerer (wenn auch selbstverständlich nie kompletter) Vollständigkeit der Sammlung und dem durch beide Aspekte gesteigerten Wert der Objekte findet sich natürlich nicht nur im Fall der kaiserlichen Kunstsammlung. Beiträge in diesem Band weisen ihn beispielweise für Bibliotheken und Mineraliensammlungen nach.³⁸ Das inhaltliche, epistemische »Primat der Vollständigkeit« wird hier, wie schon Güttler und Heumann erkannten, vom »ökonomischen Primat der Vollständigkeit« begleitet.³⁹

5. Fazit: Sammlungsökonomie und Kulturgeschichte

Dieser Band legt den Fokus auf die Untersuchung der Dokumentation der Praktiken des Sammelns, des Erwerbens, Präsentierens, Publizierens und des Veräußerns von Sammlungsbeständen. Bis auf wenige Ausnahmen wird der Umgang mit Objekten untersucht, die mindestens ein zweites Mal in den Handel kamen, antiquarische Bücher, Graphiken und Naturalien, die bereits zuvor als Sammelobjekte ge- und verkauft worden waren.⁴⁰ Nicht beleuchtet werden können jene Praktiken und Akteure, die die Produktion dieser Objekte anregten und umsetzten: Künstler, Handwerker, Mäzene und Händler. Diese Personengruppen und ihre Handelspraktiken und -räume standen indes besonders in den letzten Jahren im Zentrum des Interesses zahlreicher Publikationen.⁴¹

Die Quellen, die die vorliegenden Beiträge analysieren, entstanden mehrheitlich im mitteleuropäischen Raum. Selbst wenn sie sich dezidiert auf

37 Ulrike Sbresny: Sammlungen des Adels. Bedeutung, Kulturgüterschutz und die Entwicklung der Welfensammlung nach 1918, Bielefeld 2016, S. 197.

38 Vgl. Reimann, S. 95–119 und Strauß, S. 203–225.

39 Güttler und Heumann (Anm. 5), S. 20.

40 Insbesondere im *Kauf* von Objekten ergänzt dieser Band die von Güttler und Heumann vorgeschlagenen Praktiken. Vgl. Güttler und Heumann (Anm. 5), S. 7–22.

41 Zum Beispiel bei: Andreas Tacke u. a. (Hg.): Kunstmärkte zwischen Stadt und Hof. Prozesse der Preisbildung in der europäischen Vormoderne, Petersberg 2017, und: Christina M. Anderson (Hg.): Early modern merchants as collectors, London/New York 2017.

Objekte und Objektkonvolute beziehen, die außerhalb dieses geografischen Kontextes entstanden, wurden diese aus einer eurozentristischen Perspektive betrachtet und beschrieben. Diese Perspektive zu erweitern, die Frage danach zu stellen, wie sammlungsökonomische Prozesse sich in einem größeren geografischen Raum entwickelten und welche Interdependenzen sich feststellen lassen, bleibt ein wichtiges Feld für die weitere Forschung.⁴²

Viele der in diesem Band untersuchten Sammlungen existieren nicht mehr, bei vielen Objekten ist unklar, in wessen Besitz sie nach ihrem Verkauf eingingen oder ob sie überhaupt noch existieren. Bei den nachgewiesenermaßen noch existenten Sammlungen legten spätere Ergänzungen, Neuordnungen oder auch zum Teil absichtlich falsch zugesprochene Provenienzen andere Schwerpunkte. Im Fall von Reiseberichten haben wir Erläuterungen zu einigen der besuchten Sammler:innen und ihren Sammlungsobjekten, jedoch nicht zu allen. Mit diesen dokumentarischen Unvollständigkeits ist die vormoderne Sammlungsforschung und Sammlungsrekonstruktion vertraut. Die ökonomische Theorie ist es weit weniger. Hier wird von Akteuren und Objekten ausgegangen, die bis heute Wirksamkeit besitzen, oder aber von abstrakten Konzepten und Einflussnahmen. Diese Prämissen wurden aus der Perspektive der soziologischen Theorie bereits kritisch betrachtet.⁴³ Es ließe sich auch der schon attestierte »gefühlte[] Bruch zwischen der Wirtschaftsgeschichte und der Kulturgeschichte [...]« erneut exemplarisch belegen, das würde jedoch nur wenig Produktives zur Debatte beitragen.⁴⁴

Wie ergiebig es sein kann, aus genuin historischer beziehungsweise kunsthistorischer Perspektive Quellen zu analysieren, in Beziehung zueinander zu setzen und danach zu fragen, was uns diese oder jene Quelle über ökonomische Praktiken in Bezug auf die erwähnten Sammlungen oder Sammlungsobjekte sagt, zeigt sich in den vorliegenden Beiträgen.

42 Hierzu beispielsweise: Arlene Leis (Hg.): *Women, Collecting, and Cultures Beyond Europe*, New York 2023.

43 Dejung, Dommann und Speich Chassé (Anm. 10), S. 1–15.

44 Ebd., S. 8.

Patrizia Carmassi

ITINERARIES THROUGH LIBRARIES

PHILOLOGISTS AND THEIR SEARCH FOR ANCIENT MANUSCRIPTS IN 17TH-CENTURY EUROPE

»Ho notato che correvi a guardare le loro librerie.
È il vizio più antico e più inguaribile del bibliofilo.
Paul Collins: Al paese dei libri*

1. Introduction

In the Early Modern scholarly world, traveling and collecting were two closely related practices. From the extensive field of travel during the Early Modern age, specifically from northern countries to southern Europe and Italy, the birthplace of ancient Roman civilization, I focus here on a particular and well-defined area commonly referred to in international literature as *voyage savant* or *Gelehrtenreise*.¹ My intention is to analyze several texts that

* Quoted from the Italian edition, Paul Collins: *Al paese dei libri*, Milano 2010, p. 13 («I noticed that you were running to look at their bookshelves. It is the bibliophile's oldest and most incurable vice»).

1 Cf. Paul Dibon and Françoise Waquet: *Johannes Fredericus Gronovius, pèlerin de la république des lettres. Recherches sur le voyage savant au 17. Siècle*, Genève 1984 (École Pratique des Hautes Études, IVe Section, Sciences Historiques et Philologiques 5. École pratique des hautes études. Section 4, Sciences historiques et philologiques 53); Francesco Russo: *Itinera literaria et antiquités du Moyen Âge. L'Italie de Jean Mabillon et Bernard de Montfaucon*, in: *Viaggi e coscienza patrimoniale, Aubin-Louis Millin (1759–1818) tra Francia e Italia*, ed. by Anna Maria D'Achille, Antonio Iacobini, Monica Preti-Hamard, Marina Righetti and Gennaro Toscano, Roma 2011, p. 33–46; Winfried Siebers: *Bildung auf Reisen. Bemerkungen zu Peregrinatio academica, Gelehrten- und Gebildetenreise*, in: *Neue Impulse der Reiseforschung*, ed. by Michael Maurer, Berlin 1999, p. 177–188; Hans Erich Boedeker: »Sehen, hören, sammeln und schreiben.« *Gelehrte Reisen im Kommunikationssystem der Gelehrtenrepublik*, in: *Paedagogica Historica. International Journal of the History of Education* 38 (2002), p. 504–532; Fiammetta Sabba: *Viaggi tra i libri. Le biblioteche italiane nella letteratura del Grand Tour*, Pisa and Roma 2018 (Bibliologia. Quaderni di Bibliologia, vol. 4), esp. p. 35–59. See also Attilio Brilli: *Il viaggio in Italia. Storia di una grande tradizione culturale*, Bologna 2006.

originated within a relatively homogeneous group of philologists who shared a common ideal of culture and erudition and aimed to improve classical and patristic texts by correcting errors and publishing more accurate editions than the previous ones. To achieve this goal, they embarked on journeys to seek previously unpublished and unknown manuscript sources, often found in ancient monasteries or private libraries. Through their individual and collectively accepted efforts within the so-called *Res publica litteraria*, a discourse concerning scholarly travel emerged and is reflected in various literary forms, such as letters, biographies, and memoirs of learned individuals.² Additionally, within my portrayal of the scholarly journey, I explore the economic aspects of travel and how they are addressed and described in the sources examined. It is essential to highlight the elements within this discourse that determined the perceived value of undertaking a lengthy journey abroad in search of libraries, books, and manuscripts, intending to compare texts or expand one's personal collection of books. The costs incurred by these erudite travellers were not solely material in nature, such as expenses for accommodation, transportation, books, and manuscript purchases, or acquiring ancient objects like coins or inscriptions as well as employing assistants to aid in research and text transcription. There were also intellectual and social obligations, involving the spending of time, attendance at cultural events, expertise in various fields, and literary skills.³ Furthermore, dangers were constantly associated with these voyages, sometimes becoming the subject of the scholars' narratives and anecdotes.⁴

- 2 On this concept, which was also used by contemporaries, see Patrick Fiska, Ines Peper, Thomas Stockinger, and Thomas Wallnig: *Res publica litteraria*, in: *Geschichte der Buchkultur*. Bd. 7: Barock, ed. by Christian Gastgeber and Elisabeth Klecker, Graz 2015, p. 129–160; Marian Füssel and Martin Mulsow (eds.): *Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte* 26: Gelehrtenrepublik, Hamburg 2014.
- 3 Cf., for example, the speeches given by invitation in academies, which required preparation and knowledge, or the compositions of occasional poems of circumstance. This was the case by Nicolaas Heinsius, cf. below fn. 24 and 41. See also Wolfgang Behringer: *Reisen als Aspekt einer Kommunikationsgeschichte der Frühen Neuzeit*, in: Maurer (fn. 1), p. 65–95. On travel literature, see also: Karl A. E. Enenkel and Jan L. de Jong (ed.): *Artes Apodemicae and Early Modern travel culture, 1550–1700*, Leiden 2019 (*Intersections* 64).
- 4 Cf. Antoni Mączak: *Travel in Early Modern Europe*, Cambridge 1995, p. 95–102 and 158–182 on dangers; p. 72–94 on the costs of travelling. On the dangers and inconveniences during travel over the long term from the 17th to the 19th century (robbery, murder, kidnapping, illness, quarantine, formalities, cramped quarters) see

Below, I focus on two contemporaneous scholars, Nicolaas Heinsius (1620–1681) and Isaac Vossius (1618–1689), both from the same sociocultural milieu. They were fortunate to receive support from their respective families; their fathers, being learned scholars themselves, imparted valuable knowledge within the academic realm, facilitated connections with other scholars of the time, and provided access to a vast array of books and financial resources.⁵ Nicolaas Heinsius and Isaac Vossius also actively engaged in and contributed significantly to intellectual life within and beyond their home country. As philologists, they produced editions of classical texts and academic publications, maintaining a prolonged correspondence over time with their academic circles.⁶

The primary sources of analysis consist of two distinct works. First, a biography of Heinsius, penned long after his death by Pieter Burman the Younger (1713–1778), a professor in Amsterdam and nephew of the renowned philologist Pieter Burman the Elder (1668–1741) (Fig. 1).⁷ It is worth noting that Burman the Younger gained access to reliable materials, including autograph notes by Heinsius, through his uncle, who served as a professor in Leiden.⁸ Second, I examine Isaac Vossius' correspondence with his parents during his early years as a scholar when he travelled from Holland to Italy in the early 1640s. While this correspondence possesses a more personal nature, it remains intriguing as it sheds light on certain aspects of the educational process deemed crucial for accessing the literary community as well as of the financial support provided by parents to facilitate

also Desanka Shwara: *Unterwegs. Reiseerfahrungen zwischen Heimat und Fremde in der Neuzeit*, Göttingen 2007, p. 117–135.

- 5 Later, on his second tour to Italy, however, Heinsius was forced to borrow money from his brother-in-law, and, in his fifth year of service, he complains in a letter to the Queen Christina that he has not had sufficient financial support during his long journey. He is granted credit, but the treasurer refused to pay the sum. See Christian Callmer: *Königin Christina, ihre Bibliothekare und ihre Handschriften. Beiträge zur europäischen Bibliotheksgeschichte*, Stockholm 1977 (*Acta Bibliothecae Regiae Stockholmiensis*, vol. 30), p. 66–67.
- 6 On the scientific activities and interests of Vossius, see Eric Jorink and Dirk van Miert (eds.): *Isaac Vossius (1618–1689) between science and scholarship*, Leiden 2012 (*Brill's Studies in Intellectual History*, vol. 214). For his correspondence, see Pieter Burman (ed.): *Sylloges Epistolarum A Viris Illustribus Scriptarum Tomi Quinque*, vol. III, Leiden 1727.
- 7 Nicolaas Heinsius: *Adversariorvm Libri IV [...] Qui Praefationem & Commentarium de Vita Nicolai Heinsii adjecit*, Harlingen 1742, here p. 1–55.
- 8 Heinsius: *Vita*, p. 18: »ipsius Heinsii autographas Ephemerides MSS.« Burman also made use of previously published epistles between Heinsius and other scholars.

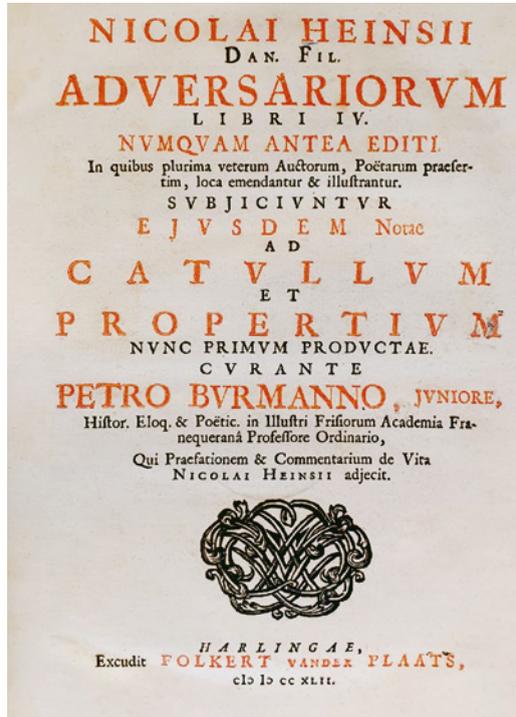


Fig. 1: Nicolai Heinsii Dan. Fil. Adversariorvm Libri IV. In quibus plurima veterum Auctorum, Poëtarum præsertim, loca emendantur & illustrantur; Svbjicivntvr Ejsdem Notæ Ad Catvllvm Et Propertium. Nvnc primvm prodvctæ. Curante Petro Byrmanno, Jvniore, [...] Qui Præfationem & Commentarium de Vita Nicolai Heinsii adjecit. Harlingae: van der Plaats, 1742, Title page.

such endeavors.⁹ In addition to these two primary sources, I incorporate supplementary documents from the same intellectual milieu in the latter half of the 17th century.

The search for ancient manuscripts and books useful for personal research during these trips was – when possible and the financial means allowed –

9 Cf. the edition and commentary by Frans F. Blok and Cornelis S.M. Rademaker: Isaac Vossius' Grand Tour, 1641–1644. The correspondence between Isaac and his parents, in: *Lias* 33 (2006), p. 151–216; Isaac Vossius' Grand Tour, 1641–1644. The correspondence between Isaac and his parents, Part II. Isaac Vossius in Italy, in: *Lias* 35 (2008), p. 209–279; Isaac Vossius' Grand Tour, 1641–1644. The correspondence between Isaac and his parents, Part III. Isaac in Paris, in: *Lias* 36 (2009), p. 295–385.

aimed not only at reading but also at purchasing them to establish and expand one's library (for Heinsius, we must add the mission entrusted to him by the Queen of Sweden). A personal collection of manuscripts was highly coveted. Although one could sometimes borrow codices to create/publish an edition, having one's own collection increased the researcher's prestige and allowed one to have a unique fund of sources to exploit for future research and publications. The term »collection« generally refers to »a set of things intentionally brought together, usually according to a concept and sometimes to a particular purpose.«¹⁰ Therefore, such a scholar's library or part of it in the Early Modern period can be defined as a ›collection‹ because it had been individually and intentionally accumulated to study the classics and advance the research on them. Determining criteria and qualities for a collection have also been described as order, taxonomy, and intentionality.¹¹ From the later auction catalogues, we recognize that, in the libraries of the scholars of this period, volumes were divided according to a precise order by genre or subject matter; the learned community also discussed detailed criteria attributing value to books, as we shall see.¹²

To consider such collections in an economic dimension, starting with travel sources, means first of all analysing the objects in question – books and manuscripts: What criteria determined the value of certain books compared to others in the context of a well-defined social group such as the international community of scholars and philologists of the time?

Second, it will be a matter of examining what advantage a good collection could bring to the erudite collector and scholar engaged in such research, that is, what intangible goods and benefits (such as prestige and fame) as well

10 Gabriella Cirucci and Walter Cupper: Beyond »Art collections.« Rethinking a Canon of Historiography, in: Beyond »Art Collections.« Owning and accumulating objects from the Greek antiquity to the Early Modern period, ed. by Gianfranco Adornato, Gabriella Cirucci and Walter Cupper, Berlin 2020, p. 9–28, here p. 9, with a discussion on the meaning of the term in different languages and on the research approaches on this subject.

11 Jane Fejfer: Displacing Artifacts. Towards a Framework for Studying Collecting in the Ancient Roman World, in: Cirucci and Cupper (fn. 10), p. 29–54, here p. 39.

12 See, e.g., the auction catalogue of the library of Marquard Gude (1635–1689): *Bibliotheca Exquisitissimis Libris in Theologia Jure, Medicina, Historia Literaria omnique alio Studiorum Genere instructissima: Imprimis autem Multorum a Viris Doctiss. Scaligero, Blondello, Salmasio aliisque emendatorum ac eorum manibus notatorum; Mss. Codicum Arabicæ, Græcæ Latinæque Linguae [...] à Viro Illustri Domino Marquardo Gudio ... Summo Studio & delectu congesta [...]*, Kilonii: Reuther, 1706. For the catalogue of the library of Nicolaas Heinsius see below fn. 15.

as material ones (such as work and compensation) were accorded within the structured frame of the *Res publica litteraria*. Indeed, different discourses emerge from the sources not only on the material costs involved in building a book collection but also on the qualities of a philologist, the value of culture, and the production of knowledge.

2. Economic aspects of Heinsius' trip to Italy collecting manuscripts for himself and the Queen of Sweden

Let us commence with Heinsius and his account of the journey to France and Italy undertaken at the request of Queen Christina of Sweden (1626–1689) in the early 1650s. With Isaac Vossius serving as her librarian and advisor during this period, the Queen sought to enhance the royal library's collection and prestige by acquiring books, manuscripts, and antiquarian artifacts like gems, medals, and coins. Consequently, after thorough evaluation, examination, and negotiations, they acquired libraries available for purchase and previously owned by living or deceased scholars, which sometimes involved book and manuscript exchanges.¹³ For this purpose, and in search of valuable items on the market, traveling abroad was necessary.¹⁴ Within his philolog-

13 Many plans and wishes to purchase manuscripts, libraries, or antiquities collections in France and Italy, however, failed, cf. Callmer: *Königin Christina*, p. 61–66, 148–177; Eva Nilsson Nylander: *The mild boredom of order. A study in the history of the manuscript collection of Queen Christina of Sweden*, Lund 2011 (Bokhistoriska skrifter 8), p. 51–54. This activity also involved compiling catalogues of objects or books to be examined by the Queen. On the Queen as book collector, the collector's reputation, and the construction of the image of the monarch through the library, see *ibid.*, p. 105–146. Heinsius' tour in Italy touched the cities of Turin, Milan, Padua, Venice, Rome, Florence, Pisa, Livorno, Lucca, Bologna, Ferrara, Vicenza, Verona, Brescia, and Bergamo. On his *peregrinationes academicae*, see also Gennaro Celato: *Nasonis vincere decus. Da Ovidio a Claudiano: gli studi di Nicolaus Heinsius sugli auctores latini*, Pisa 2023 (Testi e studi di cultura classica 88), p. 59–98.

14 Heinsius had already undertaken personal study trips abroad including England, France, and Italy in previous years (1641, 1645–1648), see Callmer: *Königin Christina*, p. 58–59; Heinsius: *Vita*, p. 5–12. Called to Stockholm at the suggestion of Vossius, he undertook a journey first to Denmark, Hamburg, and Holland at the behest of the Queen. The history of Christina of Sweden's library, in Stockholm, then after her conversion to Catholicism and her move to Rome, has been the subject of several studies, to which I refer here for details: Callmer: *Königin Christina*, esp. p. 28–38, p. 57–70 on Heinsius; p. 148–177, on the manuscripts acquired and their provenance from other collections, indicating in some cases the amounts paid;



Fig. 2: Portrait of Nicolaas Heinsius, from the Auction catalogue of his library: *Bibliotheca Heinsiana Sive Catalogus Librorum, Quos magno studio & sumptu, dum viveret, collegit Vir Nicolaus Heinsius, Dan. Fil. In duas Partes divisus, Lugduni in Batavis: Vivié, [1682]*. Porträt in the copy at the Herzog August Bibliothek, Bc 882.

ical and scholarly research context, Heinsius aimed to explore both public and private libraries that might house valuable manuscript witnesses. The areas of interest to Heinsius as well as many other intellectuals of the time engaged in a *peregrinatio erudita* encompassed classical antiquity in general. This included the study and research of texts by ancient and patristic Latin and Greek authors and an in-depth understanding of remnants of antiquity such as monuments, inscriptions, or coins. (Fig. 2)

To aid him in these endeavors, Heinsius required a companion to assist him in his scientific work and in navigating libraries. This was a main task and

Frans F. Blok: *Isaac Vossius and his circle: His life until his farewell to Queen Christina of Sweden 1618–1655*, Groningen 2000, esp. part IV; Nilsson Nylander: *The mild boredom, with further bibliography.*

implied the transcription of texts: »Cuius opera in bibliothecis perlustrandis uti necesse habebat.«¹⁵

From an economic perspective, Burman's account of Heinsius' journey to Italy reveals several dangers and inconveniences the learned traveller encountered in his dual role as scholar and collector. The episodes narrated not only hold the anecdotal or commemorative value of the journey itself but also help us comprehend the potential losses and risks (if even calculated) compared to the investments made for the trip. We can discern both disadvantages and opportunities arising during the journey. Some elements fall on the negative side, resulting in work delays, significant changes, or even cancellation of plans and itineraries, which may also lead to higher expenses. The evaluation of the trip's negative aspects, influenced by natural and human factors, is centred primarily around missed visits to libraries, the consequent loss of potential manuscript consultations, and the discovery of textual variants. Among the limiting factors on the negative side are climatic elements, such as excessive heat, particularly prevalent in southern European countries, which render any stay there during the summer months inefficient. Heinsius himself took this into account, waiting for the heat to subside before departing from Paris to Italy: »Lutetiis quum mense Septembri haesisset Heinsius, remittentibus jam aestivis caloribus, de italico itinere promovendo meditari coepit.«¹⁶ Other natural factors such as rain, snow, or inclement weather also impacted road conditions, which were already challenging, thus limiting travel possibilities or prolonging the journey. Examples of such conditions include traversing the Alps or the route from Turin to Milan, where snow, storms, and continuous rain made the path both strenuous and perilous.¹⁷

15 It is Lukas Langermann from Hamburg (1625–1686). Cf. I.U.: Langermann, Lucas, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 17 (1883), p. 683–684 (<https://www.deutsche-biographie.de/pnd122880692.html#adbcontent>, accessed: 23 January 2023). *Perlustrare* is the expression used about going to different types of libraries to scrutinize them: »partim Bibliothecis quam publicis quam privatis perlustrandis transegit,« Heinsius: *Vita*, p. 19. In his lifetime, Heinsius collected a rich private library, see catalogue Nicolaas Heinsius: *Bibliotheca Heinsiana Sive Catalogus Librorum*, Leiden [1682]. On this catalogue John A. Sibbald: *The Heinsiana – Almost a Seventeenth-Century Universal Short Title Catalogue*, in: *Documenting the Early Modern Book World*, ed. by John A. Sibbald, Malcolm Walsby and Natasha Constantinidou, Leiden 2013 (*Library of the Written Word* 31; *Library of the Written Word. The Handpress World* 23), p. 141–159.

16 Heinsius: *Vita*, p. 19.

17 *Ibid.*, p. 21: »itinere laborioso cum imbris continuis conflictatus, et per vias in montibus difficiles et periculosas a nivibus et procellis dirum in modum exagitatus sexto demum die post Taurinum pervenit«; *ibid.*, p. 22: »Quod iter per sex fere

In addition to these aspects, one must consider human and institutional factors. Roads could be infested with brigands (*latrones*), as in the Brescia to Piacenza stretch.¹⁸ Moreover, war situations and conflicts among states created a general sense of insecurity.¹⁹ Finally, the fragility of human nature could lead to interruptions of desired activities because of illness or, in the most extreme cases, death.²⁰ On the route from Paris to Dijon, the city of Troyes presented a socially significant religious festivity that prevented Heinsius from visiting local libraries on that particular day. This unforeseen circumstance resulted in an unpredictable and random loss of potential discoveries: »postquam per Threcesensem civitatem transisset, ubi propter diem festum et sacrum nec bibliothecas nec alia, quae satis illic videnda erant, lustrare potuit.«²¹ Similarly, in Turin, where Heinsius possessed a letter of recommendation from Paris for an abbot, celebrating All Saints' Day and other holidays occupied the abbot's time, preventing Heinsius from benefitting from the contact. He described the situation economically: »vix illius opera Heinsio profuit« – it was useless. Time wasted on the streets and missed opportunities in cities are thus evaluated once again in the context of the search for possible precious manuscripts of ancient texts. The value of these discoveries lies in the quality and rarity of the manuscripts. However, the reports do not explicitly name the monetary or material costs associated with transportation, food, or lodging in any detail, even though these aspects

dies continuos propter vias pluviarum copia inundatas habuit valde exercitum ac laboriosum.« For dangers and storms when traveling by sea see *ibid.*, p. 29, 37.

- 18 *Ibid.*, p. 23: »Hinc propter viam Brixiensem a latronibus undique obsessam per Placentiam, Parmam, Mutinamque pervenit.« See also about *latrones*, *ibid.*, p. 30. Heinsius also complains of having lost books and other antiquities because of a shipwreck during the expedition, cf. Callmer: *Königin Christina*, p. 87.
- 19 Heinsius assisted, e.g., in Naples to the Conspiracy of the Ciompi, see Frans Felix Blok: *Nicolaas Heinsius in Napels: April–Juli 1647*, Amsterdam 1984 (*Verhandelingen der Koninklijke nederlandse akademie van wetenschappen, Afd. letterkunde. Nieuwe reeks* 125).
- 20 We also have the account by Jean-Pierre Nicéron of the journey undertaken by Marquard Gude as a learned companion to the young nobleman Samuel Schas in France and Italy. Both scholars were forced to halt in Toulouse for over 15 days because of illness. Besides the risk of death, the precise recording of the days spent and the eagerness to resume the journey as soon as possible suggests the economic value of time during such travels. The text also implies additional medical expenses by referencing doctors. Jean Pierre Nicéron: *Memoires Pour Servir A L'Histoire Des Hommes Illustres Dans La Republique Des Lettres. Avec Un Catalogue Raisonné de leurs Ouvrages. Tome XXVII*. Paris 1734, here p. 179.
- 21 Heinsius: *Vita*, p. 20.

certainly formed part of the trip's preparation and planning based on financial resources. Instead, the evaluation revolves around intellectual and communication factors, primarily advancing philological science and expanding the network of scholars. Specific payments and costs of accommodation are rarely mentioned in this erudite correspondence.²²

The positive aspects seem to prevail in Burman's account of Heinsius' journey. These instances sometimes involve scholars being warmly welcomed into local communities, but the most significant advantage lies in their gaining access to rich private or public libraries through the right connections. An early example of such hospitality and conviviality speaks to physical pleasure: Pierre de Boissat (1603–1682), a jurist, soldier, and the son of a renowned Greek scholar, invited Heinsius and his companion, along with the most learned individuals of the city, not only for lunch but also for an extravagant dinner in Vienne.²³ Yet, these fine and lavish dining instances were not merely about indulging in food; they also served as valuable net-

- 22 One exceptional case is described in a letter from the numismatist Ezechiel Spanheim (1629–1710), sent from Mannheim to Ottavio Falconieri (1636–1675) in Rome on 14 July 1665. In the letter, Spanheim discusses his outstanding debts to the hotelier with whom he had been residing in Rome. Evidently, the hotelier was demanding final payment, while Spanheim requested to delay the payment until the Frankfurt Book Fair. In this case, it is possible to establish a correspondence between the amount paid and the actual duration of the stay: Venice, Biblioteca Nazionale Marciana [thereafter BNM], Lat. XI, 97 (= 4085), fol. 195r–196v, here fol. 196r-v: »J'écris un mot à l'hoste pour le conjurer d'avoir encore patience jusques à la foire prochaine de Francfort qui se tient en six semaines et auquel tems sans plus long delay il aura toute satisfaction, comme vous aussi (196v) pour le reste qui est demeuré. Ledit hoste ni perdra rien. Il reçut 400 écus de moy à mon depart et avoit reçu 250 en d'autres payemens, ou environ, tout cela pour l'espace de deux années et demy que j'ay logé chez lui ce que j'allegue seulement à l'égard de ses plaintes, et non pas pour lui en donner nouveau sujet. Je vous auray une extrême obligation de le faire patienter jusqu'à ce tems là.« The letters are preserved in this manuscript; most of them; most of them are unpublished. About Spanheim, see Sven Externbrink: *Diplomatie und République des lettres: Ezechiel Spanheim (1629–1710)*, in: *Francia. Frühe Neuzeit* 34 (2007), p. 25–59. Spanheim went on a diplomatic mission to Rome in the years 1661–1664, *ibid.*, p. 27. On his library and the network of his correspondents, see Sven Externbrink: *Politik und Gelehrtentrepublik zwischen konfessionellem Zeitalter und Frühaufklärung. Die Bibliothek Ezechiel Spanheims*, in: *Frühneuzeitliche Bibliotheken als Zentren des europäischen Kulturtransfers*, ed. by Claudia Brinker-von der Heyde, Annekatrien Inder, Marie Isabelle Vogel, and Jürgen Wolf, Stuttgart 2014, p. 161–175.
- 23 Heinsius: *Vita*, p. 21: »incredibili benignitate eum excepit Petrus Bossiacus vir nobilissimus [...] virosque civitatis doctiores ad prandium ac coenam lautissimam una cum Heinsio Lagermannoque invitavit.« His hotel particulier is preserved to this day.

working opportunities. These encounters with the upper class and literati of the cities were repeated at each stage of the journey and served as formalized communication and demonstrations of one's worth and social status. These interactions involve mutual recognition, homage, and intellectual exchanges, showcasing one's competence in erudite conversation. Sometimes, it is necessary to pay tribute, such as participating in circles or academies – and, as we shall see, producing poems, dedications, elegies, and other literary compositions. For example, during his earlier stay in Padua in 1648, Heinsius was almost compelled by his circle of friends to publish his poems written in Italy, dedicated to Cassiano del Pozzo (1588–1657), which referenced the people and places he had visited.²⁴

These meetings often led to valuable information regarding access to libraries and manuscripts, especially when they were private collections. In the same account, the image of wealth and opulence (described with the adjective *luculentus*) was also used to portray a library (*luculenta ... bibliotheca*), as an ideal »feast of books«. This is exemplified by the library of the Duke of Savoy, adorned with numerous high-quality Greek codices as well as ancient statues and inscriptions: »patuit Heinsio luculenta ipsius Ducis Bibliotheca, codicibus melioris notae Graecis, iisque ineditis & numero haud paucis, cum statu plurimis & inscriptionibus antiquis exornata.«²⁵

Thus, the concept of the usefulness and benefit of the *peregrinatio* were closely tied to the discovery of texts that held value for one's own research and the publication of new editions. In the case of Heinsius, the success of a visit or a stage of the journey was assessed, for example, by the presence of codices of Claudianus or Ovid, the focus of the philologist's work. Burman explicitly mentioned the editions published during those years.²⁶ Furthermore, such manuscripts were deemed more valuable the older they were, while recent or limited quantity ones could lead to a disappointing visit.²⁷ It entailed a constant »searching« of places and libraries (*perlustrare*), often with a specific purpose in mind. The culmination of these efforts was the actual discovery of something unusual (*invenit* is the verb used). This is exemplified, for instance, in the case of Senator Carolus Strozzi's (1587–1670) library, which was also later praised by Daniel Papenbroch (1628–1714), a learned Jesuit who embarked on a Grand Tour of Italy in the second half

24 Heinsius: *Vita*, p. 10. Nicolaas Heinsius: *Elegiarvm Liber. Ad Illustrissimum Virum Cassianvm Pvteo*, Padua 1648.

25 Heinsius: *Vita*, p. 22.

26 Heinsius: *Vita*, p. 25 and 55 (list of published works by Heinsius: first edition of Claudianus 1650, of Ovidius 1652).

27 Heinsius: *Vita*, p. 24, on the library of the Abbey of Fiesole.

of the 17th century, in his account of a visit to Florence.²⁸ Burman's words indicate that Heinsius found an ancient codex of the *Fasti* in this bibliophile and manuscript collector's exceptionally rich library: »Eodem comite excussit Heinsius varia insignia Antiquitatis monumenta & Bibliothecam Caroli Strozzeae viri nobilissimi, plurimis codicibus MSS refertissimam, eosque inter *Fastos* & *Metamorphosin* Ovidianam, quemadmodum et alia nonnulla Ovidii praesertim *Fastos* ex antiquissimo codice descriptos apud Jac. Gaddium invenit.«²⁹ Jacopo Gaddi (ca. 1600–after 1658), a noble Florentine scholar who hosted gatherings of the »*Svogliati*« Academy at his residence, was credited with describing the codex.³⁰

Additionally, among the manuscripts observed by Langermann in the library of S. Croce in Florence, one containing Ovid's epistles is mentioned prominently.³¹ Finally, in Rome, in the renowned library of the learned Cardinal Francesco Barberini (1597–1679), the manuscripts containing the works of Claudianus and Ovid were recorded. Heinsius had the privilege of consulting them freely every day, thanks to the generous concession of the cardinal: »Cum Cardinalis ac Princeps eruditissimus Franciscus Barberinus suae ipsius usum quotidianum ultro ac valde liberaliter Heinsio concederet; in quibus Claudiani atque Ovidii, cuius nova hoc anno editionem adornavit, membranis conferendis Heinsius, Theocriti vero codicibus excutiendis Langermannus invigilaverunt.«³² The codex containing Ovid has been identified in the current manuscript at the Vatican Apostolic Library, Barb. lat. 59.³³

28 Cf. Heinsius: *Vita*, p. 24. About Daniel Papebroch, see Susanne Daub: *Kunstdenkmäler in Latium und der Toskana: Die Beschreibungen und Bewertungen des Jesuiten Daniel Papebroch aus den Jahren 1661–1662*, Göttingen 2016, here p. 268–269. Daniel Papebroch: *Auf heiliger Jagd in Florenz. Aus dem Tagebuch des Jesuiten Daniel Papebroch. Erstedition, Übersetzung, Kommentar*, ed. by Susanne Daub, Erlangen 2010, p. 127.

29 Heinsius: *Vita*, p. 24.

30 He died 1668 in exil. On his person, see Fabio Tarzia: Gaddi, Jacopo, in: *Dizionario Biografico degli Italiani* 51 (1998), p. 159–160. His erudition about the classics is also reflected in his compilation *De Scriptoribus Non Ecclesiasticis Graecis, Latinis, Italicis Primorum graduum in quinque Theatris scilicet Philosophico, Poetico, Historico, Oratorio, Critico*, Florence 1648. The second volume was published in Lyon one year later.

31 Heinsius: *Vita*, p. 24.

32 Heinsius: *Vita*, p. 25. Barberini writes a letter of recommendation, *ibid.*, p. 28. On his library, see *Index bibliothecae qua Franciscus Barberinus S.R. E. cardinalis vicecancellarius magnificentissimas suae familiae ad Quirinalem aedes magnificentiores reddidit. Tomi tres libros typis editos complectentes*, Rome [1681].

33 Cf. M.D. Reeve: Heinsius' Manuscripts of Ovid, in: *Rheinisches Museum für*

In addition to the items Heinsius collected or attempted to purchase for the Queen of Sweden – books, manuscripts, and ancient coins – it becomes evident that he was deeply invested in his role as editor and philologist.³⁴ Burman's narrative, though it takes place several decades later, reveals a »discourse« about travel within a specific group of philologists, encompassing their interests and their identity as experts in ancient literature as well as their advancement of the science of »textual criticism.« This discourse existed within a broader cultural and literary context surrounding the subject of travel, which included both accounts and travel guides and involved the Grand Tour's usefulness in training young elites and expanding their knowledge. In this case, travel served as a way to learn about the customs of other peoples, refine the art of diplomacy and politics, and explore what we would now refer to as the »cultural heritage« of other nations to govern effectively.³⁵

The endeavors of Heinsius and his colleagues can be likened to a genuine »chasse aux livres«,³⁶ which also encompassed inscriptions, coins, and other antiquarian information. These pursuits aimed to enhance scientific knowledge and understanding of classical antiquity and to produce (also in an economic sense) works and artifacts that justified and legitimized their status

Philologie N.F. 117 (1974), p. 133–166, here p. 158. The manuscript is digitized: https://digi.vatlib.it/view/MSS_Barb.lat.59 (accessed: 27 November 2023).

34 Burman evidently intends to provide a positive and ideal picture of Heinsius' activities as a philologist. In reality, Heinsius' purchases for the Queen were minor because of lack of funds; see Callmer: Königin Christina, p. 64–67, for details on the amount of money involved. Moreover, there was a loss of four chests with rare books because of pirates, *ibid.*, p. 66 (with fn. 61), p. 88.

35 Besides the already mentioned literature, see also Carolin Sachs' Ph.D. project: *Apodemische Wissenskultur in Europa. Zur Theorie des Reisens junger gesellschaftlicher Eliten in der Frühen Neuzeit (ca. 1600–1800)*. With a focus on the 18th century, see the conference, held in Halle (Franckesche Stiftungen), on 28–31 August 2022: »Reisen und Religion im (langen) 18. Jahrhundert. VI. Internationaler Kongress für Pietismusforschung«.

36 So the book title of Graziano Ruffini: *La chasse aux livres: Bibliografia e collezionismo nel viaggio in Italia di Étienne-Charles de Loménie de Brienne e François-Xavier Laire, 1789–1790*, Florence 2012 (Fonti storiche e letterarie 32). Metaphorical images about hunting in connection with the search for rare manuscripts in European libraries, however, appear as early as the 16th century. Cf. the beginning of the Preface by Pierre Galland: *De Agrorvm Conditionibus, & constitutionibus limitum*, Paris 1554: »Cum ante annos decem, [...] ego et Adrianus Turnebus Belgicae occidentalis aliquot oppida perlustraremus, et in singulis monasteriis libros veteres veluti canes sagaces in lustris feras, diligenter conquireremus ...«

within the literary community (the *Res publica litteraria*). As early as 1639, prior to his departure, Johann Friedrich Gronovius (1611–1671) expressed to Heinsius the belief in the usefulness of such a journey for his studies: »How useful will such a journey be to your studies, you know it yourself« (»Nam quod studiis quoque tuis illa peregrinatio profutura sit, nosti ipse«).³⁷

To conclude the section on Heinsius, I would like to highlight a significant episode from his trip to Tuscany. In Florence, Heinsius experienced the appreciation and esteem of local scholars who admitted him into the *penetralia* of the two Academies, the Crusca and the Apatisti.³⁸ Burman noted that he was even inducted into the order of the Apatisti, despite being a foreigner and a traveller (»licet peregrinum & advenam«). It is noteworthy that Burman characterized Heinsius precisely in his temporary role as a voyager.³⁹ The philologist's reaction upon his nomination into the academy is equally indicative of his feelings, highlighting how the topic of travel could be consciously approached on a metalevel, since Heinsius and his colleagues had to consider its effects, advantages and disadvantages, gains and losses. Burman described a dinner at the academicians of the Crusca on 8 September 1652, followed by a visit to the academy of the Apatists on 5 October, where all participants made oratorical contributions. Among these was a lengthy Italian oration praising philosophy. The following day, the academicians gathered again, and new members – including Heinsius – were officially proclaimed by the founder, Agostino Coltellini (1613–1693).⁴⁰

It is particularly interesting that Heinsius appears to have conformed to the pattern of former *orationes*. He too raised several questions along these lines, such as whether it is better to flee or fight and die for one's country in times of war. On 3 November, in the Academy of the Apatisti, Heinsius proposed a fourth question, known to Burman through an autograph of Heinsius, an »oratiuncola.« This question revolved around whether it is better to travel or more conveniently to always remain at home: »superest mihi oratiuncula Heinsii manu scripta, quae problema IV. ab eo propositum, *Utrum praestet*

37 Burman: *Sylloges*, vol. III, p. 78.

38 On this Academy see Alessandro Lazzeri: *Intelletuali e consenso nella Toscana del Seicento. L'Accademia degli Apatisti*, Milano 1983 (Strumenti e ipotesi 9).

39 Heinsius: *Vita*, p. 26. See also Jane E. Everson, Dennis V. Reidy, and Lisa Sampson (eds.): *The Italian academies 1525–1700. Networks of culture, innovation and dissent*, Cambridge 2016 (Italian perspectives 31).

40 Heinsius: *Vita*, p. 27. On this circle of scholars, see Eva Struhal: *Reading with acutezza: Lorenzo Lippi's Literary Culture*, in: *The artist as reader. On education and non-education of Early Modern artists*, ed. by Heiko Damm and Michael Thimann, Leiden 2013 (Intersections 27), p. 105–127, here p. 118–120.

peregrinari, quam aetatem agere semper in patria comprehendit, quam die 3. Novembr. in Apathistarum Academia recitavit.«⁴¹

The topic of the journey is thus presented in terms of its benefits.⁴² Unfortunately, we do not have the text of this speech; it surely contributed, beyond personal experience, to a discourse being debated at the time, which found expression in various texts, such as the *Disputationes de arte peregrinandi*.⁴³ Heinsius may have referred to these debates and provided a broad perspective on the issue. However, considering the discourse being developed and shared within this circle of scholars, Heinsius likely focused on the world of letters. He probably favored the idea of the usefulness related to travel, especially to Italy, based on his scientific contacts with other scholars and the potential for new emendations and the acquisition of manuscripts. The Parisian jurist and philologist Roland Desmarets (1594–1653) formulated these concepts in a letter addressed to Heinsius after his return from his Italian journey. He speaks of the *commodum* (advantage) Heinsius achieved through his *peregrinatio* in two ways: through the friendship of learned men, including conversations with them, which sometimes proved more beneficial than reading books;⁴⁴ and through research in libraries, accompanied by the fervent collection of rare books and manuscripts.⁴⁵ Similarly, Antonio Magli-

41 Heinsius: *Vita*, p. 27.

42 I am not aware whether the original has been preserved. In the same Academy, founded in 1635, the *Discorsi accademici*, recited until then by Anton Maria Salvini (1653–1729), were published in 1695. To understand Heinsius' speech, it is important to see how these lectures were rhetorically displayed. It is always a matter of illustrating and solving a difficult problem, a dilemma, drawn from examples in literature, history, the traditions, the human nature, philosophy, etc. It must be discussed whether one thing is better, easier, stronger, more agreeable than another, and so on, according to the scheme of a stringent *aut aut*: Anton Maria Salvini: *Discorsi accademici* [...] sopra alcuni dubbi proposti nell'Accademia degli apatisti, Florence 1695. Heinsius evidently fits this pattern and proposes several questions along these lines.

43 Cf. Robert Seidel: *Debating the Use of Academic Travel. Early Modern Disputations De arte peregrinandi*, in: Enenkel and Jan L. de Jong (fn. 3), p. 114–147.

44 Roland Desmarets: *Epistolarum philologicarum libri duo*, Paris 1655, p. 162: »Aliud etiam commodum vos Φιλομαθεις consequimini: doctos nimirum viros, qui ubicumque degunt, salutando, cum illis amicitiam contrahendo, eorumque consuetudine, & colloquio fruendo, ex quo nonnunquam plus utilitatis hauritur, quam ex librorum lectione.«

45 *Ibid.*, p. 162–163: »Cui commodum aliud addendum est, vobis quodam modo peculiare, scilicet bibliothecarum excussio, librorumque rariorum, praesertim vero manuscriptorum sedula conquisitio.«

abechi (1633–1714), the Grand Duke’s Florentine librarian, recalled Emery Bigot’s (1626–1689) visit and the two main activities they engaged in during their time together: collating manuscripts in the library and conversating with scholars on literary subjects.⁴⁶

Moreover, the ideal dimension of the imperishable reward of a new edition – which goes beyond an immediate material benefit – is expressed, for example, in a letter from Henricus Valesius (Henry Valois, 1693–1676) to Octavius Falconieri (1636–1675), written from Paris on 1 July 1666. If – as he heard from Bigot – Falconieri seriously considered doing an edition of ancient writers on military issues (*de re militari*), he could begin to earn great credit at present and in the future.⁴⁷

Another significant economic aspect of these trips to foreign libraries concerns the transmission of information, not only within the country of arrival among local scholars but also back home among colleagues and friends who may share similar intentions and plans. The costs that needed to be accounted for while traveling, maintaining relationships with family and colleagues through letters, or purchasing and partly shipping books and manuscripts incurred substantial expenses, particularly when done internationally.⁴⁸ In the letters addressed to Ottavio Falconieri, we find intriguing evidence regarding the specific dimension of book prices and their transportation to build up an excellent own collection of books.⁴⁹ In them, scholars often discuss the ex-

46 Letter of Antonio Magliabechi to Jean Mabillon (25.1.1690), quoted by Leonard E. Doucette: Emery Bigot. Seventeenth-century French humanist, Toronto 1970 (University of Toronto romance series 16), p. 19–20: »Quando che il suddetto Sig.re fù per molti mesi in Firenze, stemmo ogni giorno insieme, o serrati in Libreria di S. Lorenzo a copiare e collazionare manoscritti, o nel mio povero Museo, a discorrer con Amici eruditi di materie letterarie.«

47 BNM, Lat. XI, 97 (= 4085), fol. 225r–226r, here fol. 225v: »Itaque maximam cepi voluptatem ex eo quod Bigotius noster mihi affirmavit te de editione veterum scriptorum rei militaris serio cogitare. Aggrederere hoc opus quamprimum V. Cl. et de saeculo nostro, ac de omni posteritate bene mereri incipe. Quod si fortasse numerus scriptorum illorum te ab editione deterret, unum ex iis elige qui tibi praestantior reliquis videbitur.«

48 For an example of the costs of correspondence from a Benedictine monk and historian, reconstructed from archive documents, cf. Thomas Wallnig: Bernhard Pez versendet einen Brief. Ein Versuch über die Kreuzung von gelehrten und nicht-gelehrten Praktiken, in: Praktiken frühneuzeitlicher Historiographie, ed. by Markus Friedrich and Jacob Schilling, Oldenburg 2019 (Cultures and Practices of Knowledge in History 2), p. 371–385.

49 BNM, Lat. XI, 97 (= 4085). Among the correspondents are Nicolaas Heinsius, Emery Bigot, Jean Chapelain (1595–1674), Ezechiel Spanheim, Pierre Séguin

cessive prices of books and shipping, along with suggestions for cost-saving measures, such as using intermediaries and shipping large quantities of books from printers instead of individual couriers, which were very expensive.⁵⁰ They also propose buying volumes at the place of their publication and combining books from various people into one shipment through friends and acquaintances. The letters also delve into comparing market prices for the same books in different countries, discussing the relationship between book prices and shipping costs, and considering how the scarcity of available copies influences their price.⁵¹ Moreover, scholars sometimes regretted not

(1599–1672), Johannes Georgius Graevius (1632–1703), Henry Valois, brother of the mentioned Adrien, in the 1760s and 1770s. These individuals belonged to the same circle of literati Isaac Vossius and Marquard Gude were also in contact with. The manuscript has belonged to Giusto Fontanini, Giovanni Battista Schioppalaba, and Giulio Bernardino Tomitano (1761–1828). From his library, the codex probably passed to that of S. Michele in Isola under the librarian Fortunato Mandelli (1728–1797). See Paolo Eleuteri: *La Biblioteca, in: San Michele in Isola – Isola delle conoscenze: ottocento anni di storia e cultura camaldolese nella laguna di Venezia*, ed. by Marcello Brusegan, Paolo Eleuteri and Gianfranco Fiaccadori, Turin 2012, p. 213–216, here p. 215.

- 50 Venice, BNM, Lat. XI, 97, letter of Pierre Séguin, priest and numismatic, to Ottavio Falconieri (15 January 1672), fol. 137v–138r, here fol. 138r: »Quant aux livres que vous desirés Monseigr., il faudra attendre l'occasion de quelque ballot de Libraire, parce que la voye des Courriers est trop chere. Il est facheux de payer autant pour le port que pour le Livre même, et davantage. Cramoisy m'a assuré qu'il avoit envoyé des Commendons à Rome, ce seroit bien plutôt fait de les y prendre, cela étant, que de les faire venir de si loin.«
- 51 Venice, BNM, Lat. XI, 97, letter of Emery Bigot to Ottavio Falconieri (25 February 1667), fol. 118v–119v, here fol. 118v: »Si vous avés encore en vòtre ville Mr l'Abbé Seguin je vous prie de l'assurer des mes tres humbles services. Demandés lui s'il ne fait point quelques balles de livres, et, s'il en fait, s'il ny auroit point place pour ces volumes d'Allatius, que vous avés eu la bonté de m'achepter et les deux d'Abraham Achellensis imprimés à la Propagande«; fol. 119r: »L'Epiphane du Pere Petau est tres cher en ces quartiers, et il se vend jusques à vint écus. Les oeuvres de Gerson ne sont pas à meilleur marché. S'ils se trouvoient en vos quartiers je suis certain que vous les auriez à un tiers de meilleur marché. Optatus Alaspinaei, et les oeuvres du cardinal du Perron, se purront trouver à un prix raisonnable, et je vous les enverrai quand vous m'aurés indiqué à qui les adresser à Lyon; cela est necessaire comme vous me le mandés. Il y a long têmes que je souhaite que Mr Mellini fasse imprimer son Anastase, et vous le devriez presser, et l'obliger à cela. Je n'ay pu apprendre rien de bien certain du prix de la Bible Polyglotte d'Angleterre, ne s'en trouvant qu'une ou deux à vendre à Paris tres cher. Les Libraires qui n'en ont point disent, qu'elle ne vaut que vingt, ou vingt cinq Pistoles, et les autres la font trente ou trente cinq; cela depend de sçavoir, s'il en a eu beaucoup d'exemplaires bruslés ou non; car s'il

purchasing certain books during their journey because of concerns about their correctness and matching the price paid. Emery Bigot, for instance, lamented not having bought two editions of the Greek Menology published in Venice because they were of poor quality. The decision seemed right at the time, but then he regretted not having the books.⁵² This indirectly implies that a book's value is higher if it is more accurate. Consequently, investing in travel or purchasing manuscripts to produce philologically high-quality books would likely lead to economic benefits, including selling the books themselves. In fact, in another letter, Bigot reminded Falconieri that the works of two contemporary authors were beginning to be sold.⁵³

Additionally, it is essential to contemplate the value embedded in a range of information transmitted from one scholar to another, whether orally or in writing, such as exchanging lists of libraries and contacts. The recipients of this information benefitted from the established social networks and the knowledge acquired locally. They received valuable advice, addresses, and letters of recommendation, leading other scholars to visit the same libraries, meet the same people, and correspond with them.

This communicative aspect is explicitly evident, for example, in the correspondence between Vossius and Heinsius. In a letter from Amsterdam in December 1646, Vossius provided his friend Heinsius, who was in Italy then, with many insights about the libraries in Florence, Rome, and Naples. He mentioned the library of the convent of S. Giovanni a Carbonara in Naples, known through the advice of Lucas Holstenius (1596–1661), and even humorously referred to the »Accademia degli Otiosi« in Naples, who call themselves Otiosi and indeed live up to the name (»qui se Otiosos vocant, et revera sunt«).⁵⁴

y en a eu beaucoup, elle deviendra bien chere, sinon, on la pourra avoir entre vingt, et vingt cinq pistoles. Voila ce que j'en eu pô apprendre.«

52 Venice, BNM, Lat. XI, 97, letter of Emery Bigot to Ottavio Falconieri (25 September 1666), fol. 115v–118r, here fol. 117v: »A propos de livres, il faut que vous ayés les Menées imprimés à Venise. Il y en a deux editions. La premiere est la meilleure, mais l'une et l'autre est fort fautive et bellement corrompue, qu'il est impossible quelquefois en tirer aucun sens. Cela m'empêcha de les acheter à Venise, presentement je voudrais les avoir.« In another case Bigot himself wrote to Magliabechi (Milan, 8 June 1661) that he brought back books he had just bought from booksellers because they were of very poor quality, cited by Doucette: Emery Bigot (fn. 46), p. 25: »Comprai una dozzina di libracci ch'io lascia nelle loro bottighe.«

53 Venice, BNM, Lat. XI, 97, letter of Emery Bigot to Ottavio Falconieri (6 January 1669), fol. 121v–122r, here fol. 121v: »L'Origenes de Mr Huet, et l'histoire d'Eliau de Mr. LeFebvre commencent à se vendre.«

54 Burman: Sylloges, p. 565–567: Vossius describes the itinerary for the cities of Flo-

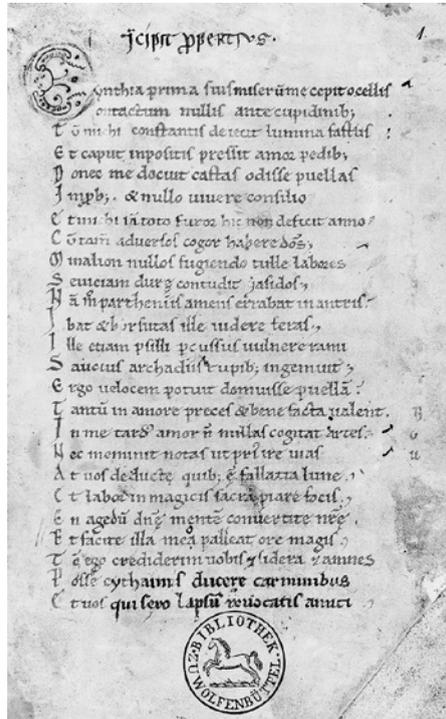


Fig. 3: Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 224 Gud. lat., fol. 11r, Propertius, Elegiae, from the manuscript collection of Marquard Gude.

In some instances, revisiting libraries proved even more fruitful on the second or third visit. For example, Nicolaas Heinsius discovered an unpublished text in the Paduan library of S. Giovanni in Viridario, which he handed over to Adrien Valois (1607–1692) for publishing. Burman recorded this discovery for 1653, stating that Heinsius contributed significantly to the augmentation of the *res publica litteraria* through his finding.⁵⁵ Similarly, around 10 years

rence, Rome, Naples, and Urbino. He indicates not only the libraries worth visiting but also librarians and people to contact, some of the codices which the libraries contain and their quality, and the roads to take (e.g., the Flaminia, when departing from Rome heading to Urbino).

⁵⁵ Heinsius: Vita, p. 29. This is the edition Adrien, de Valois: *Carmen Panegyricum De Laudibus Berengarii*, Paris 1663. The story of the discovery and transmission of the text at the request of Valois is referred by the latter in the Preface.

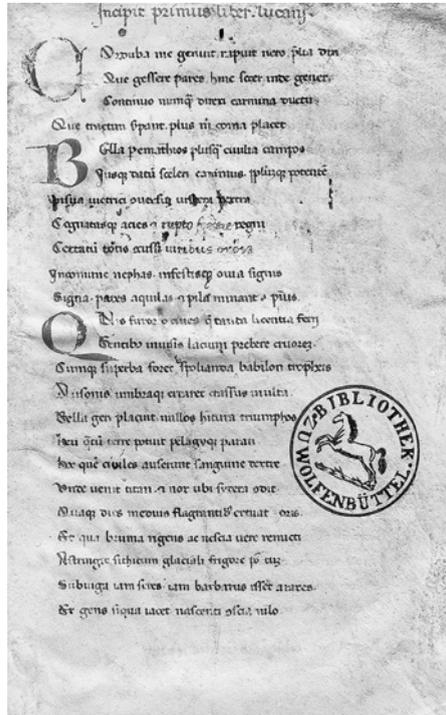


Fig. 4: Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 317 Gud. lat., fol. 1r,
 Lucanus, Bellum civile, from the manuscript collection of Marquard Gude.

later, another scholar, Marquard Gude (1635–1689), acquired a series of precious Greek codices from the same Library in Padua.⁵⁶

⁵⁶ The volume of Giacomo Filippo Tomasini, describing the manuscripts in the libraries in the region went back to 1650, and Gude had one copy of the book: *Bibliothecæ Venetæ Manuscriptæ Pvblicæ & Privatæ*, Udine 1650. It listed the manuscripts of many libraries which could be traced by the traveling scholars. Gude could acquire manuscripts that had belonged to the scholar Pietro da Montagnana. See Eleonora Gamba: *Da S. Giovanni di Verdara a Wolfenbüttel: riflessioni intorno alla biblioteca di Pietro da Montagnana e all'Euripide nel Cod. Guelf. 15 Gud. graec.*, in: *Retter der Antike: Marquard Gude (1635–1689) auf der Suche nach den Klassikern*, ed. by Patrizia Carmassi, Wiesbaden 2016 (*Wolfenbütteler Forschungen* 147), p. 191–216; Ead.: *Libri greci nella biblioteca di Pietro da Montagnana*, in: *Libri e biblioteche di umanisti tra Oriente e Occidente*, ed. by Stefano Martinelli Tempesta, David Speranzi and Federico Gallo, Milano 2019 (*Fonti e studi. Accademia Ambrosiana, Classe di studi greci e latini* 31), p. 61–122.

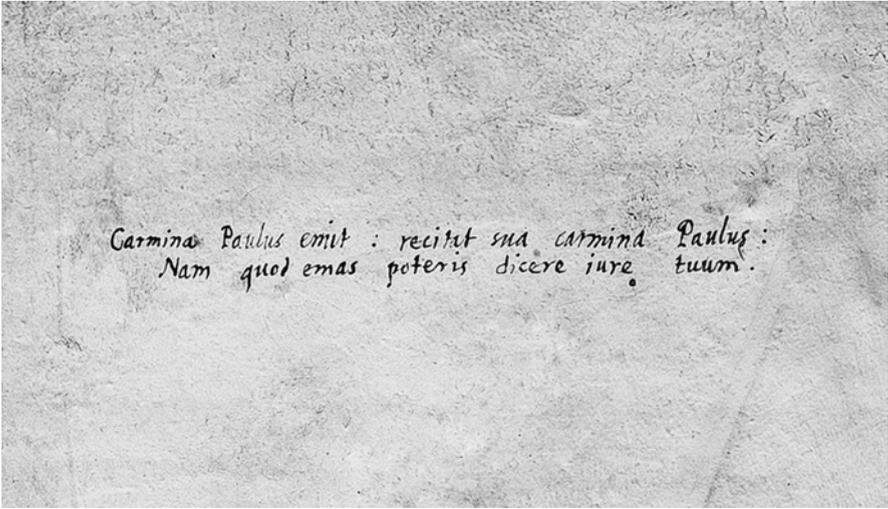


Fig. 5: Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 317 Gud. lat., back pastedown, note by the hand of Marquard Gude.

Furthermore, the renowned Neapolitanus codex of Propertius, dating back to the 12th century, highly valuable for text reconstruction, was examined by Heinsius but eventually acquired by Marquard Gude for his private library during his trip to Naples. The codex is now preserved at the Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, Cod. Guelf. 224 Gud. lat. (Fig. 3).⁵⁷

Another manuscript of Gude's library containing Lucanus, now preserved at the Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 317 Gud. lat., had previously belonged to Antonio Seripando (1486–1531) (Fig. 4).

The former learned owners of these books connected back to the generation of the humanists, serving as a model for philologists of the 17th century and inspiring them to build significant collections of manuscripts.⁵⁸ Gude's

⁵⁷ The manuscript is digitized: <http://diglib.hab.de/mss/224-gud-lat/start.htm> (accessed: 27 November 2023); see Gennaro Celato: N. Heinsius e l'uso del Codex Neapolitanus di Propertio in tre note ad Ovidio (con una lettera inedita), in: *Commentaria Classica* 7 (2020), p. 45–62, with further literature.

⁵⁸ At his death, Antonio Seripando left his library to his brother, Cardinal Girolamo Seripando; Antonio, in turn, had inherited the books of the humanist Aulo Giano Parrasio (1470–1522), including many Greek codices, and had deposited them in the Library of S. Giovanni a Carbonara (an Augustinian monastery). Description in: Franz Koehler (ed.): *Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Abth. 4. Die Gudischen Handschriften. Die griechischen Handschriften*

choice to inscribe an epigram of Martial (II, 20) on the inner page of the back plate of the Neapolitan codex of Lucan is not a coincidence: (Fig. 5):

»Carmina Paulus emit: recitat sua carmina Paulus.
Nam quod emas, poteris dicere iure tuum.«⁵⁹

This epigram conveys that, when a book like the one he has acquired, is purchased, there comes a level of assimilation of the entire literary heritage within. However, despite this assimilation, a distinction remains between the actual author – in this case, the Latin poet Martial – and the possessor of the codex, even if the latter is an eminent scholar. Martial's Paulus (referring to the possessor of the book in the epigram) can never truly make the verses of the original writer his own, even if he has bought and recited them deceitfully. Nonetheless, in certain books, a genuine accumulation of knowledge takes place, particularly through the glosses of learned men of the more or less distant past. Consequently, the value of the book increased significantly. An annotated book by such eminent personalities became more valuable because it contains unique insights and knowledge that might not be found elsewhere. These remarks and glosses are considered »certified« since they come from scholars who have already earned recognition in the academic world for their erudition. Moreover, a rare book held greater value, and its fame could considerably enhance the admiration for a collection of books or manuscripts. The uniqueness and scarcity of such a book contribute to its desirability and worth among scholars and collectors alike.⁶⁰

bearbeitet von Franz Köhler. Die lateinischen Handschriften bearbeitet von Gustav Milchsack, Wolfenbüttel 1913, p. 243; Sesto Prete and Renato Badali: I codici di Terenzio e quelli di Lucano nella Herzog August Bibliothek di Wolfenbüttel, Wolfenbüttel 1982 (Repertorien zur Erforschung der frühen Neuzeit 6). For the similar history of other Greek Codices which had belonged to Aulo Giano Parrasio see the Database Pinakes | Πίνακες: <https://pinakes.irht.cnrs.fr>.

59 The text quoted in the manuscript presents variants that differ from the critical edition. It is also different from the text of Martial transmitted in the other manuscripts Gude had in his possession.

60 Such rare pieces and their fame could increase the admiration for a collection of books or manuscripts. On these elements of evaluation and representation of manuscripts, with particular attention to Marquard Gude's private collection, see Patrizia Carmassi: Bücherleben zwischen Produktion und Kollektion. Beispiele aus der Sammlung Marquard Gude, in: Biographien des Buches, ed. by Ulrike Gleixner, Constanze Baum, Jörn Münkner, and Hole Rößler, Göttingen 2017 (Kulturen des Sammelns. Akteure, Objekte, Medien 1), p. 179–196, Tables I–II; Patrizia Carmassi: *Musicum iter*. Die Handschriftensammlung Marquard Gudes.

3. Economics, ethics, and collecting:
transmission of knowledge and exchange of information
between father and son during Isaac Vossius' trip to Italy

At this point, we turn to Vossius' trip to Italy. It offers the advantage of having a direct source, unlike Burman's reconstruction of Heinsius' journey. Furthermore, we can observe the transmission of knowledge from father to son in a »vertical« manner, where the father, already part of the academic world, influenced the son's scholarly behaviour during the tour.

In this case, there are significant aspects related to economic issues and the evaluation of the itinerary. First, Gerhard Vossius (1577–1649), the father, could financially assist his son Isaac and connected him with local contacts through a network of Dutch bankers, merchants, and agents operating in Italy. He also offered letters of recommendation to his distinguished connections, such as Gabriel Naudé (1600–1653) or Lucas Holstenius.⁶¹ Additionally, there was advice on managing expenses and optimizing the journey's strategy, all within a broader framework of moral education. For instance, the father advised on saving money and advocated a frugal lifestyle that avoids avarice but maintains a wise middle path: »You should adhere to parsimony during your journey, as you know it can be a great resource. However, I do not wish you to become miserly. Keep a golden mean, which is sufficient for our modest circumstances.«⁶² Regarding the approach to work and behaviour during the journey, the father emphasized the two fundamental pillars of a scholarly expedition: visiting libraries and establishing new friendships with learned individuals (*virī docti*). This advice is imbued with ethical principles inspired by the ideals of prudence and moderation from classical philosophy.⁶³

Entstehung einer berühmten Privatbibliothek im 17. Jahrhundert aus der Sicht der Zeitgenossen, in: Herzog August Bibliothek. Geschichte einer Sammlung, ed. by Sven Limbeck, Volker Bauer, Peter Burschel, Petra Feuerstein-Herz, Johannes Mangei, and Hole Rößler, Wiesbaden 2023 (in print). On the concept of migration of books see also Nylander: The mild boredom, p. 109–112.

61 Letter 31 (7 March 1641), in: Blok and Rademaker: Isaac Vossius' Grand Tour, p. 221: »Spero aliquid apud eos valituram commendationem meam.«

62 »Tu modo parsimoniae in itinere tuo lita, quam magnum scis esse vectigal. Nec tamen sordide avarum te vellem. Auream serves mediocritatem, idque pro tenui satis sorte nostra«. Letter 5 (22 May 1641) in: Blok and Rademaker: Isaac Vossius' Grand Tour, p. 167–168. Cf. also letter 31 (7 March 1641), in: Blok and Rademaker: Isaac Vossius' Grand Tour, Part II, p. 222: »In sumptibus vide ne modum excedas.«

63 »Dum istic es lustra bibliothecas, viros doctos tibi amicos para, sed in omnibus age prudenter et valetudinis causa. σπεῦδε βραδέως.« Letter 9 (11 June 1641), in: Blok and Rademaker: Isaac Vossius' Grand Tour, p. 175.

Like Heinsius, Isaac Vossius encountered challenges during his journey through Italian libraries, such as dealing with heat, pirates, thieves, library closures, restricted visiting hours, and the expenses of transporting books.⁶⁴ It becomes evident that the young scholar fully embraced the ideals and values of an itinerant philologist, as mentioned above. For Isaac Vossius, the worth of a place lay not in its historical monuments (*antiquitates*) but in the presence of suitable libraries and materials for his scholarly pursuits. For instance, he disregarded a stop on the Ligurian coast as it did not offer anything relevant to his studies: »There is no desire to stay in this city, as there is nothing here that contributes to my research.«⁶⁵

This demonstrates an extreme form of economisation and a profound appreciation for the value of time during travel, as seen in other instances. Isaac Vossius expressed his desire to work day and night at the Laurentiana Library in Florence, despite its limited 6-hour opening time. Leaving the library felt to him like parting from a dear friend.⁶⁶ Additionally, Isaac faced challenges in finding someone proficient in transcribing Greek texts, given the amount of work he had to accomplish within the available time; he humorously referred to the need to be a »hundred-handed monster.«⁶⁷

The ultimate and absolute value of Isaac Vossius' journey lies in the opportunity to create new editions based on previously unknown codices. His father encouraged him by acknowledging his focus on unpublished materials, praising him for assembling a valuable treasure: »I see that you are entirely focused on those things related to ἀνέκδοτα [unedited works]. I commend you for preparing this treasure for yourself.«⁶⁸

Noteworthy examples are the Greek Epistles of Barnabas and Polycarp, which Isaac Vossius discovered in Florence. He described them, respectively, as significantly improved and more complete than the known copies. Simi-

64 On the Italian heat, see, e.g., letter 37 (3 May 1642), in: Blok and Rademaker: Isaac Vossius' Grand Tour, Part II, p. 232. There are also constant references in the letters to economic aspects, accounts, merchants, or expenses. In one case, Vossius writes to his father that a merchant deceived him seriously, as it will be seen from the accounts. Cf. letter 25 (27 November 1641), in: *ibid.*, p. 209–210.

65 »Nulla enim voluntas hac in urbe manendi, cum nihil hic sit quod faciat ad institutum meum.« Letter 30 (9 February 1642), written from Genova, in: *ibid.*, p. 217.

66 Letter 32 (7 March 1642), in: *ibid.*, p. 223–224.

67 Letter 35 (28 March 1642), in: *ibid.*, p. 228.

68 »Video te adhuc totum esse in iis quae ad ἀνέκδοτα pertinent. Laudo quod thesaurum tibi paras«. Letter 22B (7 October 1641), in: Blok and Rademaker: Isaac Vossius' Grand Tour, p. 203. The father also asks the son to check for him some codices in the Vatican Library, which he needs for a new edition, see letter 29 (18 January 1642), in: Blok and Rademaker: Isaac Vossius' Grand Tour, Part II, p. 214–216.

larly, he expressed enthusiasm for a medical miscellany, noting that the texts were nearly unpublished.⁶⁹ In that particular case, Gerardus Vossius advised his son to be the first to publish an edition of a letter by Ignatius found in the Florentine manuscript, even though he knew that the Irish theologian James Ussher (1581–1656) was also preparing an edition and had informed him of the manuscript's existence.⁷⁰ Gerardus Vossius presented this account to the academic world in a letter from 1646, asserting that it was his son, Isaac, who first saw the manuscript in the *Biblioteca Medicea*, not Ussher, and Isaac was the first to deliver it, along with his edition, to the Christian world.⁷¹

In this openly competitive yet amicable world, priority was obviously given to seeing instead of only knowing, which explains the necessity of embarking on physical and personal journeys, regardless of expenses and difficulties. The journey abroad held significant value for the advancement of literary science, as it provided scholars with indispensable new sources for future editions and projects. Consequently, this contributed to gaining respect and appreciation within a network of social contacts and constant mutual communication. These sources could not be purchased for one's own library but were found in others' collections or foreign libraries.

Economic investment played a pivotal role in determining the success of the study trip, and this aspect found affirmation in the testimonies. This situation could also evoke feelings of jealousy in the world of learning. For instance, when, many years later, Isaac Vossius discovered that Marquard Gude had secured a wealthy travel companion and patron in the form of the nobleman Samuel Schas,⁷² he attempted to entice Schas to return to Holland and forsake his association with Gude.⁷³ This passage, referred to by Jean-Pierre Nicéron

69 »Multo melior et auctior«; »multo emendatior«; »Omnia hactenus inedita.« Letter 35 to his father (28 March 1642), in: Blok and Rademaker: *Isaac Vossius' Grand Tour*, Part II, p. 227–228.

70 The case is examined in detail by Cornelis S.M. Rademaker: *Archbishop James Ussher (1581–1656) and the Dutch Vossius family*, in: *Lias* 33 (2006), p. 89–128. See also letter of Vossius to his father (3 May 1642), in: Blok and Rademaker: *Isaac Vossius' Grand Tour*, Part II, p. 231–232, with fn. 105 on the editions of Ussher and Vossius.

71 »Ipsum Graecum codicem non vidit vir summus Usserius sed ea foelicitas reservata fuit Isaaco meo, qui Florentiae e Bibliotheca Medicea descripsit, ac primus orbi Christiano dedit,« Gerhard Vossius to Jacob Lydius (1610–1679), in: Rademaker: *Archbishop James Ussher*, p. 112.

72 Nicéron: *Memoires*, T. XXVII, p. 181.

73 Nicéron: *Memoires*, T. XXVII, p. 181–193, here pp. 183–184: »C'est de votre argent que tout cela a été acheté. Ne vous laissez pas séduire à une vaine ambition de témoigner votre amitié & votre reconnoissance à cet homme [= Gude], en vous

(1685–1738), illustrates the intricate link between financial resources and the acquisition of valuable manuscripts while also exposing the tensions that may arise between the desire to create an impressive collection and the practical economic limitations. On the other hand, Vossius portrayed an ideal vision of a splendid library filled with rare and valuable manuscripts, bringing intellectual delight to its owner and even capable of being bequeathed for public use after their passing.⁷⁴ Such an act would secure significant renown and admiration from future generations, making it evident that a valuable collection brought personal satisfaction and added prestige and recognition to the owner in society.⁷⁵

In the case of Heinsius, we encounter a unique situation, where the Queen of Sweden failed to adequately compensate him for his travel engagements; nor did she provide sufficient means to purchase collections abroad. As a result, we find several writings highlighting the relationship between collecting manuscripts and economic constraints. Heinsius had to resort to a firm and official appeal, providing a detailed account of his expenses and work, in an attempt to recover the money owed to him by Queen Christina after his journey to Italy.⁷⁶ In a revealing letter to Vossius dated 1652, Heinsius

privant, & en même temps la Hollande, des choses si rares & de si grand prix. Vous êtes d'ailleurs assez riche pour satisfaire votre bonne volonté envers lui de quelque autre maniere. Croiez-moi, associons-nous, & faisons ensemble une Bibliotheque de manuscrits, dont nous jouïrons en commun pendant notre vie; et après notre mort, par un exemple rare dans ces Provinces, nous leguerons au public cette belle Bibliotheque; ce que nous acquerera beaucoup de gloire». Gude had a fair amount of money at his disposal during this period, and according to Nicéron, he was able to bind Schas to himself in the love of letters. Thereafter, the latter not only supported Gude in his studies and other scholarly journeys in Germany even after the tour in France and Italy but also eventually left him his property by will. Through such funds, Gude had been able to collect in Italy and France many of the manuscripts that later made his private library famous among his contemporaries.

74 He uses this as an argument to convince Schas, not without nationalistic tones. There is a component of greed and competition, which Vossius in this case can hardly disguise.

75 On the relationship between national identity and heritage and on the objects of a collection as a vehicle for social rise and identity, see Nils Güttler and Ina Heumann: *Sammeln. Ökonomie wissenschaftlicher Dinge*, in: *Sammlungsökonomien*, ed. by Nils Güttler and Ina Heumann, Berlin 2016, p. 7–22, here p. 21–22.

76 *Epistola DCLXXXII* (December 1653), in: *Burman: Sylloges*, vol. V, p. 766–772, cf. p. 767 on his activities in Italy and on the lack of resources: »Delatus in Italiam, multa diligentia multoque studio in ea inquisivi omnia, quae grata fore et voluptatis tibi allatura nonnihil confidebam; deque iis per literas non intermissas te certior feci. Exilis tamen & minor, quam vellem fructus ex itinere hoc, fateor, ad te

shed light on the customary nature of the outwardly projected discourse in certain social circles, exposing the fact that the prestige attributed to a significant collection always came hand in hand with a substantial economic investment, even if this fact remained unspoken. As an intermediary and expert in the field, the philologist diligently assessed the collection to be acquired, delving into its true intrinsic value from both a philological and antiquarian perspective. Heinsius emphasized that, when representing the Queen's interests, approaching merchants and manuscript owners without sufficient financial means to procure valuable collections led to a »iactura estimationis« – a diminishment of esteem both for the Queen and himself.⁷⁷ In contrast, Heinsius extolled the intangible value of erudition, which is everlasting and incomparable to the transient allure of entertainment arts (»aeternitatis instrumenta non sunt«). He clearly disdained courtly actors associated with fleeting amusements while being acutely aware of his own intellectual superiority. Nonetheless, Heinsius reluctantly admitted that he found himself compelled to plead for his salary, a striking paradox considering his elevated stature in the realm of erudition.⁷⁸

redundavit ... Rebus certe tuis prodesse luculentius hac profectioe potuissem, si absenti ea, quam in procinctu sperare jussus eram, habita fuisset ratio.« Among the services provided for the Queen, Heinsius says that he had also spread her fame and reputation with regard to her studies and virtues in many countries, *ibid.*, p. 768. See also Heinsius: *Vita*, p. 33. Apparently the debt was not paid by the Queen, see Wilhelm Scherer: *Art. Heinsius, Nicolaus*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 11 (1880), p. 656–660; Callmer: *Königin Christina*, p. 67–69.

77 Letter quoted in Callmer: *Königin Christina*, p. 65 and fn. 55, p. 87: »Non enim sine iactura existimationis aut meae aut regiae hoc modo inter Italos versari possum.«

78 *Epistola DCLXXXVI* (1654), in: Burman: *Sylloges*, vol. V, p. 775–776, here p. 776: »Sed ex illo numero exclusus sum, in quem tamen & Cytharoedos & alios minimi pretii homunciones admissos intelligo. In ipsos Cytharoedos dicam nihil aspere: scio enim illos oblectandis animis & fallendo tempori non parum conferre: sed aeternitatis instrumenta non sunt [...] Hos tamen successores nacti sunt eruditi in aula tua, hos liberalitas & munificentia tua nunc fovet nobis plorare jussis«. See also Heinsius: *Vita*, p. 35–36. About his disillusionment years later, see *ibid.*, p. 45: »Cum enim spem omnem de solvendis debitis penitus evanuisse videret, patriae se reddere maluit Heinsius, quam diutius ingratae reginae ludibrium esse«.

4. Conclusions

Collecting was a process and took place according to different dynamics and for various purposes: On the one hand, the purchase of ancient manuscripts from convents, private persons, or merchants represented a further step in the process of decontextualization, which had probably already begun in the Middle Ages and occurred with each change of book ownership. On the other hand, acquired within the new collection, for example, of works by classical authors, the book had a new functionality, in this case, connected with the purpose of new critical editions. Accordingly, a new collection of books or manuscripts was always open and aspired to a more or less attainable ideal of completeness.⁷⁹ Moreover, during the journey, when it was impossible to purchase the manuscripts as objects, the scholar created a collection of words and texts to be used for forthcoming projects, realized through the reading and selective transcription of texts and variants.⁸⁰

The analyzed sources reveal several aspects in which searching for ancient books and manuscripts to increase one's or others' book collections is closely linked to economic factors.

First, material and monetary aspects: Significant living and travel costs had to be undertaken. Manpower, assistants for the transcription of manuscripts, or any agents and intermediaries increased the cost of the enterprise. Books and codices purchased on the market and their international transportation were expensive. The risks of material loss of objects and possessions during the journey, up to the loss of one's agreed compensation for the work of collecting, were real, as we have seen in the case of Heinsius.

Second, economic aspects of an intangible nature: The establishment of a collection was related to certain immaterial factors, which nevertheless translate into economic rate. These were, for example, time spent on study and research in libraries, time invested in social relations, meetings with local scholars, cultural preparation for travel, or for socially relevant events, including intellectual contributions in such meetings. Again, on the negative side, losses of research opportunities or important encounters with inter-

79 On these concepts about collection, following Walter Benjamin, see Mark Chinca, Manfred Eikelmann, Michael Stolz and Christopher Young: *Einleitung*, in: *Sammlen als literarische Praxis im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Konzepte, Praktiken, Poetizität*, ed. by Mark Chinca, Manfred Eikelmann, Michael Stolz and Christopher Young, Tübingen 2022, p. 11–20, here p. 11–12.

80 About this aspect of virtual collection and ›literary collecting‹ as field of interdisciplinary research, see *ibid.*, p. 13–20.

mediaries for library visits may have occurred because of external factors and represented an assessable loss in economic terms. Basically, any form of information gathered before or during the journey was valuable if it could increase one's knowledge of how to reach rare books or unexplored manuscripts containing unpublished texts.⁸¹

Third, it is necessary to consider the value of a book and manuscripts collection or an extensive private library in the context of the 17th-century intellectual circles examined here, i.e., in the larger framework of the discourse on the production and advancement of knowledge within that community. Public or private libraries were seen as »storage places of ›authoritative, cumulative and trustworthy‹ knowledge«, they represented the necessary premise for intensive research activity and for preparatory work for new publications.⁸² These publications strengthened and legitimized the figure of the scholar in his identity. In this case, a collection's authoritative character depended on the collector's expert choice. The volumes, if competently selected and sorted by a good philologist, formed the basis and also an advantage over other scholars, for the purpose of generating knowledge and producing new books with which the holder of the collection could establish himself and persist as a member of the *Res publica litteraria*. The private possession of books and manuscripts had an intrinsic economic value – accounts on the sale and the study of auction catalogs often attest the extent of such monetary value, though it also depended on the discourse about individual, particularly precious items in the collection.⁸³

Thus, it becomes evident that the relationship between collecting manuscripts and economic considerations relied on several factors, including rel-

81 On the value of information in the field of diplomacy, see Mark Netzloff: Agents beyond the state. The writings of English travelers, soldiers, and diplomats in Early Modern Europe, Oxford 2020, p. 40–93 (»The Information Economy of Early Modern Travel Writing«).

82 Anja-Silvia Goeing, Anthony T. Grafton, and Paul Michel: Questions framing the research/Fragen an das Forschungsgebiet, in: Collectors' knowledge. What is kept, what is discarded, ed. by Anja-Silvia Goeing, Anthony T. Grafton and Paul Michel, Leiden 2013 (Brill's studies in intellectual history 227), p. 3–12, here p. 3–7, quote from p. 3. This explains the importance of unpublished notes and preparatory writings on which research has focussed in recent years.

83 See the examples discussed in Patrizia Carmassi: La biblioteca di Marquard Gude come deposito di saperi greci e latini. Strategie di uso e rappresentazione: l'esempio dei Geoponica, in: Late Medieval and Early Modern Libraries, ed. by Outi Merisalo, Nataša Golob and Leonardo Magionami, Turnhout 2023 (Bibliologia 68), p. 293–313.

evant infrastructures such as postal services, book merchants, agents, and intermediaries in various cities.⁸⁴ These infrastructures might have had to be adapted to meet personal requests.⁸⁵ Various tensions emerged between aspirations and reality, projects and available finances, and different forms of competition arising from individuals seeking to maximize profits from their collections. Such competition might have occurred among scholars vying to possess the most exceptional and affluent library, collectors and merchants facilitating the circulation of valuable objects, or even rulers aiming to augment their prestige, and their erudite employees. Martin Mulsow has also described knowledge production as driven by the »social sense« of this learned environment, not without a continuous search for compromise between the interests of collectors, merchants, and experts.⁸⁶ The value of books and manuscripts, whether as individual items or as part of a comprehensive collection, could experience fluctuations because of factors like rarity, antiquity, or the presence of unpublished texts (leading to value growth).⁸⁷ This encounter between epistemic pursuits and economic practices extended beyond considering tangible travel, expeditions, or book acquisition costs. It encompassed nonmaterial indicators of value concerning both objects (e.g., rarity, antiquity) and individuals (as e.g., erudition, devotion, esteem, prestige, or fame, *id est* socially related issues), which are also mentioned in the

84 On the importance of the network of intermediaries as key figures for collectors in the Early Modern period, especially in the field of art market, see recently Susan Bracken and Adriana Turpin (eds.): *Art markets, agents and collectors. Collecting strategies in Europe and the United States, 1550–1950*, New York 2022. On the interdisciplinary approach in the study of (art) collecting, see also Cecilia Mazzetti di Pietralata and Sebastian Schütze (eds.): *Nuove scenografie del collezionismo europeo tra Seicento e Ottocento. Attori, pratiche, riflessioni di metodo*, Berlin 2022 (*Sammler, Sammlungen, Sammlungskulturen in Wien und Mitteleuropa* 4), esp. Prefazione, p. VII–IX.

85 Cf. on the role of infrastructures Güttler and Heumann: *Sammeln*, p. 18–19.

86 Martin Mulsow: *Hausenblasen. Kopierpraktiken und die Herstellung numismatischen Wissens um 1700*, in: *Objekte als Quellen der historischen Kulturwissenschaften. Stand und Perspektiven der Forschung*, ed. by Annette Caroline Cremer and Martin Mulsow, Köln 2017 (*Ding, Materialität, Geschichte* 2), p. 261–344, here p. 344.

87 On the other hand, manuscripts, editions, or other objects (such as inscriptions) that turn out to be forgeries, no longer unique, or not so correct, lose their value. Cf. on the circulation, evaluation, and mediation of goods Güttler and Heumann: *Sammeln*, p. 15–16. On the re-evaluations of collections, see also Goeing, Grafton, and Michel: *Questions*, p. 9–10.



Fig. 6: Cesare Facchinetti:
 Rime De Gli Academici Gelati Di Bologna,
 Bologna: Rossi, 1597, p. 119.

sources. The interplay between these elements further enriched the dynamics between knowledge-seeking and economic endeavors in this context.⁸⁸

As a final thought, I want to share a poignant excerpt from a poem composed by a member of the Accademia dei Gelati in Bologna, describing just such an unusual journey, through ice and frost. Despite the challenging route, the protagonist remains resolute and willing to embark upon the journey for, on the other side, awaits the beauty of his beloved (Fig. 6).

88 On recent studies and new methodological approaches on the mobility of objects, texts, and ideas, see also Paola Molino: »Moving textuality« in *Early Modern Europe*, in: *Reimagining Mobilities across the Humanities. Volume 1: Theories, Methods and Ideas*, ed. by Lucio Biasiori, Federico Mazzini, and Chiara Rabbiosi, Abingdon 2023, p. 7–21.

Hebbi tiepid'i i venti, e in mar bonaccia,
 Ne spiegai vele. Hor ch'Orione armato
 Empie di nevi il Cielo, e l'onde agghiaccia,
 Armo veloce il piè DELIBERATO,
 M'alletta un verde OLIVO,
 E mi s'affaccia,
 Ne me tarda il viaggio INVSITATO [...] ⁸⁹

When Vossius affectionately referred to the Laurenziana as »amica mea,« one gains insight into the extraordinary and costly journeys that 17th-century scholars were willing to embark upon. These intrepid voyages were driven by the desire to finally lay eyes on the exquisite beauty of their beloved and invaluable ancient manuscripts. Much like the poet, scholars fashioned a literary and idealized narrative around their scholarly expeditions, a narrative that became somewhat standardized, aimed at bolstering and confirming their esteemed status within the academic world. These journeys, accompanied by their inevitable expenses, held immense significance for aspiring philologists. Through such expeditions, they could acquire the necessary training and expertise in their field, amass a qualitative and original library, and ultimately establish themselves in the learned community. Owning a large and renowned library became a symbol of intellectual expertise, and scholars who presented new editions, enriched with profound knowledge, earned admiration and respect among their peers. These journeys represented an indispensable rite of passage for scholars, an arduous yet rewarding path towards scholarly prominence, if and because they were useful to the growth of one's collection of rare books and manuscripts.

89 »I had warm winds and becalmed sea, but I did not unfurl my sails. Now that armed Orion fills the sky with snow and freezes the waves, I quickly arm my determined foot. A green olive tree entices me, it faces me. And it does not delay me the unusual journey ...« Cesare Facchinetti: *Rime De Gli Academici Gelati Di Bologna*, Bologna 1597, p. 119, digitized: <http://diglib.hab.de/drucke/196-17-poet/start.htm> (accessed: 27 November 2023).

Hole Rößler

GELEHRTE SAMMELN GELEHRTE

SOZIALE WERTSCHÖPFUNGSPROZESSE
IN FRÜHNEUZEITLICHEN SAMMLUNGEN
DRUCKGRAFISCHER PORTRÄTS*

Sammlungen sind das Ergebnis ökonomischer Prozesse: Aufbau, Gestalt, Nutzung, Wahrnehmung und Entwicklung von Sammlungen sind wesentlich bestimmt durch den Willen zur Wertschöpfung. Da allerdings das Ziel von Sammlungen nicht ausschließlich und wohl auch nur selten allein in einem finanziellen Gewinn besteht, besitzt das Modell der Geldökonomie nur ein begrenztes Erklärungspotenzial für sammlungsgeschichtliche Forschungsfragen. Freilich besaßen Kaufpreise von Objekten und Kosten für deren Transport, Lagerung und Präsentation immer schon erheblichen Einfluss auf Erscheinung und Größe einer Sammlung, über die zugrundeliegenden Motivationen und Erwartungen der Sammler verraten die bloßen Zahlen hingegen wenig.

Sammlungen entstehen und vergehen in einem dichten Geflecht verschiedener Ökonomien, denen sich ihr Wert und der ihrer einzelnen Objekte verdanken. Dieser Wert besitzt, wie Krzysztof Pomian gezeigt hat, keine direkte Relation zum Tausch- oder Warenwert des Objekts (auch wenn dieser ein Faktor der Wertbildung sein kann), und auch ein ursprünglicher Gebrauchswert ist allenfalls mittelbar relevant.¹ Zentral ist vielmehr der soziale Wert, der bestimmt ist von Höhe der Erwartung, dass der Besitz, aber auch die Wahrnehmung, die Kenntnis oder die Berührung eines Objekts einen gesellschaftlichen Vorteil verschaffen.

Der analytische Fokus auf die soziale Dimension von Sammlungen ist im Grunde ganz naheliegend, doch angesichts einer Reihe von Studien, in denen

* Ich danke den Herausgeberinnen Caren Reimann und Joëlle Weis für die freundliche Aufnahme und die umsichtige Redaktion des vorliegenden Beitrags. Ihnen sowie Angela Strauß sei auch gedankt für zahlreiche Hinweise und wichtige Korrekturen. Den Teilnehmer:innen der Workshops zur »Sammlungsökonomie« danke ich für die rege und hilfreiche Diskussion.

¹ Krzysztof Pomian: Zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem. Die Sammlung, in: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln, übers. von Gustav Roßler, Berlin 1988, S. 13–72, hier bes. S. 46–54.

das Phänomen *Sammeln* mittels psychologischer und anthropologischer Ansätze erklärt werden soll, scheint eine kurze Erinnerung notwendig: Ebenso wie die Erzählungen von sammelwütigen Fetischisten² sind viele Darstellungen einer vergleichsweise milden, jedoch anthropologisch gegründeten *Sammellust* dem Bild eines zum Zwecke der eigenen Triebbefriedigung und Existenzsicherung raffenden und hortenden Subjekts verpflichtet.³ Doch selbst wenn eine solche, gleichsam instinkthafte Anlage zugestanden wird, bleibt es fraglich, welches Erklärungspotenzial dieser Ansatz besitzt, wenn das Feld der Nüsse, Beeren und Pilze in Richtung unverdaulicher Kulturprodukte verlassen wird.⁴ Eine Anthropologie des Sammelns, die den Lustgewinn des Sammlers zum Ausgangspunkt und Maßstab macht, schließt notwendig alle Formen der Akkumulation von Dingen aus dem Horizont ihrer Erwägungen aus, die eine den unmittelbaren Raum des Subjekts übersteigende gesellschaftliche Funktionalisierung erkennen lassen. Unklar bleibt zudem, was mit dieser Engführung auf den tendenziell irrationalen und asozialen Typus des sammelnden Exzentrikers für die Analyse einer ganz offenbar doch weit verbreiteten kulturellen Praxis gewonnen wäre.⁵ Womöglich handelt es sich gar um ein sprachliches Missverständnis, das mit dem Hinweis zu klären ist, dass nicht alle Tätigkeiten, die unter das Wort *sammeln* gefasst werden können, auch zu einer *Sammlung* führt: Horten, Raffen und Häufen ist kein Sammeln, ein Vorrat noch keine Sammlung. Der starre Blick auf das vermeintlich Menschlich-Allzumenschliche verdeckt die Historizität des Sammelns ebenso wie die jeweiligen sozialen Kräfte und die ihnen eigentümlichen Ökonomien, durch die Sammlungen konstituiert werden. Um diesen Ökonomien auf die Spur zu kommen, empfiehlt es sich, bei der sozialen Wertschöpfung zu beginnen. Der soziale Wert einer Sammlung und ihrer Objekte kann auf unterschiedliche Weise erwirtschaftet werden. Etwa durch

– die Art des Objekts (Seltenheit, ästhetische, künstlerische, technische Qualität, erwartetes epistemisches Potenzial etc.)

2 Bspw. Mario Wimmer: *Sammelwut. Über eine Zeitdiagnose der jungen Sexualwissenschaft und ihr »Archiv«*, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 19/3, 2012, S. 67–79.

3 Vgl. etwa Philipp Blom: *Sammelwunder, Sammelwahn. Szenen aus der Geschichte einer Leidenschaft*, Frankfurt am Main 2004.

4 Besonders Manfred Sommer: *Sammeln. Ein philosophischer Versuch*, Frankfurt am Main 1999.

5 So Justin Stagl: *Homo Collector. Zur Anthropologie und Soziologie des Sammelns*, in: *Sammler – Bibliophile – Exzentriker*, hg. von Aleida Assmann, Monika Gomille und Gabriele Rippl (*Literatur und Anthropologie* 1), Tübingen 1998, S. 37–54.

- seine Herkunft (Vorbesitz, Herstellung, Ort der Auffindung etc.)
- die Art seines Erwerbs (Kauf, Erbschaft, Tausch, Geschenk, Raub etc.)
- die Art seiner Präsentation (öffentlich, exklusiv, visuelle und verbale Kontextualisierungen etc.)

Damit ist bereits angedeutet, dass der soziale Wert von Sammlungsobjekten nicht an sich besteht, sondern in der Anerkennung durch Andere konstituiert wird. Ein Objekt, das niemandem etwas bedeutet, besitzt keinen sozialen Wert. Unter diesen Voraussetzungen ist Sammlungsökonomie zu verstehen als eine in Sammlungen und an Objekten stattfindende Zusammenführung verschiedener, zumeist bereits etablierter ökonomischer Prozesse mit dem Ziel der Schöpfung von sozialem Wert.⁶ Neben der schlichten Erkenntnis, dass Objekte, die nicht besessen werden, zwar einen Preis haben können, aber nicht notwendig einen Wert besitzen, folgt daraus zum einen, dass Sammlungen zur Wertschöpfung ein Publikum als Instanz der Wertzuschreibung benötigen. Zum anderen wird mit Blick auf die historische, kulturelle und soziale Variabilität des Sammlungspublicums erkennbar, dass für die Produktion von sozialem Wert nicht alle Objekte in gleicher Weise geeignet sind.

Der vorliegende Beitrag ist dem ökonomischen Komplex gewidmet, der Sammlungen druckgrafischer Gelehrtenporträts im Besitz von Gelehrten in der Frühen Neuzeit zugrunde lag, d.h. dem Zusammenspiel und Ineinandergreifen verschiedener Ökonomien. Dargestellt werden die Prinzipien und Praktiken der Wertschöpfung, die mit dieser Objektgruppe verbunden waren. Das übergeordnete Ziel ist mithin ein doppeltes: eine Erweiterung des methodischen Arsenal der sammlungshistorischen Forschung sowie ein besseres Verständnis der sozialen Produktivität druckgrafischer Porträts in der frühneuzeitlichen Gelehrtenkultur.

1. Wissensdinge und Schaudinge

Der Besitz ebenso wie der Besuch von Sammlungen waren Teil des frühneuzeitlichen Gelehrtenhabitus. Aufbau und Unterhalt einer Sammlung stellten kein Privatvergnügen dar, sondern demonstrierten ebenso wie Kleidung und

⁶ Der vorliegende Beitrag greift auf die anregenden Überlegungen von Nils Güttner und Ina Heumann: *Sammeln. Ökonomie wissenschaftlicher Dinge*, in: *Sammlungsökonomien*, hg. von dens., Berlin 2016, S. 7–22, zurück, verschiebt den Fokus jedoch von der Wissenschaftsgeschichte auf die Sozialgeschichte der Gelehrsamkeit bzw. der Gelehrten in der Frühen Neuzeit.

Konsum, Verhaltens- und Ausdrucksweisen, Arbeitspraktiken und Partnerwahl die Zugehörigkeit des Subjekts zur sozialen Gruppe der Gelehrten.⁷ Insbesondere wissenschaftshistorische Studien haben die Einsicht gefördert, dass frühneuzeitliches Sammeln nicht primär von Kunstliebhaberei, antiquarischem oder naturkundlichem Erkenntnisinteresse motiviert war, sondern insbesondere den Zweck verfolgte, soziale Identität zu konstituieren, d. h. zu kommunizieren.⁸ Sammlungen waren Ausweis von Vermögen, Geschmack, Kennerschaft, Bildungshorizont und Expertise – und im weiteren Sinne von Macht, Status, Zugehörigkeit sowie von fachlichen und sozialen Geltungsansprüchen. Sie gehörten damit zu den Mitteln, mit denen die Integration in das gelehrte Milieu erreicht, Konkurrenzen ausgetragen und Aufstiegschancen verbessert werden sollten. In dieser Funktion waren Sammlungen stets an ein Publikum adressiert, das – als die eigentliche Quelle sozialen Kapitals – vom Wert der Sammlung und mithin von den Qualitäten des Sammlers zu überzeugen war.

Weil zugleich das Reisen und insbesondere Besuche von Bibliotheken und Sammlungen als notwendige Erweiterung persönlicher Netzwerke sowie von Erfahrungsschatz und Bildungshorizont und mithin als wichtige Komponenten gelehrter Lebenspraxis galten,⁹ konnten gelehrte Sammler auf ein grundsätzliches Interesse seitens ihrer Besucher hoffen – und darauf, dass diese den Wert der Sammlung erkannten und kolportierten. Die Erwerbung von Sammlungsobjekten stellte in dieser Hinsicht eine Investition dar, mit der sich ein Gelehrtenhaus als lohnendes Reiseziel empfahl.

7 Zum frühneuzeitlichen Gelehrtenhabitus siehe u. a. Marian Füssel: Die Masken der Gelehrsamkeit. Zum Habitus des Gelehrten um 1700, in: G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage, hg. von Wenchao Li und Simona Noreik, Köln/Weimar/Wien 2016, S. 17–33.

8 Vgl. Susanne Scholz: Objekte und Erzählungen. Subjektivität und kultureller Dingegebrauch im England des frühen 18. Jahrhunderts, Königstein, Ts. 2004, S. 123–142; Hans-Ulrich Thamer: Der Bürger als Sammler in der Frühen Neuzeit, in: Bürgertum und Kunst in der Neuzeit, hg. von dems., Köln/Weimar/Wien 2002, S. 99–113; Michael North: Kunst und bürgerliche Repräsentation in der Frühen Neuzeit, in: Historische Zeitschrift 267, 1998, S. 25–56, hier S. 44–47; Paula Findlen: Possessing Nature. Museums, Collecting, and Scientific Culture in Early Modern Italy, Berkeley, Los Angeles und London 1996, S. 293–345; Giuseppe Olmi: Die Sammlung. Nutzbarmachung und Funktion, in: Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800, hg. von Andreas Grote, Opladen 1994, S. 168–189, bes. S. 175–181.

9 Hans Erich Boedeker: »Sehen, hören, sammeln und schreiben«. Gelehrte Reisen im Kommunikationssystem der Gelehrtenrepublik, in: Paedagogica Historica 38.2/3, 2002, S. 505–532.

Sammlungen gaben den Anlass für Besuche und waren der Ort, an dem die beteiligten Personen – der Sammler und seine Gäste – zu »Ressourcen für einander« werden konnten:¹⁰ Jede Besichtigung gab ihrem Besitzer eine Möglichkeit, seine Gelehrsamkeit unter Beweis zu stellen, und ließ ihn hoffen, dass der Besucher durch positive Urteilsäußerungen (in Gesprächen, Briefen oder Publikationen) sein Ansehen in der gelehrten Welt vergrößern würde. Dieser wiederum wurde durch seine freundliche Aufnahme seitens des Sammlers in seiner Standeszugehörigkeit bestätigt, konnte vor den Objekten sein Fachwissen demonstrieren und durfte sich fernerhin mit der Kenntnis eben dieser berühmten Sammlung schmücken. Erworbene und ferner mitgeteilte Informationen über Objekte waren deutlicher Ausweis der Akzeptanz durch den Sammler. Wo diese ausblieb oder verweigert wurde, konnte es zu nachhaltiger Verstimmung kommen.¹¹

Dieses beiderseitige Interesse von Sammlern und ihren Besuchern war bestimmend für die Form frühneuzeitlicher Gelehrtenansammlungen und stellt daher einen guten Ausgangspunkt für Überlegungen zur *Sammlungsökonomie* dar. Diese ist als Meta-Ökonomie zu verstehen, d.h. als Komplex verschiedener Ökonomien mit je eigenen Wertvorstellungen und Gewinnerwartungen. Die Bereitschaft, Objekte zu erwerben, war sowohl von einer gelehrten *Wissensökonomie* (Wissenserwerb und -produktion) als auch von den Zielen der standestypischen *Prestigeökonomie* motiviert; Sammlungen anzulegen und für Besucher zu öffnen entsprach der *moralischen Ökonomie*, ihr Unterhalt verdankte sich maßgeblich der *materiellen und personellen Ökonomie* des Gelehrtenhaushalts.¹²

In den verschiedenen ökonomischen Zusammenhängen besaßen die Sammlungsobjekte unterschiedliche Funktionen, womit sich ein primäres

10 Mitchel G. Ash: Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander, in: Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, hg. von Rüdiger vom Bruch und Brigitte Kaderas, Stuttgart 2002, S. 32–51.

11 So hatte es Zacharias Conrad von Uffenbach offenbar Leibniz nie verziehen, dass dieser ihm 1710 bei seinem Besuch in Hannover keine Auskünfte über die eigene und die von ihm betreute kurfürstliche Bibliothek geben wollte. Helmut Zedelmaier: Zacharias Konrad von Uffenbach. Fünf Schlaglichter auf einen gelehrten Sammler, in: Zacharias Konrad von Uffenbach. Büchersammler und Polyhistor in der Gelehrtenkultur um 1700, hg. von Markus Friedrich und Monika Müller, Berlin 2020, S. 11–68, hier S. 13.

12 Zu den verschiedenen Ökonomien in der frühneuzeitlichen Gelehrtenkultur siehe Marian Füssel: Die Ökonomie der Gelehrtenrepublik. Moral – Markt – Wissen, in: »Eigennutz« und »gute Ordnung«. Ökonomisierungen der Welt im 17. Jahrhundert, hg. von Sandra Richter und Guillaume Garner, Wiesbaden 2016, S. 301–322.

Verständnis von ihnen als *Wissensdinge*, als Objekte, die in konventionalisierten Prozessen der Gewinnung und Vermittlung von Wissen verwendet werden können, relativiert. Zweifellos erwarben Gelehrte Gegenstände – Naturobjekte, Artefakte –, von denen sie Aufschluss und Erkenntnis erwarteten. Doch aus dem sozialen Sinn der Sammlungen entstanden den Sammlern gruppenspezifische Anforderungen in Hinblick auf die Auswahl der Objekte, ihre Zusammenstellung, Rahmung und Nutzungspraxis.¹³ So konnte es attraktiv sein, eine Sammlung aufzubauen, die mit institutionellen Bedürfnissen korrelierte: Frühneuzeitliche Universitäten verfügten häufig nicht über eigene Lehrsammlungen, so dass der Besitz entsprechender Objekte ein gewichtiges Argument für eine Berufung darstellte und den weiteren Karriereverlauf maßgeblich prägen konnte.¹⁴

Wenngleich das Ziel gelehrter Sammlungen nicht primär darin bestand, »sinnliche Neugierde zu befriedigen, visuelles Vergnügen zu bereiten, optische Lust zu verschaffen«, hatte die Ästhetik der Objekte und die Möglichkeiten ihrer Präsentation zweifellos Einfluss auf Kaufentscheidungen.¹⁵ Allerdings lässt sich im historischen Rückblick oft nur schwer feststellen, ob eine Anschaffung eher von einem epistemischen Interesse, von einer ästhetischen Faszination oder von einer sozialen Wertschöpfungsabsicht motiviert war – fast immer wird man eine Kombination mehrerer Motive annehmen dürfen. In jedem Fall aber ist festzuhalten, dass Wissensdinge in Sammlungen immer auch *Schaudinge* waren: Nur in der Wahrnehmung und Anerkennung durch andere konnte ihnen ein sozialer Wert zuwachsen.

2. Porträtsammlungen

Druckgrafische Porträts waren seit ihren Anfängen im 16. Jahrhundert beliebte Sammlungsobjekte. Bis ins späte 18. Jahrhundert nahm die Menge an Porträts wie auch die Anzahl ihrer Sammler stark zu: 1778 bemerkte der ehemalige Direktor des Dresdener Kupferstichkabinetts Karl Heinrich von Heineken (1707–1791), dass es mehr Sammler von Porträtgrafik gebe als

13 Vgl. Rudolf Schlögl: Geschmack und Interesse. Private Kunstsammlungen zwischen ästhetischen Idealen und sozialer Repräsentation, in: Kunstsammeln und Geschmack im 18. Jahrhundert, hg. von Michael North, Berlin 2002, S. 55–68.

14 Siehe dazu die exzellente Studie von Miriam Müller: Der sammelnde Professor. Wissensdinge an Universitäten des Alten Reichs im 18. Jahrhundert, Stuttgart 2020, bes. S. 75–83.

15 Sommer (Anm. 4), S. 64f.

von jeder anderen Gattung.¹⁶ Tatsächlich waren Porträtsammlungen nicht nur unter Gelehrten verbreitet, sondern auch bei Angehörigen anderer bürgerlicher Berufsgruppen sowie in Kreisen des Adels. Wie viele gelehrte Porträtsammlungen in der Frühen Neuzeit existierten und wie sich ihre Zahl zu anderen Sammlungstypen verhielt, lässt sich heute kaum mehr schätzen. Nachlassinventare, Auktionskataloge, Biografien und Briefwechsel zeugen jedoch ebenso wie Sammlungsverzeichnisse, Reisetagebücher und sammlungstheoretische Schriften von einer weiten Verbreitung.¹⁷ Die meisten Sammlungen wurden nach dem Tod ihrer Besitzer verkauft und sind heute verschollen, viele wurden aufgelöst und zerstreut, nicht wenige vermutlich zerstört.

Die offensichtliche Breite des Phänomens steht allerdings in einem eklatanten Missverhältnis zur wissenschaftlichen Aufmerksamkeit, die ihm bislang zuteilwurde. Das ist vor allem darin begründet, dass dieser Sammlungstyp weitgehend außerhalb disziplinärer Zuständigkeitsbereiche liegt. Die wissenschaftshistorische Sammlungsforschung interessierte sich vorwiegend für naturhistorische und technische Objekte, während kunsthistorische Untersuchungen mit druckgrafischen Porträts oftmals wenig anzufangen wussten. Zahlreiche Arbeiten über das Sammeln von Druckgrafik in der Frühen Neuzeit klammern Porträts stillschweigend aus oder kommen auf diese nur zu sprechen, wenn es sich um Meistergrafik handelt.¹⁸ Tatsächlich spielte ein

16 Karl Heinrich von Heineken: *Dictionnaire des artistes, dont nous avons des estampes*, 4 Bde., Leipzig 1778–1790, Bd. 1, S. VII. Vgl. Antony Griffiths: *The Print before Photography. An Introduction to European Printmaking 1500–1820*, London 2016, S. 437f.

17 Vgl. Françoise Waquet: *Scholars and their Portraits in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*, in: *Intellectual News. Review of the International Society for Intellectual History* 3, 1998, S. 24–29, hier S. 25f.

18 Vgl. Marianne Grivel u. a. (Hg.): *Curieux d'estampes. Collections et collectionneurs de gravures en Europe (1500–1815)*, Rennes 2022; Christopher Baker, Caroline Elam und Genevieve Warwick (Hg.): *Collecting Prints and Drawings in Europe, c. 1500–1750*, Aldershot 2003; Arwed Arnulf: *Jenseits der Kennerschaft. Intentionen gelehrten Graphiksammelns*, in: *Aachener Kunstblätter* 67, 2018/2019, S. 35–53; Stephan Brakensiek: *Vom »Theatrum mundi« zum »Cabinet des Estampes«*. Das Sammeln von Druckgraphik in Deutschland 1565–1821, Hildesheim 2003; Peter Parshall: *Prints as Objects of Consumption in Early Modern Europe*, in: *Journal of Medieval and Early Modern Studies* 28/1, 1998, S. 19–36; ders.: *Art and the Theater of Knowledge. The Origins of Print Collecting in Northern Europe*, in: *Harvard University Art Museums Bulletin* 2/3, 1994, S. 7–36; Anthony Griffiths: *Print Collecting in Rome, Paris and London in the Early Eighteenth Century*, in: ebd., S. 37–58.

Großteil der gedruckten Porträts für ein kennerschaftliches Sammeln keine Rolle. Ganz überwiegend wurden Porträts, insbesondere wenn sie gestochen oder radiert waren, nicht als Kunst wahrgenommen, da angesichts ihrer sozialen Gebrauchsweisen Fragen von Ästhetik und Geschmack zweitrangig waren.

Bei engagierten und finanziell potenten Sammlern konnte die Anzahl der Porträts mehrere tausend, in einigen Fällen auch mehrere zehntausend Blätter erreichen.¹⁹ Der kurhannoversche Hofrat Georg Friedrich Brandes (1719–1791) besaß 15.000 Porträts, und der Nürnberger Arzt Gottfried Thomasius (1660–1746) soll gar an die 60.000 Blätter zusammengetragen haben.²⁰ Manche Porträtsammlungen waren Teil größerer Grafiksammlungen, bildeten dann aber häufig eine separate Gruppe. Der Bericht über die »Kupfersammlung« von Brandes unterscheidet explizit die »besondere Sammlung von Portraits von Gelehrten« von den übrigen 27.000 druckgrafischen Blättern.²¹

Aber auch wenn keine weiteren grafischen Bestände vorhanden waren, bildete die Porträtsammlung häufig nicht die einzige und nicht immer die primäre Sammlung in einem Gelehrtenhaushalt. Vertreter von empirischen Disziplinen wie Botanik, Zoologie, Geologie, Numismatik, Archäologie oder Antikenkunde besaßen – mitunter mehrere – fachspezifische Sammlungen, zu denen die Porträts als eine weitere Objektgruppe hinzukamen.²²

Im gelehrten Kontext konnten auch druckgrafische Porträts die Funktion von Wissensdingen annehmen. Der Berliner Verleger Friedrich Nicolai (1733–1811) etwa nutzte seine umfängliche Porträtsammlung als Bildquelle

19 Vgl. Johann Andreas Gottfried Schetelig: *Ikonographische Bibliothek*, 5 Tle., Hannover und Celle 1795–1800, Tl. 1, S. VIII–X.

20 Zu Thomasius' Sammlung siehe Johann Arnold Ballenstedt: *Die Notwendigkeit und grossen Vortheile einer Schul-Bibliothek*, Helmstedt 1751, S. 19, Anm. q.

21 N.N.: *Nachricht von der Kupfersammlung des Hrn. Hofrath Brandes zu Hannover*, in: *Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande* 1/1, hg. von Andreas Ludolph Jacobi und Albert Jacob Kraut, 1787, S. 101–105, hier S. 101 u. 105. Bezeichnend ist auch, dass die Porträtsammlung nach Brandes' Tod separat von den übrigen Blättern verkauft wurde. Zur Sonderstellung von Porträts siehe auch die Sammlungsordnungen in Brakensiek (Anm. 18), S. 366, 423, 553 (Nr. 232–243), 578 u. passim.

22 Siehe bspw. die Sammlungsbeschreibung von Johann Jacob Baier: *Sciagraphia Musei Sui*, Nürnberg 1730. Zur Verbreitung »gemischter« Sammlungen siehe auch die Auswertung des Verzeichnisses von Friedrich Carl Gottlob Hirsching (1786–1792) durch Claudia Valter: *Studien zu bürgerlichen Kunst- und Naturaliensammlungen des 17. und 18. Jahrhunderts in Deutschland*, Diss. phil. RWTH Aachen 1995, S. 153–156.

für seine Abhandlung über die Geschichte der Perücke.²³ Aufgrund der Textelemente (Name, Lebensdaten, Ämter, Auszeichnungen, Publikationen) waren Porträts zudem Träger relevanter Personendaten. Diese konnten vom Sammler um weitere bio-bibliografische Daten vermehrt werden, wie es Siegmund Jacob Apin (1693–1732) in seiner 1728 gedruckten *Anleitung* zum Sammeln von Gelehrtenporträts empfiehlt:

Endlich und letztens kan man unter die Kupffer, nicht aber in dieselben, oder auch *aversa pagina* Annum & diem nativitatis atque mortis [auf die Rückseite des Blattes Jahr und Tag der Geburt und des Todes], wo es nicht stehet, schreiben, auch kurze Allegata [Anmerkungen] machen, wo dieses oder jenes berühmten Mannes Leben stehet, damit man bey Durchblätterung derselben sich in *Historia Litteraria* desto besser üben könne.²⁴

Die Kenntnis der *historia litteraria*, d.h. der wichtigsten Fachpublikationen und deren Autoren, gehörte zum obligatorischen Bildungskanon eines jeden Gelehrten und war etwa in der Konversation mit anderen unter Beweis zu stellen. Die große und stetig wachsende Anzahl an Werktiteln und Personennamen bedeutete eine veritable Herausforderung für das Gedächtnis, so dass der Gedanke, das Porträt als mnemotechnisches Hilfsmittel zu verwenden, naheliegend erscheinen musste.²⁵

Als Apin seine Vorschläge formulierte, war die Beschriftung von Porträtgedrucken eine unter gelehrten Sammlern bereits etablierte Praxis. Apin selbst verweist auf die Sammlung des Nürnberger Arztes Michael Röttenbeck (1568–1623), die »etliche 1000« Porträts umfasst haben soll, zu denen »dieser arbeitsame Mann entweder diem nativitatis & mortis oder ein elogium, oder sonst einen merckwürdigen Umstand geschrieben hatte«.²⁶ Der Verbleib von Röttenbecks Sammlung ist unbekannt, doch haben sich viele andere Einzel-

23 Friedrich Nicolai: Über den Gebrauch der falschen Haare und Perrücken in alten und neueren Zeiten. Eine Historische Untersuchung, Berlin/Stettin: o.D. 1801, Vorrede u. passim. Siehe dazu auch Verena Neubert: Die Nicolaische Porträtsammlung. Ein Bestand im Landesarchiv Berlin, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart. Jahrbuch des Landesarchivs Berlin 1992, S. 455–468.

24 Sigmund Jacob Apin: *Anleitung wie man die Bildnisse berühmter und gelehrter Männer mit Nutzen sammeln und denen dagegen gemachten Einwendungen gründlich begegnen soll*, Nürnberg 1728, S. 36f. – Zu Apin und seiner *Anleitung* siehe auch Elizabeth M. Hajós: Sigmund Jakob Apins Handbuch für den Sammler von Bildnisstichen, in: *Philobiblion* 13/1, 1969, S. 3–26.

25 Waquet (Anm. 17), S. 27f.

26 Apin (Anm. 24), S. 64, Anm. s.

blätter und Konvolute erhalten, die erkennen lassen, dass die Nutzung von Porträts als Akkumulationsort bio-bibliografischer Daten weit verbreitet war.²⁷ Eine Sammlung derartig ergänzter Porträts konnte zu einer Bildenzyklopädie des gelehrten *Who is who* anwachsen, die sich gleichermaßen zum Einprägen von Personendaten wie zum Nachschlagen verwenden ließ.

Dass auch diese Sammlungen nicht allein für den persönlichen Gebrauch bestimmt waren, zeigt sich neben Berichten von Sammlungsbesuchen in den verschiedenen Arten von Mitteilungen, die Gelehrte von ihren Sammlungen machen. Jacob Friedrich Reimmann (1688–1743), einer der wirkmächtigsten Vertreter der *historia litteraria*, weist die Leser seiner 1739 gedruckten *Bibliotheca Historiae Litterariae Critica* explizit auf die über 1.000 druckgraphischen Porträts von berühmten Gelehrten hin, die er »mit viel Arbeit und Kosten gesammelt« und in vier Bänden im Großfolio-Format abgelegt habe.²⁸ 1771 publizierte der Berliner Mediziner Johann Carl Wilhelm Moehsen (1722–1795) einen Katalog seiner rund 2.700 Porträts, den er als Orientierung und Referenzwerk für andere Sammler verstanden wissen wollte – womit er freilich die eigene Sammlung als dafür geeignet qualifizierte.²⁹

Die zusätzlichen Kosten derartiger Publikationen rechtfertigten sich im Kontext der Aufmerksamkeitsökonomie im gelehrten Feld. Sie richteten sich an potenzielle Besucher, dienten zugleich aber der intellektuellen und moralischen Profilierung. Wie Moehsen zu Beginn seines Katalogs bemerkt, signalisierte eine Sammlung von Gelehrtenporträts die gesteigerte Beschäftigung mit der Geschichte des Wissens und mithin die freimütige Anerkennung der Leistungen anderer: »Wer sowohl die Wissenschaften als die Künste liebet, und selbige zu schätzen weis; verehret auch das Andenken derer, die sich in beyden berühmt gemacht.«³⁰ Diese Rechtfertigungsformel besagt zugleich, dass eine solche Sammlung den Liebhaber der Wissenschaften und Künste erkennen ließ. Die Stilisierung des Sammelns zum Akt der Ehrerweisung demonstrierte ein Ethos, der den normativen Vorstellungen der moralischen

27 Die vermutlich größte erhaltene Sammlung annotierter Porträts wurde Mitte des 18. Jahrhunderts von Jacob Gottfried Bötticher in den Franckeschen Stiftungen zu Halle an der Saale angelegt. Vgl. Rhea Matschke: »Du fragst wen stellet doch dis schöne Kupfer für ...«. Die Porträtsammlung der Bibliothek der Franckeschen Stiftungen, Halle an der Saale 2003.

28 Jacob Friedrich Reimmann: *Bibliotheca Historiae Litterariae Critica, eaque Generalis* (Catalogus Bibliothecae Theologicae, Systematico-Criticus, Tl. 2), Hildesheim 1739, S. 69.

29 Johann Carl Wilhelm Moehsen: *Verzeichnis einer Sammlung von Bildnissen grösstentheils berühmter Aertzte*, Berlin 1770, S. 5–7.

30 Ebd., S. 3.

Ökonomie der »Gelehrtenrepublik« entsprach:³¹ Wer anderen Gelehrten vor Dritten die ihnen gebührende Ehre erwies, stellte neben seiner Kenntnis vor allem die eigene Redlichkeit aus. In dieser Absicht ist es zu verstehen, wenn der Helmstedter Jurist Hermann Conring (1606–1681) die Leser seiner 1661 gedruckten Abhandlung über die Bibliothek von Wolfenbüttel wissen lässt: »Gelehrtenbildnisse habe ich von frühester Jugend an geradezu innig geliebt und sie bedeuteten mir in der Tat, solange ich noch fern vom Verkehr mit berühmten Gelehrten lebte, so etwas wie die Trophäen des Miltiades.«³² Conring besaß eine Sammlung von druckgrafischen Gelehrtenporträts, die er über Jahrzehnte hinweg aufbaute – eine finanzielle Investition, die seine innige Liebe zur Gelehrtensamkeit und seine Anerkennung ihrer impliziten Regeln sichtbar unter Beweis stellte. Die Sammlung wurde zum Argument: An ihr ließen sich Kenntnis und Befolgung der Regeln der moralischen Ökonomie der Gelehrtenkultur demonstrieren – was wiederum zu einer Steigerung des Ansehens führen und mithin zum Faktor der Prestigeökonomie werden konnte.

3. Ware, Gabe, Währung

Ware

Der Aufbau einer Sammlung druckgrafischer Porträts erforderte Zeit, Geld und Kontakte.³³ Trotz der im Vergleich zu Gemälden meist geringeren Preise stellte die finanzielle Ausstattung auch für druckgrafische Porträts den entscheidenden Faktor für die Bestandsbildung dar, wie Apin erläutert:

- 31 Zur moralischen Ökonomie in der Gelehrtenrepublik siehe Marian Füssel: Die symbolischen Grenzen der Gelehrtenrepublik. Gelehrter Habitus und moralische Ökonomie des Wissens im 18. Jahrhundert, in: Was als wissenschaftlich gelten darf. Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne, hg. von Martin Mulsoy und Frank Rexroth, Frankfurt am Main/New York 2014, S. 413–437.
- 32 Hermann Conring: Die Bibliotheca Augusta zu Wolfenbüttel. Zugleich über Bibliotheken überhaupt. Brief an Johann Christian Freiherrn von Boineburg, übers. u. hg. von Peter Mortzfeld, Göttingen 2005, S. 164f. – Die »Trophäen des Miltiades« spielen an auf den Bericht Plutarchs, Themistokles habe sich als Heranwachsender so sehr nach eigenem Ruhm verzehrt, dass ihn der Sieg des Miltiades bei der Schlacht von Marathon, an den eben die Trophäen erinnerten, des Nachts nicht schlafen ließ (Plut. Them. 3, 4).
- 33 Siehe dazu auch Müller (Anm. 14), S. 34–44.

Ein weiser Mann aber siehet, wie in allem so auch hier auf seinen Stand und rechten Endzweck, ob er auch einen Nutzen davon habe, ob er sich diese oder jene Sorte von Kupffern sammeln soll, und ob er auch, ohne sein Vermögen zu schwächen, Geld darauf wenden könne. Wer weiter gehet, und mehr Geld darauf wendet, als er entrathen kan, wird es vor Gott und der erbarn Welt nicht wol verantworten können. Der Liebhaber gibt es nicht alle Tage so viel, wie bey diesen Zeiten, und wird also nach Absterben selten wieder bezahlt, was man dafür ausgegeben, zugeschwiegen, daß man so viele Jahre ein todtes Capital liegend hat. Rom ist nicht auf einen Tag erbauet worden, und langsam kommt man auch weit. Man muß also nicht gleich haben, was man siehet, sondern nach und nach zusammen legen, was man um civilen Preiß oder gar umsonst auftreiben kan, so wird man doch mit der Zeit viele Portraits zusammen bringen können.³⁴

Dem möglichen Einwand, dass der Aufbau einer Sammlung unnötige Ausgaben erzeuge, begegnet Apin jedoch mit einem Gewinnversprechen, dass nämlich, »die Anmuth und der Nutze grösser als die Unkosten« seien.³⁵ Mit welchen konkreten Kosten der Aufbau einer vorzeigbaren Porträtsammlung verbunden war, lässt sich kaum befriedigend darlegen, da systematische Untersuchungen entsprechender Quellen bislang ebenso fehlen wie exemplarische Fallstudien. Die folgende Zusammenstellung von Angebots- und Verkaufspreisen kann diese Lücken nur sichtbar machen, nicht aber schließen.

Sammler mussten sehr unterschiedliche Wege beschreiten, um an Bilder zu gelangen, da es keinen einheitlichen Markt gab und oftmals nicht einmal sicher war, von welchen Gelehrten aus Vergangenheit und Gegenwart überhaupt Porträts existierten.³⁶ Einzelne Porträtdrucke waren bei den Produzenten, d. h. Kupferstechern oder Verlegern, sowie bei Buch- und Grafikhändlern zu erwerben.

Die meisten Porträts waren ursprünglich entweder von den Dargestellten beauftragt worden oder von Verlegern, die die Bilder den gedruckten Werken als Autorenporträts beigaben. Nach der Lieferung der bestellten Abzüge war es den Kupferstechern meist vertraglich gestattet, eine bestimmte Anzahl weiterer Blätter herzustellen und in den Handel zu bringen.³⁷ Mitunter versuchten aber wohl auch Lohn(kupfer)drucker sich ein Zubrot zu verdienen, indem sie von den ihnen anvertrauten Platten über die bestellte Menge von Abzügen hinaus »heimlichen Nachschuß thun, und zu Nachtheil des Verle-

34 Apin (Anm. 24), S. 29f.

35 Ebd., S. 89.

36 Zum Handel mit Druckgrafik siehe umfassend Griffiths (Anm. 16), S. 216–391.

37 Ebd., S. 241.

gers verbothener weise verkauffen, wie mit Pourtraicts und andern angenehmen Kupffern, die à parte verkauffet werden, öffters zu geschehen pflaget«. ³⁸

Da trotz des überregionalen Buch- und Grafikhandels natürlich keine flächendeckende Verfügbarkeit existierte, nutzten Gelehrte ihre Reisesationen zum Erwerb von Porträts. So berichtet etwa Zacharias Conrad von Uffenbach (1683–1734), er habe 1710 in Hamburg zu diesem Zweck verschiedene Buchläden aufgesucht und schließlich beim Buchhändler König »einige in Kupfer gestochene Bildnisse von Gelehrten« gekauft, obwohl sie »sehr theur« waren. ³⁹

Verkaufspreise sind in den Quellen selten überliefert, und wo dies doch der Fall ist, sind sie nur begrenzt aussagekräftig, da die preisbestimmenden Faktoren lokal und temporal stark differierten. ⁴⁰ Dabei spielte meist die Qualität des Drucks eine Rolle: Frühe Abzüge waren in der Regel teurer als späte, die sichtbare Abnutzungsspuren aufweisen oder für die die Kupferplatte aufgestochen worden war, was meist zu einer Vergrößerung des Bildes führte. ⁴¹ Welche Bedeutung die künstlerische Qualität für die Preisbildung hatte, ist nur schwer einzuschätzen und wird im Einzelfall von den Vorlieben des Sammlers abhängig gewesen sein. Für Apin und andere Sammlungstheoretiker stellt sie jedenfalls ein nachgeordnetes Kriterium dar: Wichtiger als die Qualität des Bildnisses war es, überhaupt eines zu bekommen. ⁴² Hinsichtlich der sozialen Wertschöpfung wird Reputation und Ruhm der dargestellten Person allerdings eine wichtige Rolle bei der Bepreisung zugekommen sein. Man kann davon ausgehen, dass Porträts berühmter Fachvertreter den Status obligatorischer Sammlungsobjekte besaßen, entsprechend gefragt waren und daher teuer verkauft werden konnten. Einem annotierten Leipziger Auktionskatalog von 1762 sind Verkaufspreise für gerahmte Einzelporträts zu ent-

38 Georg Paul Hönn: *Betrugs-Lexicon, worinnen die meisten Betrügereyen in allen Ständen nebst denen darwider guten dienenden Mitteln entdeckt*, Coburg 1721, S. 455.

39 Zacharias Conrad von Uffenbach: *Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen[,] Holland und Engelland*, 2 Tle., Ulm 1753, Tl. 2, S. 80. Möglicherweise handelt es sich um den Hamburger Buchhändler Gottlieb König († 1718). Vgl. David Paisey: *Deutsche Buchdrucker, Buchhändler und Verleger 1701–1750*, Wiesbaden 1988, S. 137.

40 Vgl. Griffiths (Anm. 16), S. 293–297.

41 Vgl. Ad Stijnman: *Engraving and Etching 1400–2000. A History of the Development of Manual Intaglio Printmaking Process*, London 2012, S. 152f.

42 Apin (Anm. 24), S. 24 u. 31f.; N.N.: *Kern-Historie aller Freien Künste und Schönen Wissenschaften*, 9 Tle., Leipzig 1749–1752, Tl. 2, S. 155.

nehmen. Diese rangierten zwischen sieben Groschen am unteren Ende und einem Taler und vier Groschen. Die höchsten Preise erzielten Berühmtheiten wie Hugo Grotius (1 thl., 3 gr.), Joseph Justus Scaliger (1 thl., 4 gr.) und dessen Lehrstuhlnachfolger Claude de Saumaise (1 thl., 1 gr.); am wenigsten erzielten die Bilder des Historikers Johann Wilhelm von Berger (8 gr.), der Juristen Caspar Ziegler (8 ½ gr.) und Christfried Waechter (7 gr.), aber auch der ungleich bekannteren Gelehrten Nicolaus Hieronymus Gundling (8 gr.) und Andrea Alciato (8 ½ gr.).⁴³

Eine sehr große Zahl von Gelehrtenbildern war als Autorenporträts in Büchern sowie als Memorialbilder in Leichenpredigten zu finden. Und zumindest aus Sicht der Sammler dienten die Druckwerke den begehrten Bildern vornehmlich als Vehikel auf den Vertriebswegen des Buchmarkts.⁴⁴ Die Porträts aus den Büchern zu entfernen, war eine verbreitete Praxis, von der die noch erhaltenen Sammlungen ein beredtes Zeugnis ablegen. Etwaigen Skrupeln begegnet Apin mit einem ökonomischen Argument: Das Buch sei »nach meinem Tod keinen Heller mehr« wert, Porträts hingegen würden »sehr theuer allein bezahlt werden«, und es mache für das Bild keinen Unterschied, ob es »im Buch, oder in meiner Collection liegt.«⁴⁵ Da die Witwen von Gelehrten oft einen nicht geringen Teil ihres Unterhalts aus dem Verkauf der Bibliothek ihres Gemahls und anderem Sammlungsnachlass bestreiten mussten, war das Versprechen einer Wertanlage durchaus gewichtig.⁴⁶

43 *Bibliotheca Studii Humaniorum Literarum Elegantioris Potissimum Iurisprudentiae Tam Civilis Quam Ecclesiasticae Inserviens Atque Ob Selectum, Praestantiam, Nitorem Ac Raritatem Librorum Summopere Se Commendans*, Leipzig 1762 [VD18 11891017], S. 81f. Berlin, Staatsbibliothek: an: Ap 16164-3 «a».

44 Vgl. Hole Rößler: »Ein Kupferstich, der Ihn, mit Recht, entzückt, In dem Er Sich, mit Ruhm verbrämt, erblickt«. Zur sozialen Produktivität des Autorenporträts im 17. und 18. Jahrhundert, in: *Einladende Buch-Anfänge. Titelbilder des Wissens in der frühen Neuzeit*, hg. von Stefan Laube, Wiesbaden 2022, S. 183–218, bes. S. 186–188.

45 Apin (Anm. 24), S. 22. – Johann Michael von Leon lehnt diese Praxis ab und schlägt stattdessen die Anlage eines Registers der im eigenen Buchbestand befindlichen Porträts vor. Johann Michael von Loen: *Von der Einrichtung eines Cabinets von Kupferstichen*, in: *Freie Gedanken zur Verbesserung der Menschlichen Gesellschaft*, 3. Aufl. Frankfurt am Main/Leipzig 1752, S. 545–559, hier S. 548.

46 Vgl. Sebastian Kühn: *Wissen, Arbeit, Freundschaft. Ökonomien und soziale Beziehungen an den Akademien in London, Paris und Berlin um 1700*, Göttingen 2011, S. 84f.; Ulrike Gleixner: *Der Professorenhaushalt*, in: Jens Bruning und dies. (Hg.), *Das Athen der Welfen. Die Reformuniversität Helmstedt 1576–1810*, Ausst.kat., Wolfenbüttel 2010, S. 130–143, hier S. 139.

Ab dem frühen 18. Jahrhundert erhielten auch die Ausgaben verschiedener gelehrter Zeitschriften und Rezensionenjournalen – darunter die *Deutschen Acta Eruditorum* und Friedrich Nicolais *Allgemeine deutsche Bibliothek* – Frontispizporträts von gelehrten Personen.⁴⁷ Anders als die Autorenporträts standen diese Bilder jedoch meist in keinem Bezug zum Inhalt der jeweiligen Ausgabe, sondern zielten vielmehr als Kaufanreiz auch auf das breite Publikum gelehrter Sammler. Ob auch die verlegerische Praxis, Neuausgaben und Titelaufgaben um Porträts anzureichern, in diesem Sinne als Reaktion auf das allgemeine Sammlungsinteresse zu deuten ist oder sich vorwiegend einer Strategie der ästhetischen Aufwertung des Buchs verdankte, lässt sich nicht abschließend entscheiden.⁴⁸

Eine wichtige Bildquelle und Orientierungshilfe für Sammler waren die seit dem 16. Jahrhundert in unterschiedlichsten Arten publizierten Porträtbücher, »systematisch mit Porträts ausgestattete Sammlungen von Lebensbeschreibungen berühmter Persönlichkeiten«.⁴⁹ Bekannte und verbreitete Gattungsvertreter sind Nikolaus Reusners *Icones sive imagines virorum literis illustrium* (Straßburg: Jobin 1587), die vierteilige, von Jean-Jacques Boissard herausgegebenen *Icones Quinquaginta virorum illustrium* (Frankfurt am Main: Becker 1597–1599) und dessen neunteiliger Nachfolger, die *Bibliotheca Chalcographica* (Frankfurt am Main/Heidelberg: Ammon 1650–1664), sowie der von Jacob Brucker und Johann Jacob Haid besorgte und in elf Teilen veröffentlichte *Bilder-sal heutiges Tages lebender, und durch Gelahrheit berühmter Schrift-steller* (Augsburg: Haid 1741–1755/1766).

Deren frühzeitige Anschaffung empfiehlt Apin angehenden Sammlern, damit diese nicht aus Unkenntnis für aus ihnen stammende Porträts einen Preis bezahlten, der den des Buches übertraf.⁵⁰ Wie bei anderen Druckwerken (und Porträts) waren die Preise von Porträtbüchern weder festgelegt noch stabil.

47 Thomas Habel: Gelehrte Journale und Zeitungen der Aufklärung. Zur Entstehung, Entwicklung und Erschließung deutschsprachiger Rezensionenzeitschriften des 18. Jahrhunderts, Bremen 2007, S. 103f. u. 189–198.

48 Vgl. Hole Rößler: Ein Lohnarbeiter des Ruhms. Johann Philipp Thelotts Porträts von Gelehrten, in: Von Augsburg nach Frankfurt. Leben und Werk des Kupferstechers Johann Philipp Thelott (1639–1671), hg. von Holger Th. Gräf und Andreas Tacke, Marburg 2022, S. 87–102, hier S. 101.

49 Milan Pelc: *Illustrium Imagines*. Das Porträtbuch der Renaissance, Leiden 2002, S. 2. Siehe auch Lea Hagedorn: Das Museum im Buch. Paolo Giovios »Elogia« und die Porträtsammelwerke des 16. Jahrhunderts, Berlin 2020, S. 16–25.

50 Apin (Anm. 24), S. 30. Apin gibt eine chronologisch geordnete Liste mit 240 Titeln. Ebd., S. 115–175. Siehe auch Schetelig (Anm. 19).

Heinrich Wilhelm Lawätz' *Handbuch für Bücherfreunde und Bibliothekare* aus dem späten 18. Jahrhundert nennt für einige Titel einen »anfänglichen Ladenpreis«, der zwischen zwei und zwölf Talern liegt.⁵¹ Den genannten *Bilder-sal* bewarb der Künstlerverleger Haid kurz vor dessen Erscheinen mit einem zweiseitigen »Avertissement«, in dem er das Publikationsvorhaben mit dem »Vergnügen« rechtfertigte, »das viele Gelehrte an dergleichen Sammlungen haben«. Trotz der gepriesenen Qualität der Bilder werde der Preis eines Porträts zusammen mit der zugehörigen Lebensbeschreibung »nicht höher als 1 Rthl. 8 gute Grl. oder 2 Fl.« ausfallen.⁵² Daraus folgt, dass der seitens des Verlegers vorgesehene Kaufpreis für einen vollständigen Teil des *Bilder-sals* mit jeweils zehn Porträts und Biografien bei 13 Reichstalern und 8 Guten Groschen bzw. 20 Gulden lag. Ob sich die Buchhändler an diese Preisempfehlung hielten, ist jedoch fraglich.

Ausschließlich an den Bedürfnissen von Sammlern orientiert waren reine Porträtwerke, die als Verlegerprodukte erschienen. Um 1720 gab Pieter van der Aa (1659–1733) drei nach Disziplinen geordnete Bildersammlungen heraus, für die er teils Kopien bereits existierender Porträts anfertigen, teils Abzüge von älteren Platten herstellen ließ. Mit Ausnahme weniger Überformate wurden die unterschiedlich großen Bilder auf Folioblätter gedruckt, so dass die Blätter ohne weiteres in eine entsprechende Loseblattsammlung eingefügt werden konnten.⁵³

Der wohl produktivste Porträtverleger im deutschsprachigen Raum war Friedrich Roth-Scholtz (1687–1736), der ab 1720 die Offizin Tauber in Nürnberg leitete, in der auch Apin einige seiner Werke publizieren ließ.⁵⁴ Einer vierseitigen Werbeschrift von 1732 ist zu entnehmen, dass er »von be-

51 Heinrich Wilhelm Lawätz: *Handbuch für Bücherfreunde und Bibliothekare*, 10 Tle., Halle an der Saale, Gebauer 1788–1795, Tl. 1, Bd. 3, S. 440–444.

52 [Johann Jakob Haid:] Avertissement, eingebunden in: Johann Wilhelm Weinmann: *Phythanthoza-Iconographia*, 4 Bde., Regensburg: Lenz 1737–1745, hier Bd. 4, nach Bl. k1 v. Den Haag, Koninklijke Bibliotheek: KW 312 B 2. Ich danke Ad Stijnman für die Mitteilung dieses Fundstücks.

53 Pieter van der Aa: *XX. Icones Clarissimorum Medicorum Philosophorum Liberales Artes Profitentium Aliorumque*, Leiden [um 1720]; ders.: *Imagines XLI. Virorum Celebriorum In Politicis, Historicis &c.*, Leiden [um 1720]; ders.: *XIX. Imagines Quorundam Clarissimorum Theologorum & Philologorum*, Leiden [um 1720].

54 Mona Garloff: Friedrich Roth-Scholtz (1687–1736). Eine gelehrte Verlegerbiographie zwischen Schlesien und Nürnberg, in: *Śląska Republika Uczonych. Schlesische Gelehrtenrepublik. Slezská Vědecká Obec* 9, 2020, S. 46–64; Lea Hagedorn: Bildnispolitik eines Aufsteigers. Die Inszenierung des Friedrich Roth-Scholtz (1687–1736) als Buchhändler, Bibliotheksstifter und Herausgeber, in: *Bildnispolitik*

rühmten Künstlern« gestochene Porträts in seiner Buchhandlung »um billige Preise« anbiete. Vor allem aber verweist Roth-Scholtz auf die von ihm selbst seit 1723 herausgegebenen *Sammlungen von Bildnissen berühmter Leute*, die »so wohl allhier zu Nürnberg, als auch an adern Orthen bey berühmten Buch- und Kunst-Händlern, nicht nur in gantzen Theilen, [...] sondern auch Einzeln oder Stückweise« zu erwerben seien.⁵⁵ Die Sammlung mit 124 Porträts von Angehörigen der Universität Altdorf kostete fünf Gulden, jeder der insgesamt sieben Teile der zwischen 1725 und 1732 erschienen Serie *Icones Virorum omnium ordinum Eruditione* mit je 50 Porträts war für zwei Gulden zu haben, ebenso wie die beiden Teile des *Philosophischen Bilder-Saals* mit ebenfalls je 50 Porträts. Das *Cabinet des gelehrten und geehrten Frauenzimmers* war hingegen noch nicht fertiggestellt, doch seien die »bereits fertigen, wie alle andern Bildnisse, Einzeln zu haben«.⁵⁶ Wer nicht die Gelegenheit hatte, die angebotenen Porträts vor Ort durchzusehen, konnte sich in Roth-Scholtz' dreiteiligem *Beytrag zur Historie derer Gelehrten* (1725–1726) informieren, welche Serien welche Bilder enthielten, und war damit in der Lage, bestimmte Blätter gezielt zu bestellen.⁵⁷

Neben dem Erwerb von Einzelblättern und Serien bestand die Möglichkeit, ganze Sammlungen anzukaufen. So suchte Uffenbach Anfang Januar 1710 einen Wolfenbütteler Kaufmann auf, bei dem er hoffte, die Porträtsammlung Conrings zu finden. Die beiden (Klebe-)Bände mit 257 Porträts von Adligen und Kriegsherren und 326 Porträts von Gelehrten waren jedoch schon 1694 bei einer Versteigerung von Conrings Bibliothek verkauft worden.⁵⁸ Einem annotierten Exemplar des Auktionskatalogs ist zu entnehmen, dass die Sammlung von Gelehrtenporträts für 12 Taler und 18 Groschen verkauft

der Autorschaft. Visuelle Inszenierungen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, hg. von Daniel Berndt, ders. und Hole Rößler, Göttingen 2018, S. 253–282.

55 Friedrich Roth-Scholtz: Kurtze Nachricht und Verzeichniß von meinen Friederich Roth-Scholtzens in Nürnberg herausgegebenen Sammlungen derer Bildnisse von Gelehrten Männern, von Buchhändlern und Buchdruckern, von Künstlern und andern berühmten Leuten, Nürnberg 1732 [VD18 12219150], o.P. [Bl.](1 r).

56 Ebd., o.P. [Bl.](2 rf.). – Wie andere grafische Serien auch haben sich die von Roth-Scholtz herausgegeben Porträtsammlungen nur in wenigen Fällen geschlossen erhalten. Ihrem Zweck entsprechend wurden sie von den Sammlern aufgelöst und in die jeweilige Bestandsordnung integriert. In vereinzelter Form lassen sich die Porträts heute in zahlreichen öffentlichen Sammlungen nachweisen.

57 Friedrich Roth-Scholtz: *Beytrag zur Historie derer Gelehrten*, 3 Tle., Nürnberg/Altdorf 1725–1726.

58 *Catalogus Bibliothecae Conringianae*, Helmstedt 1694, Nr. 370 u. 371, S. 26.

wurde.⁵⁹ Die Adelsporträts hingegen erzielten nur einen Preis von sechs Talern. Rund hundert Jahre später, am 9. Mai 1796, wurde die Porträtsammlung von Brandes in Leipzig für 2.000 Reichstaler für den Österreichischen Kaiser ersteigert und damit der Zirkulation in gelehrten Kreisen entzogen.⁶⁰

Ein typisches Schicksal privater Sammlungen: Ihr Verkauf war fast immer durch ökonomische Notwendigkeit der Hinterbliebenen bedingt. Anderen hingegen boten Auktionen eine gute Gelegenheit, die eigene Sammlung auf einen Schlag erheblich zu vergrößern, zumal es auch Möglichkeiten gab, Gebote in Abwesenheit zu platzieren.⁶¹

Daneben existierten zweifellos auch unlautere Praktiken der Bestandsvergrößerung. Apin nennt Sammler, die geliehene Porträts nicht zurückgaben oder durch schlechtere Exemplare austauschten, und solche, die andere Sammler »zwingen wollen, aus ihrer Collection einige Blätter herzugeben, nur daß sie die Ihrige desto vollständiger machen«. Wieder andere würden sogar die Bilder in den Buchhandlungen aus den Büchern ausschneiden.⁶² Ganz überwiegend wird ein solcher Bilderdiebstahl ökonomisch motiviert gewesen sein: Auch wenn ein einzelnes Blatt meist günstig zu erwerben war, konnte der Aufbau einer veritablen Sammlung finanzielle Probleme mit sich bringen.

59 Ebd., o.P., nach S. 26, Nr. 370. Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek: H: Q 42.4° Helmst.

60 Patrick Poch: *Porträtgalerien auf Papier. Sammeln und Ordnen von druckgrafischen Porträts am Beispiel Kaiser Franz' I. von Österreich und anderer fürstlicher Sammler*, Wien/Köln/Weimar 2018, S. 122.

61 Vgl. Loen (Anm. 45), hier S. 547.

62 Apin (Anm. 24), S. 186. Den zweiten Punkt erläutert Apin an anderer Stelle: »Lasse nicht leichtlich einen Vornehmern als du bist, deine Collection sehen. Sie begehren gar leicht etwas davon, oder wollen sie gar zu eigenem Besitz haben, und so man es ihnen abschläget, hat man nichts als Verdruß und Verfolgung.« Ebd., S. 56. Tatsächlich war es nicht unüblich, dass Besucher am Ende der Sammlungsbesichtigung noch ein Präsent erhielten. Wie freiwillig dies geschah und welche Absichten sich damit verbanden, ist bislang noch nicht ausreichend untersucht. Vgl. Barbara Furlotti: *The Performance of Displaying. Gesture, Behaviour and Art in Early Modern Italy*, in: *Journal of the History of Collections* 27/1, 2015, S. 1–13, hier S. 4.

Gabe

Die Selbstdarstellung vieler frühneuzeitlicher Gelehrter in Wort, Bild und Habitus entsprach oft nicht der ökonomischen Realität.⁶³ Conring etwa erhielt auf den Lehrstuhl für Rhetorik an der Universität Helmstedt, den er 1632 übernahm, ein Jahresgehalt von 200 Reichstalern.⁶⁴ Wie viele andere Professoren besserte Conring das schmale Grundgehalt im Laufe seiner Karriere durch Ämterhäufung, d.h. weitere Professuren, sowie zusätzliche Einnahmen – etwa Kollegiengelder und Promotionsgebühren – auf.⁶⁵ Erst 1650, als er sich durch seine Publikationen einen Namen gemacht hatte und neben einer Professur für Medizin auch die für Politik erhielt, betrug sein Sold 500 Reichstaler.⁶⁶ Zwar gelang es ihm auf diese Weise, ein ansehnliches Vermögen zu bilden, doch bedeuteten Ausgaben für Porträts insbesondere in den finanziell schwierigen Anfangsjahren seiner Laufbahn eine nicht unerhebliche Investition.⁶⁷ Im 18. Jahrhundert war das Bild kein grundlegend anderes. An der Universität Göttingen etwa betrug das Jahresgehalt der Professoren zwischen 200 und 400 Talern, in Ausnahmefällen konnte die Besoldung besonders berühmter Gelehrter auch bei 700 Talern liegen.⁶⁸ Die 13 Taler und acht Guten Groschen eines einzigen Teils des *Bildersals* mit zehn Porträts entsprachen demnach drei bis sechs Prozent des normalen Grundgehalts. Als der erste Teil erschien, konnte man für diesen Betrag in Göttingen eine einfache Stube für ein Jahr mieten, ein Dutzend Schuhe oder mehr als 25 Gänse kaufen.⁶⁹ Andere Porträts waren günstiger zu bekommen, doch ist festzuhalten, dass eine druckgrafische Sammlung nicht zuletzt durch ihre Größe zu beeindrucken suchte und es mithin die Quantität der Bilder war, die zu Buche schlug.

63 Siehe dazu etwa Helmut Holzhey: Der Philosoph im 17. Jahrhundert. Selbstbild und gesellschaftliche Stellung, in: Wissenschaft, Gesellschaft und politische Macht, hg. von Erwin Neuenschwander, Basel 1993, S. 39–55.

64 Patricia Herberger (Red.): Hermann Conring 1606–1681. Ein Gelehrter der Universität Helmstedt, Ausst.kat., Wolfenbüttel 1981, S. 30.

65 Siehe dazu Gleixner (Anm. 46), S. 136f.

66 Vgl. Werner Kundert: Hermann Conring als Professor der Universität Helmstedt, in: Hermann Conring (1606–1681). Beiträge zu Leben und Werk, hg. von Michael Stolleis, Berlin 1983, S. 399–412, hier S. 402, Anm. 17.

67 Vgl. ebd., S. 501.

68 Wilhelm Ebel: Memorabilia Gottingensia. Elf Studien zur Sozialgeschichte der Universität, Göttingen 1969, S. 85f.

69 Ebd., S. 87.

Auch aus diesem Grund nutzten Gelehrte ihre persönlichen Kontakte zur Erweiterung ihrer Sammlung. In den mitunter weit gespannten Korrespondenznetzwerken zirkulierten neben Informationen auch verschiedenste Gegenstände – darunter druckgrafische Porträts. Als Beilage von Briefen reisten die Bilder über Landesgrenzen und durch ganz Europa. Der Nürnberger Mediziner Johann Georg Volckamer (1616–1693) und der Arzt und Botaniker Carlo Avanzi in Padua schickten sich gegenseitig Bücher, getrocknete Pflanzen und Samen, bisweilen aber auch neue Stücke für ihre Porträtssammlungen. Im November 1640 teilte Avanzi seinem deutschen Kollegen mit, er habe für diesen eine Reihe von Gelehrtenporträts erworben, die er bei der nächsten Gelegenheit über reisende Kaufleute in den Norden schicken werde.⁷⁰ Zumindest die Kosten für Bücher, vermutlich aber auch für größere Mengen an Porträts, wurden nach deren Erhalt über Anweisungen bei international agierenden Handelshäusern beglichen.⁷¹ Einzelne Blätter hingegen wurden zumeist unentgeltlich oder im Tausch gegen andere Bilder oder Objekte verschickt.⁷²

Häufig stand die gegenseitige Übersendung eines eigenen Porträts am Anfang eines Briefwechsels, weswegen viele Gelehrte über einen Vorrat an Abzügen verfügten.⁷³ Innerhalb gelehrter Netzwerke gehörten Porträts mithin zu den Objekten des gelehrten Gabentauschs:⁷⁴ Sie unterstützten die Bildung sozialer Beziehungen, stabilisierten oder erneuerten diese. Der Ökonomie

70 Carlo Avanzi an Johann Georg Volckamer, 22. November 1640. Nürnberg, Stadtbibliothek: Autogr. 748. Siehe auch Carlo Avanzi an Johann Georg Volckamer, 10. März 1644. Nürnberg, Stadtbibliothek: Autogr. 768.

71 Vgl. Johann Georg Volckamer an Jacopo Avanzi, 3. Juli 1647. Nürnberg, Stadtbibliothek: Autogr. 778.

72 Wolfgang Lukas: Die Briefbeigabe. Aspekte einer Pragmasemiotik des Briefes, in: Der Brief. Ereignis und Objekt. Frankfurter Tagung, hg. von Waltraud Wiethölter und Anne Bohnenkamp, Frankfurt am Main 2010, S. 255–267, hier S. 257f.

73 Vgl. Griffiths (Anm. 16), S. 399.

74 Siehe Stefan Siemer: Gesellschaft und Methode. Naturgeschichtliches Sammeln im 18. Jahrhundert, Mainz 2004, S. 111–139, sowie Müller (Anm. 14), S. 39–44. Siehe auch Jochen Strobel: Der Brief als Gabe, in: Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, hg. von Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink und Jochen Strobel, Berlin/Boston 2020, S. 254–268. Siehe beispielhaft auch Martin Stuber, Stefan Hächler und Hubert Steinke: Albrecht von Hallers Korrespondenznetz. Eine Gesamtanalyse, in: Hallers Netz. Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung, hg. von Martin Stuber, Stefan Hächler und Luc Lienhard, Basel 2005, S. 3–216, hier S. 177–186. – Nach Griffiths sollten die übersandten Porträts dem Briefverkehr den Anstrich einer Anwesenheitskommunikation geben. Griffiths (Anm. 16), S. 399.

des Gabentauschs entsprechend verlangte ein verschenktes Porträt nach einer mindestens gleichwertigen Gegengabe. Im August 1671 erbat Conring vom Juristen und Diplomaten Ezechiel Spanheim (1629–1710) dessen Porträt für seine Sammlung und kündigte an, sich zu revanchieren:

Falls ein Exemplar deines Bildes übrig wäre, bitte ich, dass Du es mir übersenden mögest, damit ich es in das Buch mit Bildern von durch Gelehrsamkeit berühmten [Männer] einfügen könnte, welches ich mit viel Mühen zusammengetragen habe. Bei der ersten Gelegenheit werde ich wiederum einige [Exemplare] meines neuesten [Bildes] schicken, wengleich nicht in der Art eines gerechten Tauschs. Denn es wird »Gold zu Kupfer« geworden sein [Homer Il. VI, 236].⁷⁵

Trotz der etablierten Rolle des Porträts in der Distanzkommunikation konnten oder wollten nicht alle Gelehrten ein solches Bild von sich herstellen lassen. So musste der französische Historiker Étienne Baluze (1630–1718), den Conring knapp zwei Wochen später ebenfalls um ein Porträt ersuchte, dessen Erwartungen enttäuschen:

Ich, hochberühmter Mann, bin so groß nicht, dass ein Bild meines Gesichts in Kupfer geschnitten wird. Dieser Ruhm gebührt nur den größten Männern, welche durch berühmte Taten Unsterblichkeit verdienen, das heißt deinesgleichen. Daher kann ich in diesem Fall Deinem Wunsch nicht Genüge tun.⁷⁶

75 »Si super fuerit exemplar imagines tuae, illud mihi quaeso communices: quo possit inseri libro illustrium doctrina imaginum, quem multo labore congressi. Prima quaque occasione mittam vicissim quaedam mea recentissima futura, etsi non in iustae permutationis rationem. Fuerint enim χαλχια χρυσείων.« Hermann Conring an Ezechiel Spanheim, 7. August 1671, in: Johann Ludwig Uhl (Hg.): *Sylloge nova epistolarum varii argumenti*, 5 Bde., Nürnberg 1758–1769, Bd. 5, S. 45–48, hier S. 48.

76 »Ego, Vir clarissime, tanti non sum, ut imago vultus mei aeri incidenda fuerit. Haec gloria non debetur nisi summis viris & qui rebus praeclare gestis immortalitatem meruerunt, hoc est, tui similibus. Itaque desiderio tuo satis facere non possum in hac parte. Mittam autem data occasione imaginem illustrissimus Viri Petride Marca, quam valde miror missam non fuisse simul cum libro de concordia.« Étienne Baluze an Hermann Conring, 7. Oktober 1671, in: Hermann Conring: *Epistolarum Syntagmata Duo una cum Responsis*, hg. von Caspar Cörber, Helmstedt 1694, S. 34–38, hier S. 37f. Conrings Anfrage vom 24. August 1671 findet sich ebd., S. 34.

Währung

In einem wesentlichen Aspekt unterschied sich das überreichte oder übersandte Porträt jedoch von den meisten anderen Gaben: Durch den expliziten Bezug zur Person war das *eigene* Porträt nie nur Gabe oder Tauschobjekt, sondern immer auch eine soziale Währung, mit der Ansehen generiert werden konnte.

Die Verwendung von Porträts als soziale Währung hatte ihren Ursprung in den Medaillen der rinasciamentalen Fürstenhöfe und weitete sich im 16. Jahrhundert auf andere – weniger kostspielige – Bildmedien wie Gnadenpfennige und gedruckte Bildnisse aus.⁷⁷ Erasmus von Rotterdam (1466?-1536) und andere Gelehrte übernahmen diese Praxis und ließen Porträtmedaillen und später druckgrafische Porträts anfertigen, die sie an Freunde und Korrespondenzpartner verschickten.⁷⁸

Der Empfang eines Porträts war zu verstehen als sichtbarer Ausdruck von Verbundenheit und Anerkennung seitens des auf ihm dargestellten Schenkers. Auch aus diesem Grund mussten besonders berühmte Gelehrte damit rechnen, regelmäßig von ihnen gänzlich unbekanntem Personen um ein Porträt gebeten zu werden, selbst wenn sich damit keine Absicht auf eine längerfristige Korrespondenz verband oder die Aussicht auf eine solche wenig verlockend erschien.⁷⁹

Wie andere soziale Währungen entfaltete das Porträt sein volles sozioökonomische Potenzial allerdings erst im Vorzeigen: Nur in der Anerkennung durch Dritte konnte es zur Trophäe der Anerkennung und zum Beweisstück gelehrter Identität werden.

77 Zur höfischen Porträtpraxis siehe Fernando Bouzan: Letters and Portraits. Economy of Time and Chivalrous Service in Courtly Culture, in: Correspondence and Cultural Exchange in Europe, 1400–1700, hg. von Francisco Bethencourt und Florike Egmond (Cultural Exchange in Early Modern Europe Bd. 3), Cambridge 2007, S. 145–163. Zur Funktion von Medaillen als sozialer Währung siehe Ulrich Pfisterer: Lysippus und seine Freunde. Liebesgaben und Gedächtnis im Rom der Renaissance oder: Das erste Jahrhundert der Medaille, Berlin 2008, S. 221–257, bes. S. 255–257.

78 Zur nordalpinen Anfangsphase der gedruckten (und geprägten) Porträts siehe Larry Silver: The Face is Familiar. German Renaissance Portrait Multiples in Prints and Medals, in: Word & Image 19.1/2, 2003, S. 6–21. Silver charakterisiert die frühen druckgrafischen Porträts auch als »Papiermedaillen« (*paper medals*). Ebd., S. 10.

79 Siehe bspw. Marie Therese Bättschmann: Haller im Porträt, in: Albrecht von Haller. Leben – Werk – Epoche, hg. von Hubert Steinke, Urs Boschung und Wolfgang Proß, Göttingen 2008, S. 497–514, hier S. 504.

4. Präsentation und Wertschöpfung

Die Zweckbestimmung einer frühneuzeitlichen Sammlung als Produktionsort sozialen Werts erfüllte sich im Moment ihres Besuchs. Das Publikum bestand neben Freunden und Kollegen aus dem sozialen Nahraum vor allem aus Gelehrten auf Reisen, die ihr Netzwerk auf- und ausbauen oder stabilisieren wollten. Hausbesuche bei Gelehrten waren fester Bestandteil einer jeden *Pergrination academica*, gehörten aber auch zur sozialen Praxis auf kürzeren Reisen, nicht zuletzt während der Semesterferien, in denen, wie Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) spöttisch bemerkt: »Reisende von allerley Art umherziehen um durch oft verdrüßliche Besuche bey Gelehrten die Taxen zu heben, womit der Himmel ihren Ruhm belegt hat«. ⁸⁰ So lästig manchem die Besuche gewesen sein mochten, so unverzichtbar waren sie zugleich für Imagebildung und Prestigeproduktion. ⁸¹

Ein Besuch bot Anlass und Möglichkeit zur Selbstpräsentation des Gelehrten – und nicht selten wird das Vorzeigen von Sammlungsobjekten den Ausweg aus einer lästigen oder heiklen Konversationssituation gezeigt haben. Fast immer führte der Sammler seine Gäste persönlich. Er selbst traf die Auswahl der Objekte, die einer etablierten Routine folgen konnte, häufig aber auch die zuvor erfragten Interessen der Besucher berücksichtigte.

Nach Möglichkeit befanden sich die Objekte in eigens zu ihrer Aufbewahrung angefertigten Möbeln, was ihren besonderen Status hervorhob und es erlaubte, ihre Präsentation zu inszenieren. ⁸² Indem der Sammler sie hervorholte, den Besuchern vorlegte und erläuterte, machte er sie *sichtbar*: ⁸³ Durch das gesprochene Wort erhielten Objekte eine Bedeutung, die unmittelbar auf ihren sozialen Wert wirkte. Der performative Akt des Weisens, die Verschränkung von Wort und Ding, machte aus tendenziell unterbestimmten Objekten »Semiophoren« im Sinne Pomians – Träger von Bedeutungen. ⁸⁴

80 Georg Christoph Lichtenberg an Georg Forster, 25. September 1789, in: Georg Christoph Lichtenberg: Briefwechsel, hg. von Ulrich Joost und Albrecht Schöne, 5 in 6 Bdn., München 1983–2004, Bd. 3, Nr. 1699, S. 731–733, hier S. 731.

81 Siehe dazu auch – am Beispiel fürstlicher Sammlungen in Italien – Furlotti (Anm. 62).

82 Siehe dazu auch Virginie Spenlé: Der Kabinettschrank und seine Bedeutung für die Kunst- und Wunderkammer des 17. Jahrhunderts, in: Möbel als Medien. Beiträge zu einer Kulturgeschichte der Dinge, hg. von Sebastian Hackenschmidt und Klaus Engelhorn, Bielefeld 2011, S. 69–83, hier S. 75–79; Anke te Heesen: Geschlossene und transparente Ordnungen. Sammlungsmöbel und ihre Wahrnehmung in der Aufklärungszeit, in: ebd., S. 85–102, hier S. 95f.

83 Te Heesen (Anm. 82), S. 96.

84 Pomian (Anm. 1). S. 46–54. Siehe dazu auch Barbara Welzel: Verhüllen und

Sozialer Wert entstand, wenn die zugewiesene Bedeutung geeignet war, den Besitz der Objekte als grundsätzlich erstrebenswert erscheinen zu lassen, so dass der tatsächliche Besitz das Ansehen des Sammlers vergrößerte. Zugleich erlaubte das Vorweisen immer auch eine Demonstration der eigenen fachlichen Expertise, was ebenfalls der Prestigesteigerung zuträglich sein konnte.

Auch die Präsentation gelehrter Porträtsammlungen wurde zumeist wohl von Erläuterungen ihres Besitzers begleitet. Apin warnt jedoch davor, es damit zu übertreiben:

Raisonnire von deinen Portraits, doch mit Bescheidenheit und ohne Affecten. Jenes gibt zu erkennen, daß du in historia litteraria nicht unerfahren, und einen löblichen Endzweck habest; dieses aber zeigt besondere Klugheit an, und verhütet viel Unglück und Verantwortung.⁸⁵

In ihrem konkreten Ablauf war die jeweilige *Aufführung* der Porträts erheblich von der Art ihrer Aufbewahrung bestimmt: Es machte einen Unterschied, ob den Besuchern Klebealben, Einzelblätter in Mappen und Kästen oder Bilder an der Wand gezeigt wurden. Klebealben, auf deren Seiten zumeist mehrere Bilder neben- und übereinander angeordnet waren, eigneten sich besonders für umfangreiche Sammlungen – und wohl auch dazu, deren Quantität hervorzuheben.⁸⁶ Die 15.000 Porträts der Sammlung Brandes etwa waren »in großen Folio-Bänden aufgeklebt und wohl gebunden«.⁸⁷ Die auf Einzelblättern montierten Porträts, die lose in Mappen und Schachteln verwahrt wurden, erlaubten hingegen eine gezielte Vorlage bestimmter Bilder.⁸⁸

Inszenieren. Zur performativen Praxis in frühneuzeitlichen Sammlungen, in: Frühneuzeitliche Sammlungspraxis und Literatur, hg. von Robert Felfe und Angelika Lozar, Berlin 2006, S. 109–129.

85 Apin (Anm. 24), S. 56f.

86 Zu den verschiedenen Albumformen siehe Antony Griffiths: *The Archeology of the Print*, in: *Collecting Prints and Drawings in Europe, c. 1500–1750*, Christopher Baker, Caroline Elam und Genevieve Warwick, Aldershot und Burlington 2003, S. 9–27, hier S. 12–17. Zu Klebealben für Druckgrafik und Fragen ihrer Präsentation siehe Marie Isabelle Vogel: *Sammlungsobjekte zwischen Bild und Buch*, in: *Buchkultur und Wissensvermittlung in Mittelalter und Früher Neuzeit*, hg. von Andreas Gardt, Mirelle Schnyder und Jürgen Wolf, Berlin/Bonn 2011, S. 23–40, bes. S. 36–39.

87 N.N. (Anm. 21), S. 105. Zur Präsentation von Porträtalben siehe bspw. Uffenbach (Anm. 39), Tl. 2, S. 170 u.S. 368f.

88 Vgl. Stephan Brakensiek: *Kennerschaft aus Kassetten. Die Loseblatt-Sammlung als offenes Modell zur nutzbringenden Organisation einer Graphiksammlung in der Frühen Neuzeit*, in: *Graphik als Spiegel der Malerei. Meisterwerke der Reproduk-*

Manche Sammler waren darauf bedacht, dass von ihren Porträts »keines eine Falte jemals muß gehabt haben oder sonstens muß beflecket oder mißhandelt seyn«, was zweifellos dem Wunsch geschuldet war, den Schauwert der Grafik zu erhalten.⁸⁹ Andere Sammler hingegen ergänzten die Blätter neben bio-bibliografischen Daten auch um Lob und Tadel in gebundener Form, was den Doppelcharakter als Nachschlagewerk und Vorzeigesammlung erkennen lässt (Abb. 1).⁹⁰ Dass solche Verse geeignet waren, das Ansehen ihres Verfassers zu vergrößern, lässt sich etwa daran erkennen, dass eine Auswahl der Epigramme, die Conring unter etlichen Porträts seiner Sammlung angebracht hatte, posthum publiziert wurden.⁹¹

Anders als im Fall der zumeist nach Berufsgruppen und Namen geordneten Alben und Mappen erlaubte eine Hängung an den Wänden, ausgesuchte Porträts besonders hervorzuheben. Wer es sich leisten konnte oder großzügige Bildgeschenke empfing, stattete die Räume, in denen Besuch empfangen wurde, mit Gemälden, Büsten und Medaillen aus. Aufgrund der deutlich geringeren Herstellungs- und Anschaffungskosten wird man allerdings davon ausgehen müssen, dass in den meisten Gelehrtenhaushalten lange Zeit vorwiegend Druckgrafik als Wandschmuck diente. Zudem ist anzunehmen, dass viele Sammlungen zwei Präsentationsweisen kannten: Der größere Teil blieb verwahrt, während eine aussagekräftige Auswahl an Blättern in den für Besucher zugänglichen Räumen sichtbar aufgehängt war, d.h. in der Stube und im Arbeitszimmer.⁹²

tionsgraphik 1500–1830, hg. von ders. und Michel Polfer, Mailand 2009, S. 33–47; Griffiths (Anm. 86), S. 19.

89 Max Arnim (Hg.): Johann Friedrich Armand von Uffenbach's Tagebuch einer Spazierfarth durch die Hessische in die Braunschweig-Lüneburgischen Lande (1728), Göttingen 1928, S. 33.

90 Auch für diese Praxis muss die Sammlung des Paolo Giovio als vorbildlich gelten. Giovio hatte, dem von Plinius überlieferten Beispiel des Varro folgend, Lebensbeschreibungen aller Porträtierten verfasst, die er auf »Kärtchen« (*cartellini*) unterhalb der Gemälde anbrachte. Linda Klinger: *The Portrait Collection of Paolo Giovio 1545–1553*, 2 Bde., Diss. Princeton NJ 1991, Bd. 1, S. 72 u. 204.

91 Justus Christoph Böhmer: Praefatio, in: Hermann Conring: *Musae Errantes*, hg. von Justus Christoph Böhmer, Helmstedt 1708, o.P. [Bl.](2 r-)(7 v, hier Bl.)(4 v]. Böhmer Auswahl von Conrings Epigrammen (*Epigrammata hactenus inedita in imagines a se collectas*) ebd., S. 1–14.

92 Dies lässt sich auch bei fürstlichen Grafiksammlungen nachweisen. Siehe bspw. Sabine Hund und Michael Wenzel: *Eine universelle Sammlung. Carl I. von Braunschweig-Wolfenbüttel und das Sammeln von Graphik*, in: Alfred Walz (Hg.): *250 Jahre Museum. Von den fürstlichen Sammlungen zum Museum der Aufklärung*, Ausst.kat., München 2004, S. 221–268, hier S. 229–231; Christien Melzer: *Von*

DOCTORVM VIRORVM

191

Marius Molfa.



MARIUS Molfa Mutinensis, eximium atque habile ad poeticam ingenium à natura consecutus, Latinis Elegis, & Etruscis rhythmis pari gratia ludendo Musas exercuit: tanta quidem omnium commendatione, vt per triginta annos, qui Romæ Meccenatis nomen tulere, insigni liberalitate, studioque adiutum adipiscendis honoribus efferre contenderint: prægrauante semper eius Genio, quum reditius toties amoribus occupatus, par ingenio studium subtraheret, neque habitu, vel incessu vlloue nobili commercio carminum famam tueretur: sædè prodigus, honestique necius pudoris, neglectum rerum omnium ad innoxie libertatis nomen reuocabat vsque adeo supinè, vt summæ laudis, & clarioris Fortunæ certissimam spem facile corruperit. His moribus, quum Venerem, quàm Mineruam impensius coleret, ab illa meriti pudendo contactu

q 4

*Dein Vers entdecket uns, mein Molfa, deinen Geist,
daß du ein Dichter, doch kein keuscher Joseph seyst.*

Abb. 1: Tobias Stimmer: Porträt des Francesco Maria Molza, aus: Paolo Giovio: Elogia Virorum literis illustrium, Basel: Perna 1577. Auf Blatt montiert mit handschriftlichem Zusatz des Hallenser Sammlers Jacob Gottfried Bötticher: »Dein Vers entdecket uns, mein Molfa, deinen Geist, | daß du ein Dichter, doch kein keuscher Joseph seyst.« Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek: A 27162.



Abb. 2: Georg Neumark: Die Sieben Weisen / auß Griechenland,
Danzig: Müller, Hünefeld 1651, Frontispiz. Wolfenbüttel,
Herzog August Bibliothek: Xb 9771 (1)

Im April 1646 erbat der Wolfenbütteler Prinzenzieher und nachmalige Hofrat Justus Georg Schottelius (1612–1676) von seinem Stuttgarter Korrespondenzpartner Johann Valentin Andreae (1586–1654) ein gestochenes Porträt für seine Sammlung von Bildnissen berühmter Männer. Eine lange Reihe derselben, lässt er Andreae wissen, sei der einzige Schmuck seines Arbeitszimmers (Abb. 2).⁹³ Schottelius bezog sich mit dieser Anbringungsweise – bzw. deren Erwähnung – erkennbar auf eine im italienischen Humanismus

der Kunstkammer zum Kupferstichkabinett. Zur Frühgeschichte des Graphiksammelns in Dresden (1560–1738), Hildesheim/Zürich/New York 2010, S. 411.

93 Justus Georg Schottelius an Johann Valentin Andreae, 14. April 1646, in: Claus Conermann und Andreas Herz (Hg.): Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650 (Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts Fruchtbringende Gesellschaft, Reihe 1, Abt. A), 9 Bde., Tübingen/Berlin 1992–2019, Bd. 7.1, S. 862–865, hier S. 862.

entstandene Vorstellung von der idealen (Bild-)Ausstattung eines gelehrten Haushalts. Mit den Bildnissen berühmter Denker der Antike, die im *studio* und gegebenenfalls weiteren Räumen aufgestellt und aufgehängt waren, schufen sich Gelehrte eine eigene Ahnenreihe des Geistes und der Tugend in Analogie zu den familiären Porträtgalerien des Adels.⁹⁴ Die Porträts, so ließ sich mit Verweis auf antike Berichte über die Funktion der Bildnissammlungen römischer Gelehrter wie Cicero, Varro und anderer behaupten, schürten den Ehrgeiz, den Vorbildern nachzueifern.⁹⁵

Es sei dahingestellt, ob sich dergleichen motivationspsychologische Effekte im Einzelfall eingestellt haben oder ob es sich primär um eine Legitimationsformel handelte. Sicher ist, dass die sichtbare Anbringung von Porträts berühmter Männer – und mitunter wohl auch Frauen – aus Vergangenheit und Gegenwart geeignet war, die intellektuelle Verbundenheit und die moralische Strebsamkeit eines Gelehrten vor anderen zu demonstrieren.⁹⁶

Während die *uomini illustri* in den italienischen Studierstuben und Gelehrtenwohnungen überwiegend als Tafelbilder, Fresken und Skulpturen anzutreffen waren, dominierte im Norden lange die kleine Form des gedruckten oder geprägten Bildnisses: »Contrary to the Italian custom of keeping medals and portrait engravings under lock and key, they were put up on the wall so that they were always accessible to the owner's and his visitors' eye and mind.«⁹⁷

94 Linda Klinger Aleci: Images of Identity. Italian Portrait Collections of the Fifteenth and Sixteenth Century, in: The Image of the Individual. Portraits in the Renaissance, hg. von Nicholas Mann und Luke Syson, London 1998, S. 67–79; Hans-Peter Schwarz: Das Künstlerhaus. Anmerkungen zur Sozialgeschichte des Genies, Braunschweig 1990, S. 7f.; Wolfgang Liebenwein: Studiolo. Die Entstehung eines Raumtyps und seine Entwicklung, Berlin 1977, S. 66 u.S. 91–95.

95 Schwarz (Anm. 94), S. 8. Liebenwein (Anm. 94), S. 91. Siehe auch Lars Olof Larsson: »... Nur die Stimme fehlt!« Porträt und Rhetorik in der Frühen Neuzeit, Kiel 2012, S. 29–32; Hannah Baader: Francesco Petrarca. Das Porträt, der Ruhm und die Geschichte. Exempla virtutis (1355), in: Porträt, hg. von Rudolf Preimesberger, ders. und Nicola Suthor, Berlin 1999, S. 189–194.

96 Dass es zumindest denkbar erschien, das Bild einer gelehrten Frau aufzuhängen, erschließt sich aus einer Äußerung Jakob Bruckers über das von ihm verlegte Porträt der Luise Adelgunde Victorie Gottsched: »Es verlohnt sich ja der Mühe, dieses Portrait in allen Studier Stuben zu haben.« Jakob Brucker an Johann Christoph Gottsched, 29. November 1740, in: Johann Christoph Gottsched: Briefwechsel. Unter Einschluß des Briefwechsels von Luise Adelgunde Victorie Gottsched, hg. von Detlef Döring und Manfred Rudersdorf, Berlin/Boston 2007ff., Bd. 7, Nr. 79, S. 253–256, hier S. 255.

97 Erwin Panofsky: Erasmus and the Visual Arts, in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 32, 1969, S. 200–227, hier S. 218. Vgl. ders.: Conrad Celtes and

Die Ursprünge dieser Präsentationspraxis hat Erwin Panofsky in der sozialen Situation des Humanismus in den deutschen Territorien des 16. Jahrhunderts ausgemacht: War der italienische Humanismus wesentlich von einer aristokratischen Oberschicht in den großen Städten getragen, für die das Interesse an Gelehrsamkeit und Kunst wesentliches Element ihres Habitus war, mussten die deutschen Gelehrten eine solche Nachfrage seitens der gesellschaftlichen Eliten erst schaffen. Aus diesem Grund hatten sie einen ungleich höheren Aufwand zu betreiben, um die neue Kultur und ihre Vertreter zu bewerben. Dazu gehörten Herstellung und Zirkulation von Porträts ebenso wie deren Präsentation. Als Druckgrafik waren sie in Produktion und Erwerbung nicht nur sehr viel preisgünstiger als gemalte und gemeißelte Bilder, sie waren auch aktueller, weil die Zahl zeitgenössischer Gelehrtenporträts rasch anstieg.

Im 17. und 18. Jahrhundert war die gesellschaftliche Situation der Gelehrsamkeit eine andere, doch hatten deren zunehmende Akzeptanz und Institutionalisierung nicht zwangsläufig zu einer Verbesserung der sozialen und ökonomischen Situation des einzelnen Gelehrten geführt.⁹⁸ Gute Bildung und erbrachte Leistungen waren zwar Voraussetzungen, aber keine Garantien für verlässliche und langfristige Sicherungsmöglichkeiten des Lebensunterhalts. Bot der Gelehrtenstand bürgerlichen Söhnen einerseits Aufstiegschancen über die sonst meist unüberwindlichen Grenzen der sozialen Herkunft hinaus, bedingte andererseits die wachsende Anzahl von Akademikern seit dem 17. Jahrhundert eine zunehmende Konkurrenz um Ämter und Posten, die sich zum 18. Jahrhundert mit dem Streben des Adels nach universitärer Qualifikation noch verschärfte.⁹⁹

Die Persistenz der Präsentationspraxis verdankte sich demnach den weiterhin sozial etablierten Mechanismen der symbolischen Aufwertung durch Bezugnahme auf bekannte und anerkannte Autoritäten. Entscheidend ist, dass mit der Verwendung von vorgängig und zudem auch in Reproduktionstechnik hergestellten Bildern die Unterscheidung von Raumausstattung und Sammlung verwischt wurde. Die ausgestellten druckgrafischen Porträts waren nur mehr der unmittelbar sichtbare Teil einer größeren, in Mappen oder Alben verwahrten Sammlung.

Kunz von der Rosen. Two Problems in Portrait Identification, in: *The Art Bulletin* 24/1, 1942, S. 39–54, hier S. 52–54.

98 Joëlle Weis und Tobias Winnerling (Hg.): *Die Schattenseite der Universität. Akademische Prekarität in der longue durée, ca. 1150–1945*, Stuttgart 2024 (im Druck).

99 Vgl. Hole Rößler: *Von der ›Imago‹ zum ›Image‹. Konstruktionen von Gelehrsamkeit im druckgrafischen Porträt des 18. Jahrhunderts*, in: *Gelehrsamkeit(en) im 18. Jahrhundert. Autorisierung – Darstellung – Vernetzung*, hg. von Thomas Assinger und Daniel Ehrmann, Heidelberg 2022, S. 73–99, hier S. 74 (m. Anm. 2).

Anhand der räumlichen Disposition von Porträts ließen sich persönliche Beziehungen und gelehrte Netzwerke des Sammlers besonders anschaulich darstellen.¹⁰⁰ So notiert der junge Gelehrte Gottlieb Stolle (1673–1744) von seinem Besuch beim Hannoveraner Theologen Gerhard Wolter Molanus (1633–1722) am 12. Mai 1703:

Er empfangt uns [...] in seinem Zimmer, in welchem er uns des Herrn Haunolds Praesidis in Breslau, Bildnis, das seinem eignen gleich überstund, zeigte, dabey meldend, daß es ihm der Herr von Haunold selbst verehret, dagegen er ihm sein eignes geschicket. Sie hätten beide einander niemahls gesehen, wären aber die besten Freunde, schenckten zuweilen einander etwas, und correspondirten fleissig miteinander.¹⁰¹

Porträts bildeten Anlass und Bühne für die Selbstpräsentation des Sammlers vor seinen Besuchern. Der berühmte, ab den 1750er Jahren sukzessive mit Gemäldeporträts ausgekleidete »Freundschaftstempel« von Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803) in Halberstadt war in dieser Hinsicht nur die besonders konsequente Realisierung einer verbreiteten Praxis.¹⁰² Diese konnte im Einzelfall extreme Formen annehmen: Apin berichtet von einem Sammler, »welcher alle Portraits, die er nur bekommen können, um theuer Geld bezahlt hat, solche auf seinem Boden an die Balcken und Dach-Sparren mit Leim angeklebet, auch so viel in der größten Unordnung beysammen hatte, daß ausser dem Fuß-Boden, weder oben noch neben ein Platz mehr übrig, wo nicht ein Bildnüß zu sehen war.«¹⁰³ Eine derartige Maßlosigkeit der Ausstattung war sicherlich die Ausnahme, schon weil die offenbare Beliebigkeit der Bilder weder Kennerschaft noch Beziehungen oder Wertschätzung erkennen ließ.

Eine nachlässige Präsentation gefährdete nicht allein die soziale Wertschöpfung, sondern zuallererst den materiellen Werterhalt. Wenn man den

100 Vgl. Marcia Pointon: *Hanging the Head. Portraiture and Social Formation in Eighteenth-Century England*, New York/London 1993, S. 13–36.

101 Gottlieb Stolle: *Reisetagebuch aus den Jahren 1703/1704*, S. 96. Biblioteka Uniwersytecka, Wroclaw (Cod. IV oct. 49). Ich danke Martin Muslow für die Transkription.

102 Reimar F. Lacher: *Freundschaftskult und Porträtkult*, in: *Von Mensch zu Mensch. Porträtkunst und Porträtkultur der Aufklärung*, hg. von dems., Göttingen 2010, S. 41–54, hier S. 46–52; Horst Scholke: *Der Freundschaftstempel Gleims. Einführung*, in: *Der Freundschaftstempel im Gleimhaus zu Halberstadt. Porträts des 18. Jahrhunderts*, bearb. von dems., Leipzig 2000, S. 36–60; Roland Kanz: *Dichter und Denker im Porträt. Spurengänge zur deutschen Porträtkultur im 18. Jahrhundert*, München 1993, S. 138–151.

103 Apin (Anm. 24), S. 25.

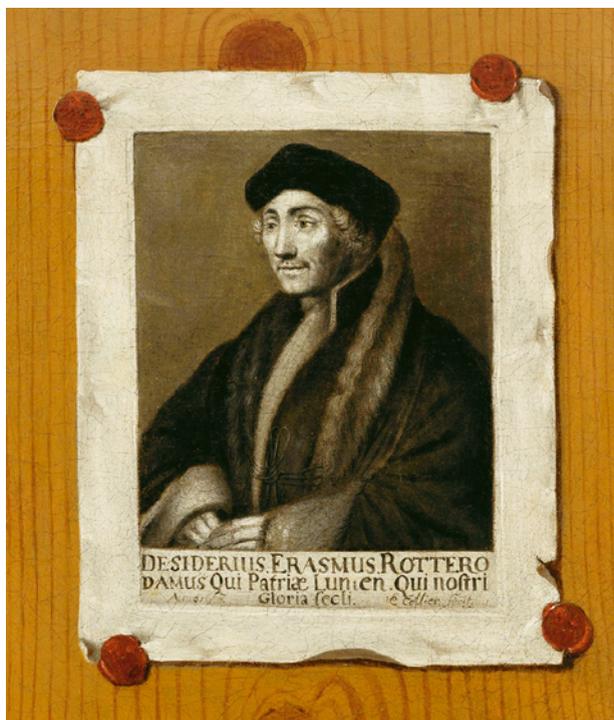


Abb. 3: Edwaert Collier: Trompe-l'œil mit Kupferstichporträt des Erasmus von Rotterdam, Öl auf Leinwand, 1673 (?), 32,5 × 28,5 cm. Rotterdam, Museum Rotterdam: 10550-A-B

Bildern des niederländischen Malers Evert (Edwaert) Collier (1642–1708) trauen möchte, konnte es aber durchaus vorkommen, dass einzelne Porträts mit Siegellack direkt an der Wand befestigt wurden (Abb. 3). Es sei allerdings, so Apin, nicht ratsam, wenn Sammler

alle Wände in ihrem Museo damit [d.h. mit den Porträts] benageln, weil bekannt, was der Staub, der Rauch, die Fliegen und ander Ungezieffer vor Schaden einem saubern Portrait thun können. Will man ja etliche von seiner Familie oder andern Gelehrten ausstellen, so kan man ja eine Ram dazu, und ein Glaß darüber machen lassen, da mögte es noch endlich eher angehen.¹⁰⁴

104 Ebd., S. 26. Vgl. N.N. (Anm. 42), S. 155. – Zur historischen Hängungspraxis und den materiellen Folgen siehe auch Griffiths (Anm. 86), S. 10.

So haben es vermutlich nicht wenige Sammler gehalten. Ein 1762 gedruckter Auktionskatalog aus Leipzig listet 38 druckgrafische »Bildniße derer berühmtesten Rechts- und anderer Gelehrten, sämtlich von großen Meistern in Kupfer gestochen, mit Glas überzogen, in schwarz gebeizten Rahmen«, darunter internationale Berühmtheiten wie Pierre Bayle, Joseph Justus Scaliger und Isaac Newton sowie deutsche Gelehrte wie Gottfried Wilhelm Leibniz, Christian Thomasius und Nicolaus Hieronymus Gundling.¹⁰⁵ Die gleichartige Einrahmung der Porträts kann als ein sicherer Hinweis darauf gelten, dass die Bilder vormals ein zusammengehöriges Ensemble bildeten.

Die Funktion von Porträts als Zeugnisse sozialer Beziehungen des Sammlers ließ sich steigern, wenn zusätzlich zu deren Präsentation weitere Objekte gewiesen wurden, die mit der Person des Dargestellten verbunden waren. Von seinem Besuch beim Juristen Alexander Arnold Pagenstecher (1659–1716) in Groningen am 6. Juni 1703 notiert Stolle: »Er lies mich in ein schönes Zimmer führen, so mit den Bildnissen seiner Freunde und zwey gedruckten gratulationibus behengt war, wie denn auch auf einem Schrancken viel saubere Thée-Gefässe stunden.«¹⁰⁶ Ein Arrangement von *Approbations-Trophäen* wie (Freundes-)Porträt und Autograf an einer Wand erhöhte im besten Fall wechselseitig deren sozialen Wert, etwa wenn ein ausgestellter Brief den freundschaftlichen Kontakt des Dargestellten zum Sammler bezeugte und damit das Bild ebenfalls als soziale Währung erscheinen ließ.¹⁰⁷ Gelehrten Briefwechseln ist zu entnehmen, dass der konkrete Hängungsort von Porträts durchaus genau bedacht wurde – nicht zuletzt, weil stimmige Konstellationen symbolische Synergieeffekte versprachen. Im November 1791 bedankte sich Lichtenberg beim Astronom Johann Hieronymus Schroeter (1745–1816) für die Übersendung von dessen Porträt. Er besitze, schreibt Lichtenberg seinem Korrespondenzpartner, »einen vortrefflichen Medaillon von Herschel, von fast gleicher Größe«, neben dem »das Ihrige künfftig auf meinem Zimmer hängen« werde.¹⁰⁸ Mit dem deutsch-britischen Friedrich

105 Bibliotheca (Anm. 43), S. 81f. – Obgleich der Katalog den Namen verschweigt, wird man aufgrund des Auktionsortes – das sogenannte Rote Kolleg (*Collegium Rubrum*) der Universität Leipzig – einen ehemaligen Professor als Vorbesitzer der Bilder vermuten dürfen.

106 Stolle (Anm. 101), S. 239.

107 Zu einer gemeinsamen Präsentation von Originalbrief und dessen Darstellung in einem Porträtgemälde siehe Thomas Weigel: Formen und Funktionen des frühneuzeitlichen Gelehrtenporträts am Beispiel einiger Bildnisse des Desiderius Erasmus von Rotterdam, in: Berndt, Hagedorn und Rössler (Anm. 54), S. 59–85, hier S. 68.

108 Georg Christoph Lichtenberg an Johann Hieronymus Schroeter, 17. November

Wilhelm (William) Herschel (1738–1822) korrespondierte der Göttinger Physiker ebenfalls, so dass seine derartig dekorierte Wand funktional den frühneuzeitlichen Stammbüchern ähnelte, die über Autografen und mitunter auch Porträts das persönliche Netzwerk in der Gelehrtenrepublik und die – tatsächliche oder vermeintliche – Akzeptanz und Anerkennung durch andere zu erkennen gaben.¹⁰⁹

Die Hängung der Porträts war nicht notwendig dauerhaft dieselbe. Es konnten Ergänzungen oder Ersetzungen vorgenommen werden, einstige Vorbilder mussten neuen Idolen weichen, im Streitfall wurden einstige Freunde abgehängt oder an einen weniger prominenten Platz verbannt – nur um später wieder in den Kreis der wichtigen Köpfe aufgenommen zu werden.¹¹⁰ Mit wem man gesehen werden wollte, konnte sich in Abhängigkeit von persönlichen Befindlichkeiten wie auch von laufenden Kontroversen innerhalb größerer und kleinerer gelehrter Kreise verändern. Insgesamt muss man sich diese Galerien als dynamische Schaubühne der persönlichen Beziehungen und Bezugnahmen vorstellen, so dass die erhaltenen Berichte immer nur als eine Momentaufnahme aufzufassen sind.

Neben der Demonstration der gelehrten Kontakte ließen sich durch die Porträtausstattung auch Patronagebeziehungen und mithin eine Anerkennung des Gelehrten durch Vertreter der ökonomischen und politischen Elite vorführen. Ein prominentes, aufgrund seiner Dimensionen und institutionellen Einbettung aber nur eingeschränkt repräsentatives Beispiel für diese Bildnutzung ist das »Musaeum«, das der gelehrte Jesuit Athanasius Kircher (1602–1680) seit 1651 im Collegio Romano aufgebaut hatte. In dieser umfangreichen und von zahlreichen Rombesuchern aufgesuchten Sammlung

1791, in: Georg Christoph Lichtenberg: Briefwechsel, hg. von Ulrich Joost und Albrecht Schöne, 5 Bde., München 1983–2004, Bd. 3, Nr. 1968, S. 987f., hier S. 987.

109 Siehe dazu auch Dieter Lohmeier: Gelehrtenleben im Späthumanismus im Spiegel des Stammbuchs. Die Stammbücher des Paul Moth aus Flensburg, in: Stammbücher als kulturhistorische Quellen, hg. von Jörg-Ulrich Fechner (Wolfenbütteler Forschungen Bd. 11), München 1981, S. 181–196, hier S. 185 u. passim. Vor allem für den Nachwuchs auf seiner *peregrinatio academica* waren Stammbücher universale Empfehlungsschreiben für das Aufsuchen von Gelehrten, indem sie bezeugten, wer ihren Besitzern bereits die Tür geöffnet hatte, und dadurch Vertrauen schufen. Vgl. Erich Trunz: Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur, in: Deutsche Literatur zwischen Späthumanismus und Barock. Acht Studien, München 1995, S. 7–82, hier S. 72.

110 Siehe dazu das Beispiel des englischen Landpfarrer Samuel Parr, herausgearbeitet von Franz Reitinger: Die Metastasier. Geschmackseliten im 18. Jahrhundert, Salzburg 2016, S. 25f.

von antiken Artefakten, Naturobjekten, wissenschaftlichen Instrumenten und technischen Kuriositäten waren an zwei Wänden die Porträts »von Königinnen und Prinzen« angebracht, die sich als »Gönner und Schüler« Kirchers hervorgetan hatten.¹¹¹ Was Kircher zu einer ganzen Galerie der sozialen Währung ausgebaut hatte, wird in Gelehrtenhaushalten zumeist kleiner ausgefallen sein.

Die Porträtsammlungen konnten je nach Präsentationsweise unterschiedliche Funktionen annehmen: Sie waren Ausweis der historischen Kenntnisse und der kollegialen Respektbezeugung, sie demonstrierten die gelehrte Identität des Sammlers durch den Bezug auf berühmte Vorbilder und dessen Anerkennung durch anerkannte Gelehrte und höherstehende Persönlichkeiten. Diese Ausrichtung auf die Person des Sammlers bedingte, dass Porträtsammlungen – sofern es sich nicht um die einzige Sammlung im Haushalt handelte – zumeist gegen Ende der Besichtigung gezeigt wurden.¹¹²

5. Gesammelt werden

Von der Sammlungsökonomie profitierten nicht allein die Sammler, auch für diejenigen, die Porträts von sich drucken ließen und in Umlauf brachten, musste es vorteilhaft erscheinen, in gelehrten Sammlungen vertreten zu sein. Dies wird verständlich vor dem Hintergrund der kommunikativen Funktion dieser Bildsorte. Das druckgrafische Gelehrtenporträt der Frühen Neuzeit war ein Erfolgsmedium: Es bündelt die auf ihm dargestellten und genannten persönlichen Eigenschaften, Fähigkeiten und Leistungen, die Ämter, Posten und Würden zu einer sichtbaren Erfolgsmeldung. Als öffentliches Bild verkündet es immer schon die Bildwürdigkeit des Dargestellten, die nichts anderes ist als Ausdruck des errungenen Erfolgs. Zwar fehlt ihm, selbst wenn es von berühmten und fähigen Künstlern geschaffen wurde, die materielle Wertigkeit des Gemäldes; aber es übertrifft jenes in seiner Reichweite: hohe Stückzahl und geringes Gewicht machen es zum idealen Zirkulationsmedium. Die psychologische Strategie des Porträts gleicht der des Denkmals: Es fordert den Betrachter auf, es in seiner Einstellung gegenüber dem Dargestellten jenen gleichzutun, die durch die Herstellung des Porträts bereits dessen Bildwürdigkeit verbürgten. Nicht das Porträt selbst also erwirkt beim Betrachter die Zustimmung für die Person, sondern das von ihm induzierte

¹¹¹ Giorgio de Sepi: *Romani Collegii Societatis Jesu Musaeum Celeberrimum*, Amsterdam 1678, S. 6f.

¹¹² Bspw. Arnim (Anm. 89) S. 33.

Bewusstsein, dass andere vor ihm deren Erfolg bestätigten. Eine solche Erfolgsbehauptung musste sich freilich in den jeweiligen Grenzen der Wahrscheinlichkeit, Glaubwürdigkeit und Angemessenheit bewegen, um nicht den Verdacht von Eitelkeit oder Scharlatanerie zu erwecken.

Mit Karl Mannheim lässt sich die vom Porträt behauptete, zugleich aber immer auch intendierte Form des Erfolgs als »labile Form subjektiven Erfolges« bestimmen. Gemeint ist damit die Anerkennung von Relevanz und Bedeutung der Leistung einer konkreten Person durch ein Publikum. Anders als der Erfolg, der sich in einem direkten Zuwachs von Besitz oder Macht äußert, ist dieser »Ruhmerfolg« labil, weil er vollständig abhängig ist von der Meinung des Publikums, deren Dynamiken kaum zu antizipieren sind.¹¹³ Die Angst vor dem Vergessenwerden war ganz real, aber sie beschränkte sich keineswegs auf die Zeit nach dem Tod.¹¹⁴ Von ihr waren vor allem die Menschen der Frühen Neuzeit betroffen, deren berufliches Fortkommen auf Bekanntheit, Ruhm und gutem Ruf beruhte. Denn stärker als es Mannheim in seiner Untersuchung der verhaltensprägenden Wirkung des kapitalistischen Wirtschaftssystems herausgearbeitet hat, waren in der frühneuzeitlichen Gesellschaft beide Arten des Erfolgs aufeinander bezogen. Der labile subjektive Erfolg, das soziale Prestige, stand nicht für sich, sondern war immer Vorstufe materiellen Erfolgs, ein Kredit, der mit Blick auf zu erlangende Ämter, Posten und Pfründe angestrebt wurde. Um ihr Prestige zu steigern, griffen Gelehrte auf das Medium des Porträts zurück. Der steigende akademische Konkurrenzdruck wiederum beförderte den Porträttdruck: Eine enorme Zunahme an Porträts seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ging einher mit einer wachsenden Kritik an der Legitimität der Bilder.¹¹⁵

Die Aufnahme von Gelehrtenporträts in gelehrte Sammlungen bestätigte die Rechtmäßigkeit der Bildproduktion und damit den Status des Dargestellten. Als berühmt konnte gelten, wer in vielen Sammlungen vertreten war, dessen Bild in vielen Stuben hing.

113 Karl Mannheim: Über das Wesen und die Bedeutung des wirtschaftlichen Erfolgsstrebens. Ein Beitrag zur Wirtschaftssoziologie (1930), in: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, hg. von Kurt H. Wolff, Berlin/Neuwied 1964, S. 625–687, hier S. 638–641.

114 Vgl. Tobias Winnerling: Das Entschwinden der Erinnerung. Vergessen-Werden im akademischen Metier zwischen 18. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2021.

115 Siehe dazu auch Hole Rößler: The Frontispiece Portrait and its Critics. Visual and Verbal Tactics for Undermining the Social Productivity of Printed Portraits in the Early Modern Scholarly Culture, in: Gateways to the Book. Frontispieces and Title Pages in Early Modern Europe, hg. von Gitta Bertram, Nils Büttner und Claus Zittel, Leiden 2021, S. 124–148.

Wie für den Sammler war auch für den Dargestellten die Betrachtung durch Dritte entscheidend: Erst durch deren Anerkennung konnte beiden aus Sammlung und Bild Prestige erwachsen. Bitten um ein Porträt waren also zumeist stillschweigende Versprechen des Gesehenwerdens. Im Bewusstsein, dass sich umgekehrt mit der Übersendung von Porträts ein solcher Wunsch verband, versicherten sammelnde Gelehrte ihren Korrespondenzpartnern immer wieder dessen Erfüllung. So lässt Erasmus seinen vertrauten und langjährigen Korrespondenzpartner Willibald Pirckheimer (1470–1530) wissen, dass er neben dessen Medaillenporträt auch den von Dürer gefertigten Porträtstich in seinem Studierzimmer aufgehängt habe, so dass »häufig, wenn Freunde mich besuchen, auf Dich die Rede kommt«. ¹¹⁶ Und ganz ähnlich schreibt die schwedische Dichterin Hedvig Charlotta Nordenflycht (1718–1763) mehr als zweihundert Jahre später, im Oktober 1752, an Albrecht von Haller (1708–1777):

Ich danke Ihnen, mein Herr für das wertvolle Geschenk Ihres Porträts, das ich zusammen mit Ihrem Brief erhalten habe. Es ist jetzt Teil des Schmucks meines Kabinetts und befriedigt zugleich die Neugierde der Gelehrten in meinem Land, die noch nicht die Ehre hatten, Sie persönlich zu sehen. ¹¹⁷

Deutlich wird an derartigen Beispielen die Rekursivität der Prestigevermehrung: Während sich die Empfänger von Porträts mit sozialen Beziehungen schmücken konnten, war es für die Porträtierten erstrebenswert, an einem prominenten Ort vertreten zu sein.

Entsprechend relevant war aber auch der Ort des Porträts in der Sammlung. Zum einen machte es einen Unterschied, ob ein Gelehrter durch sein aufgehängtes Porträt zum »permanenten Gast« im Haushalt eines anderen wurde, oder ob das Bild in einer Mappe verschwand. ¹¹⁸ Zum anderen konnte

¹¹⁶ Desiderius Erasmus an Willibald Pirckheimer, 14. März 1525, in: Briefe, übers. u. hg. von Walther Köhler, erw. von Andreas Flitner, Bremen 1995, S. 345–351, hier S. 346.

¹¹⁷ »Je vous remercie Monsieur de precieux Present de votre Portrait, que j'ai recu avec votre lettre. Il fait à present partie de l'ornement de mon Cabinet et satisfait en même tems[!] la curiosité de savants de mon pais, qui n'ont pas eu l'honneur de vous avoir vu personelement.« Hedvig Charlotta Nordenflycht an Albrecht von Haller, 12. Oktober 1752. Zit. nach Martin Stuber, Stefan Hächler und Hubert Steinke: Albrecht von Hallers Korrespondenznetz. Eine Gesamtanalyse, in: Stuber, Hächler und Lienhard (Anm. 74), S. 3–216, hier S. 185.

¹¹⁸ Zum Porträt als »permanentem Gast« siehe. Jana Kittelmann: Garten – Kabinett – Schlachtfeld. Räume des empfindsamen Briefes, in: Die Geschichtlichkeit des

die Konstellation, in der das Bild wahrgenommen wurde, wichtig werden. Im Dezember 1673 bedankt sich Conring beim Jenaer Historiker Johann Andreas Bose (1626–1674) für die Übersendung eines Porträts:

Dein Bild hat mir große Freude bereitet. Und deshalb habe ich ihm sofort einen Platz in meiner mit Mühe zusammengetragenen Sammlung von Bildern derjenigen gegeben, die durch Gelehrsamkeit berühmt sind, und es [den Bildern von] [Thomas] Reines und Johannes Scheffer beigelegt.¹¹⁹

Die von Conring erwähnte Zusammenführung von Boses Porträt mit den Bildnissen von Thomas Reines und Johannes Scheffer war vermutlich fachlich begründet – beide waren wie Bose mit Schriften zu Fragen der klassischen Philologie und Altertumskunde hervorgetreten. Zugleich verschaffte Conring seinem Briefpartner auf diese Weise einen für andere sichtbaren Platz in einer Expertengruppe.

Viele Porträts wurden sicher nicht allein als Sammlerobjekte hergestellt, doch die Bedeutung, die ihre sichtbare Präsentation in Sammlungen für die Prestigeökonomie haben konnte, ist als Faktor der Produktionsumstände in Erwägung zu ziehen. Für ein radiertes oder gestochenes Porträt zahlten die Auftraggeber zwischen 2 und 50 Talern – oder mehr, je nach Qualität und Renommee des Künstlers.¹²⁰ Vor allem eine demonstrative Kostenintensivität steigerte den Wert der sozialen Währung, erhöhte aber sicher auch die Chancen der Sichtbarkeit in einer Sammlung. Im Vergleich zur Medaille waren die Möglichkeiten zur materiellen Differenzierung bzw. Aufwertung beim Porträtgedruck eingeschränkter: Gebräuchlich waren als Bedruckstoffe neben unterschiedlich feinen Papiersorten noch Pergament und die deutlich kostspieligere Seide.¹²¹

Der Blick durch das analytische Instrument der Sammlungsökonomie offenbart ein Feld der Interessen, Erwartungen und Wünsche von Sammlern,

Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform, hg. von Norman Kasper, ders., Jochen Strobel und Robert Vellusig, Berlin/Boston 2021, S. 115–139, hier S. 129.

119 »Imago Tua magno me affecit gaudio: eoque locum illi statim dedi in mea Imaginum doctrina illustrium operosa collectione, adiunxique Reinesio et Ioanni Scheffero.« Hermann Conring an Johann Andreas Bose, 19. Dezember 1673, in: Johann Friedrich Fischer (Hg.): *Epistolae virorum quorundam doctorum ad Ioh. Andream Bosium*, Leipzig 1760, S. XXI–XXIII, hier S. XXII f.

120 Vgl. Rößler (Anm. 48), S. 87.

121 Stijnman (Anm. 41), S. 264–266.

deren Besuchern, von Produzenten und Händlern sowie denjenigen, die Objekte als ihre Repräsentanten und Agenten einschleusten. Sie alle handelten im Rahmen und nach den Prinzipien verschiedener Ökonomien, die sich im Idealfall ergänzen konnten. Das sieht man den erhaltenen und institutionell archivierten Sammlungen nicht mehr an. Gekaufte oder aus Büchern herausgeschnittene Porträts liegen da neben Dankesgaben und erbettelten Trophäen. Dieses Nebeneinander mag mitunter einer ursprünglichen Konstellation oder Ordnung entsprechen, was aber fehlt, ist der einstige Sammler, der seinem Besucher die ehrenvollen Umstände erläuterte, durch die das eine oder andere Blatt in seinen Besitz kam.

Caren Reimann

»WIE REICH AUCH DIESER SCHATZ AN ZAHL, AN WERTH, AN GÜTE«

DIE BIBELSAMMLUNG DER HERZOGIN
ELISABETH SOPHIE MARIE ZU BRAUNSCHWEIG-LÜNEBURG

1. Sammlungen als Kapital – Kapitalerhöhung durch Sammlungen

Sammlungen verursachen Kosten in Erwerb, Unterbringung und Erschließung, aber können – auch ohne die Perspektive eines Weiterverkaufs der Objekte – Gewinne erwirtschaften. Sofern sie nicht völlig im Privaten verborgen werden, können Sammlungen die sozialen Beziehungen des oder der Sammelnden beeinflussen. Besonders gut ist die Publikation einer Sammlung (z.B. in Form eines Katalogs) dazu geeignet, die Person der oder des Sammelnden innerhalb der Gruppe an Interessierten, anderen Sammelnden und dadurch eventuell auch innerhalb der eigenen sozialen Schicht aufzuwerten.

Sammelobjekte als objektiviertes Kulturkapital können das Prestige des Sammelnden steigern. Dies gelingt jedoch nur, wenn der Besitz der oder des inkorporierten Kulturkapitals, welches zum Verstehen der Zusammenhänge der gesammelten Objekte erforderlich ist, für die Person der oder des Sammelnden angenommen werden kann. Und es setzt voraus, dass die Sammlung nach inhaltlich stringenten Kriterien angelegt wurde und der oder die Besitzer:in oder von ihm oder ihr beauftragte Personen auskunftsfähig über die Objekte und Zusammensetzung der Sammlung sind. Dieser Effekt ist (scheinbar) stärker, je spezifischer die entsprechende Sammlung konzipiert ist. Die materielle Aneignung der Objekte wird durch Auswahl, Anordnung und das Sprechen oder Schreiben über die Objekte zu einer symbolischen Aneignung.¹ Eine Sammlung kann auch dazu verwendet werden, das eigene soziale Kapital, also die Ressourcen, die sich aus den sozialen Beziehungen

1 Alle Begriffe nach Pierre Bourdieu. Vgl. grundlegend: Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, übers. von Bernd Schwibs und Achim Russer, Frankfurt am Main 2021, und: Pierre Bourdieu: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Soziale Ungleichheiten, hg. von Reinhard Kreckel, Göttingen 1983, S. 183–198. Einleitend außerdem: Markus Schroer: Soziologische Theorien. Von den Klassikern bis zu Gegenwart, Paderborn 2017, S. 321–324, sowie: Nan Lin: Social Capital: A Theory of Social Structure and

einer Person ergeben, zu steigern oder sich dieser Ressourcen zu versichern. Im Folgenden sollen diese theoretischen Vorüberlegungen auf die Büchersammlungen – insbesondere die Bibelsammlung – von Elisabeth Sophie Marie zu Braunschweig-Lüneburg angewandt werden.

2. Bibelsammlung und Bibliothek

Die folgende Studie beschäftigt sich mit der Bibliothek von Elisabeth Sophie Marie, geborene Herzogin von Schleswig-Holstein-Norburg, in ihrer zweiten Ehe verheiratete Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg und regierende Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel (1683–1767).² Ihre Bibelsammlung aus über 1.100 Bibeln bzw. biblischen Büchern war bereits zu Lebzeiten der Herzogin bemerkenswert. Kurz vor ihrem Tod vermachte sie die Sammlung der fürstlichen Wolfenbütteler Bibliothek, wo sie in der Nachfolgeinstitution, der Herzog August Bibliothek, auch heute noch nahezu vollständig aufbewahrt wird und separat aufgestellt ist.³ Die Sammlung wurde in den Jahren 1752 und 1749–1754 durch Elisabeth Sophie Maries Hofprediger Georg Ludolph Otto Knoch (1705–1783) publiziert.⁴ Besonders die mit zehn Bänden sehr umfangreichen *Historisch-Critische[n] Nachrichten von*

Action, Cambridge 2001, S. 19f. Dort außerdem ein umfassender Überblick über ältere Forschungsansätze.

- 2 Grundlegend zu ihrer Person: C. Hillmann-Apmann: Elisabeth Sophie Marie, Eintrag in: Braunschweigisches Biographisches Lexikon, Braunschweig 2016, S. 199; Ulrike Gleixner: Lutherbildnisse im Dienst fürstlicher Selbstdarstellung, in: Luthermania. Ansichten einer Kultfigur, hg. von Hole Rößler, Wiesbaden 2017, S. 306–309, und Heimo Reinitzer: Elisabeth Sophie Marie, Eintrag in: Lexikon zur Geschichte und Gegenwart der Herzog August Bibliothek, hg. von Georg Ruppelt und Sabine Solf, Wiesbaden 1992, S. 50f.
- 3 Zur Geschichte der Sammlung in der Wolfenbütteler Bibliothek: Stephan Bialas-Pophanken: Die ›Bibliotheca Biblica‹ der Herzogin Elisabeth Sophie Marie. Ein Beitrag zur Sammlungsgeschichte der Herzog August Bibliothek, in: Bibliotheksdienst 58, 2023 (3–4), S. 192–223.
- 4 Georg Ludolph Otto Knoch: Historisch-Critische Nachrichten von der ansehnlichen Bibelsammlung, die sich zu Braunschweig in der Hochfürstl. Grauenhofsbibliothek befindet, 10 Bde., Wolfenbüttel 1749–1754. Außerdem: Georg Ludolph Otto Knoch: Bibliotheca Biblica. Das ist Verzeichnis Der Bibel-Sammlung Welche Die Durchlauchtigste Fürstinn Und Frau Elisabeth Sophia Maria Erst Verwittwete Herzogin Zu Braunschweig Und Lüneburg Gebohrne Herzogin Zu Schleswich-Holstein Etc. Zum Beweise Der Ausbreitung Und Verherrlichung Des Nahmens Gottes In Mancherley Sprachen, Absonderlich Der Teutschen Durch

der *ansehnlichen Braunschweigischen Bibelsammlung* (1749–1754) wurden breit rezipiert.⁵

Knoch, dessen Biografie nur unvollständig aufgearbeitet ist, studierte Theologie in Halle und korrespondierte in der Folge u. a. mit Gotthilf August Francke (1696–1769) und Johann Heinrich Callenberg (1694–1760).⁶ Nach Jahren der wirtschaftlichen Unsicherheit, die er als Prediger in Brüggen bei Hildesheim verbrachte, wurde er, eventuell auf Vermittlung Johann Conrad Doves (1677–1742), Hofprediger am Hof Elisabeth Sophie Maries. An Callenberg schrieb er am 29. Oktober 1740: »Es ist nun bald ein Jahr, daß mich Gott wunderlich an diesen hochfürstl. Verwitweten Hof bringet, nachdem ich zu Bruggen im Stifte Hildesheim fast 9 Jahr im Predigtamte gestanden.«⁷ Neben seinem Amt als Hofprediger war Knoch auch als Bibliothekar für die verwitwete Herzogin tätig. Eine Fortführung dieser Funktion in Wolfenbüttel nach dem Tod der Herzogin lehnte er jedoch ab.⁸

Trotz Knochs Autorschaft der *Historisch-Critischen Nachrichten* wird in diesem Werk kein Zweifel daran gelassen, dass es die Herzogin war, die diese Sammlung anlegte und das Verfassen und Publizieren der Kataloge anordnete: »Ew. Herzogin haben zur Herausgabe dieser biblischen Nachrichten die allererste Veranlassung gegeben, und ein gnädigster Befehl war mir genug, die Feder anzusetzen [...].«⁹ Knoch führte auch Korrespondenzen mit Gelehrten über die Bibelsammlung dezidiert im Auftrag der Herzogin. Wenn sie die entsprechende Person interessierte, antwortete sie auf Anfragen eigenhändig.¹⁰

D. Mart. Luthern, Gesammelt Und In Dero Bücher-Schatz Auf Dem Graven Hofe, Der Christlichen Kirche Zum Besten Aufgestellt Hat, Braunschweig 1752.

5 Neben einer grundsätzlichen Besprechung des Werks im Monatlich[n] Nachtrag Für die Wöchentlichen Nachrichten von Gelehrten Sachen, April 1767, S. 27, fand es auch Eingang in die Fachdiskussion anderer Bibelsammler, beispielsweise in Johann Melchior Goezes: Johann Melchior Goezens Versuch einer Historie der gedruckten niedersächsischen Bibeln vom Jahr 1470 bis 1621, Halle 1775, z.B. S. 52f., und in Josias Lorck: Die Bibelgeschichte in einigen Beyträgen erläutert, Kopenhagen/ Leipzig 1779, S. 10.

6 Es befinden sich Briefe von ihm im Archiv der Franckeschen Stiftungen, z.B. unter den Signaturen AFSt/H A 78 b : 107, AFSt/H C 511 : 1 und AFSt/H K 28 b 356-356a.

7 AFSt/H K 28 b 356-356a. Knoch fügt eine Empfehlung für Doves Sohn an, der in Halle studiere.

8 NLA, WO, 2 Alt Nr. 15245, Fol. 34-36. Weitere Informationen zu seiner Person bei: C. Hillmann-Apmann: Knoch, Georg Ludoph Otto, Eintrag in: Braunschweigisches Biographisches Lexikon, Braunschweig 2016, S. 400f.

9 Knoch: Historisch-Critische Nachrichten (wie Anm. 4), Vorwort, n.p.

10 So z.B. im Fall von Johann Melchior Goeze (1717-1786). Vgl.: Johann Melchior

Die Bibliothek der Herzogin umfasste allerdings nicht nur die Bibelsammlung, sondern tausende weitere Bände. Ihre genaue Zusammensetzung ist schwer zu rekonstruieren, da der bei der Überführung der Bücher nach Wolfenbüttel erstellte Katalog jene Bände, die kleiner als Quart sind, nicht aufführt.¹¹ Weitere Bestände aus ihrem Besitz wurden überdies bereits zu Lebzeiten der Herzogin an die Vorläuferinstitution des heutigen Herzog Anton Ulrich-Museums in Braunschweig abgegeben, wo sie sich noch immer befinden.¹² In der Herzog August Bibliothek sind derzeit ca. 2.500 Exemplare mit der Provenienz der Herzogin nachweisbar. Unter diesen ist – neben den Bibeln – ein deutlicher Fokus auf Predigten, Erbauungsliteratur und weiteren theologischen Inhalten erkennbar. Dazu kommt ein weiterer Schwerpunkt im Bereich der historischen Wissenschaften (Geschichte, Chronologie, Genealogie, Ethnologie, Altertumskunde, Kulturgeschichte etc.). Die »Fürstinnenbibliotheken« oft zugeschriebenen Romane und Gelegenheitsschriften (z.B. Leichenpredigten) fehlen für diese Bibliothek fast vollständig, was teilweise allerdings auch durch die fragmentarische Verzeichnung bedingt sein kann. Es ist möglich, dass zukünftig weitere Exemplare mit der Provenienz der Herzogin in diesen und anderen Bereichen für Ergänzungen sorgen werden.¹³

Sowohl der Umfang der Katalogpublikationen der Bibelsammlung als auch der belegbare Austausch mit Gelehrten weisen darauf hin, dass es sich bei der Bibliothek Elisabeth Sophie Maries nicht um eine reine Privatbibliothek handelte, sondern um eine – in gewissem Rahmen – öffentlich zugängliche wissenschaftliche Spezialsammlung. Besucher bezeugten außerdem die Zugänglichkeit und gleichzeitige Verwendbarkeit der Bücher aller Wissensgebiete. So z.B. in einem undatierten und anonym veröffentlichten Gedicht, das die Bibliothek Elisabeth Sophie Maries lobt:

Goeze (Hg.): Herrn Johann Georg Palm, weiland Hauptpastoris zu S. Petri ... in Hamburg Historie der deutschen Bibel-Uebersetzung D. Martini Lutheri von dem Jahr 1517 an bis 1534, Halle 1772, S. 14f.

- 11 Der Katalog verzeichnet nur die ca. 580 Folio- und Quartbände. Vgl.: Standortkatalog der Bibliotheken der Herzogin Elisabeth Sophia Maria sowie der Prinzen Wilhelm Adolf und Ludwig Ernst (1768), HAB, BA I, 634. Einträge zur »Sophienbibliothek« umfassen Fol. 2 r-38 v. Dazu auch: Bialas-Pophanken (wie Anm. 3).
- 12 Dies betrifft vor allem Klebealben mit Zeichnungen oder Druckgrafiken, die z.T. heute aufgelöst sind. Vgl. auch die Titelabbildung des vorliegenden Bandes.
- 13 Zur Rekonstruktion der Bibliothek: <https://bibliotheksrekonstruktion.hab.de/esm/>, Zugriff: 21.12.2023.

[...]

Ich habe ja wohl sonst den Einwurff mir gemacht:
 Wozu Ihr Musen euch Minerven ausgedacht.
 Wie fragt ich: kann vor euch wohl eine Göttin leben,
 Die euch und euren Fleiß geruhte zuerheben?
 Pfl egt eine Dame gern mit Büchern umzugehn?
 So irrt' ich, denn ich kann mich überzeuget sehn,
 Daß, wie am Hofe der Durchlauchtigsten Sophien,
 Des Phoebus Lorbeern auch bey hohen Damen blühen.

Verehrungs wehrter Orth, des angenehmste Pracht
 Sich durch des Höchsten Wort vor andern schätzbar macht:
 Wann so viel seltner Druck, so mancher Littern Proben
 In so viel Sprachen GOTT und dessen Allmacht loben.

Hier sind die Lehrer, die man hoch und würdig hält,
 Auff Gold und Ebenholtz zum prächtigsten gestellt,
 So gleich im Eintritt Geist und Augen zu sich nehmen,
 Cristall und Helffenbein [= Elfenbein] Boetii beschämen.
 Kein Buch fehlt, so Geschicht und Welt-Staat zeigen kan.
 Kaum hatt' ich eins gesucht, so traff ich es schon an.¹⁴

Eine strikte räumliche Trennung der Bibelsammlung von den übrigen Beständen oder eine Beschränkung der Zugänglichkeit der übrigen Bibliothek fand also nicht statt.¹⁵ Nicht abschließend zu klären ist, ob die Herzogin

14 Anonym: Der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Elis. Sophien Marien Verwittibten Hertzogin zu Braunschweig und Lüneburg [et]c. ... auf der Gallerie Dero Residenz zu Braunschweig befindlicher fürtrefflicher Bücher-Saal in tiefster Unterthänigkeit betrachtet, Zerbst, o.D. [zwischen 1739 und 1750?]. Als Verfasser in Frage kommt Friedrich Günther Heiring, Kämmerer zu Zerbst, der die Bibelsammlung am 8. Juni 1740 besuchte und sich mit diesen, stilistisch und inhaltlich nah verwandten, Versen in das Besucherbuch der Sammlung bzw. Stammbuch der Herzogin eintrug:

»Da Gnad und Huld erlaubt in diesen Saal zugehen,
 Dünckt mir Minervens Sitz und Rüsthauß hier zusehen:
 Wie, daß Ihr Musen euch veracht, verlassen nennet,

Da Jovis Tochter Platz zu euren Waffen gönnet.« (HAB, Cod. Guelf. 125.25a Extrav. Fol. 121r).

15 Dass die Bibelsammlung innerhalb der Bibliothek eine eigene Kategorie bildete und eigene Repositorien hatte, belegen Unterlagen zur Übertragung der Sammlung nach Wolfenbüttel. HAB, BA II, 205, Nr. 2.



Abb. 1: Georg Ludolph Otto Knoch: Bibliotheca Biblica, Braunschweig 1752, Frontispiz. Herzog August Bibliothek, BA I, 633.

noch weitere Bücher besaß, die nicht als Teil der Bibliothek begriffen, verzeichnet und eventuell anderweitig vererbt wurden.¹⁶

Elisabeth Sophie Marie begann mit dem Anlegen ihrer Bibelsammlung erst zu Beginn der 1740er Jahre. Knoch beschreibt in seinem Vorwort der *Historisch-Critischen Nachrichten* Ankäufe geschlossener Sammlungen ab diesem Zeitpunkt, die den Grundstock für die Bibelsammlung bildeten.¹⁷ Zu dieser Zeit war die Herzogin bereits einige Jahre Witwe. Ihr Ehemann August Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg (1662–1731) starb im März 1731. Allerdings verhinderten vermutlich zunächst die langwierigen Streitigkeiten um die Höhe der ihr zustehenden Wittumsgelder die Anlage bzw. Vergrößerung der Sammlung.¹⁸

Zu den Ankäufen der übrigen Bücher für ihre Bibliothek gibt es deutlich weniger Informationen. Dass die Herzogin bereits vor 1731 eine Privatbibliothek besaß, ist anzunehmen. Dass auch diese Bibliothek in den über 30 Jahren ihrer Witwenschaft signifikante Zuwächse erfuhr, ebenfalls.

Um die Bibliothek und insbesondere die Bibelsammlung anlegen zu können, benötigte die verwitwete Herzogin nicht nur die finanziellen Mittel, das nötige Interesse und Kenntnisse, sondern auch ein Netzwerk, das sie mit Büchern und Informationen über zum Verkauf stehende Bücher versorgte. Neben Ankäufen oder Teilankäufen ganzer Bibelsammlungen, von denen Knoch berichtet,¹⁹ erhielt sie durch persönliche Kontakte seltene Exemplare. So etwa ein Exemplar einer arabischen Bibelausgabe, die im Jahr 1727 von der Christian Knowledge Society in London herausgegeben wurde. Knoch berichtet von diesem Exemplar:

In Europa ist kein Stück davon verkauft, nur wenigen hohen Häuptern, und wenigstens einigen Gelehrten, ist ein Geschenk damit gemacht worden, und ich vor meinem Theil hatte eine besondere Freude, da auf gnädigstes Ansuchen der Durchl. Frau Herzogin, der Herr Hof-Rath Wallbaum zu Wernigerode, diese beyde, höchst rare Stücke, vor unsere Bibliothek günstigst erworben haben.²⁰

16 Zu den »Handexemplaren« der Herzogin vgl.: Heimo Reinitzer: *Biblia deutsch. Luthers Bibelübersetzung und ihre Tradition*, Wolfenbüttel 1983, S. 314.

17 Knoch: *Historisch-Critische Nachrichten* (wie Anm. 4), S. 4.

18 Zu den Streitigkeiten über die Höhe der Wittumsgelder Elisabeth Sophie Maries vgl. etwa: *NLA; WO*, 1 Alt 23, Nr. 303.

19 Knoch: *Historisch-Critische Nachrichten* (wie Anm. 4), S. 4. Dort auch Informationen zum Ankauf der Sammlungen Palm und Schmid.

20 Knoch: *Historisch-Critische Nachrichten* (wie Anm. 4), Nr. XCIX, S. 634f. Ein Brief von Anton Heinrich Walbaum (1696–1753), Hofrat des Bibelsammlers Graf

Zahlreiche weitere Beispiele dieser Art sind nachweisbar.²¹

Doch nicht nur zu Agenten und Buchverkäufern hielt Elisabeth Sophie Marie über Mittelsmänner Kontakt. Sie war auch in der deutlich kleineren Gruppe der Bibelsammler:innen bekannt.²² Beispielhaft sei hier eine Passage aus Johann Melchior Goezes *Verzeichnis seiner Sammlung seltener und merkwürdiger Bibeln in verschiedenen Sprachen* zitiert:

Alle diese bisher angeführte Bibelsammlungen übersteiget diejenige weit, welche eine eines unsterblichen Ruhms würdige Fürstin, die durchlauchtige Herzogin Maria Elisabeth Sophia, Gemahlin des Herzogs August Wilhelms von Braunschweig, mit Aufwendung grosser Kosten zusammengebracht, und welche sie noch bey ihrem Leben, der Bibliothecae Augustae zu Wolfenbüttel einverleibet hat. Diese grosse Sammlung hat die palmische Sammlung, und den schönen Vorrath, welchen der sel. Joh. Heinr. Schmid, Pastor an der Aegidienkirche in Hannover, zusammengebracht, als das Meer einzelne Ströme in sich genommen.²³

Wie man am Beispiel von Goeze erkennen kann, erlangte die Herzogin durch ihre Sammlung Bekanntheit in einem Kreis von Gelehrten, zu deren Referenzsystemen auch die Provenienz der Exemplare gehörte, die Elisabeth Sophie Marie in ihre Sammlung aufnahm. Den Eingeweihten war dadurch nicht nur der grobe inhaltliche Zuschnitt der Sammlung klar (Palm und Schmid sammelten z.B. insbesondere Lutherbibeln), sondern auch der finanzielle Rahmen, den sie für die Anlage der Sammlung gelegt hatte.²⁴ So war

Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode (1691–1771), ist in das entsprechende Exemplar mit der Signatur HAB, Bibel-S. 775 eingeklebt.

- 21 So beispielsweise im Fall einer deutschen Bibel, gedruckt von Christoph Sauer in Germantown im Jahr 1743, von der Johann Georg Hagemann erwähnt, das Exemplar sei der Herzogin durch »den Herrn Geh. Rath [Gerlach Adolph] von Münchhausen zu Hannover« geschenkt worden. Vgl.: Johann Georg Hagemann: Nachricht von denen fürnehmsten Uebersetzungen Der Heil. Schrifft in andere Sprachen: Nebst deren ersten und fürnehmsten Ausgaben, Quedlinburg 1747, S. 330f. Es handelt sich um das Exemplar mit der Signatur: HAB, Bibel-S. 4° 64 und dem Exlibris Elisabeth Sophie Maries.
- 22 Bislang ist Elisabeth Sophie Marie die einzige nachweisbare weibliche Bibelsammlerin im 18. Jahrhundert in Norddeutschland und Dänemark. Die Existenz von weiteren Sammlerinnen, die ihre Sammlung z.B. nicht publizierten, kann nicht ausgeschlossen werden.
- 23 Johann Melchior Goeze: *Verzeichnis seiner Sammlung seltener und merkwürdiger Bibeln in verschiedenen Sprachen, mit kritischen und literarischen Anmerkungen*, Halle 1777, S. IV.
- 24 Neben Goeze schreibt beispielsweise auch der Bibelsammler Josias Lorck (1723–



Abb. 2: Buchrücken aus der Sammlung Elisabeth Sophie Maries (Details) mit Provenienznachweisen der Sammlungen Palm »P« und Buenemann »B«. Herzog August Bibliothek, Foto: Caren Reimann

der wissenschaftliche und monetäre Wert der Sammlung, der sich aus der Zusammenstellung der einzelnen Sammlungsobjekte und der Bekanntheit der Sammlung ergab, im engen Kreis der Bibelsammler:innen rekonstruierbar.

Konkrete Summen, die Elisabeth Sophie Marie für den Ankauf der Bibelsammlungen zahlte, wurden indes nicht publiziert. Knoch verwendet Formulierungen wie »viele tausend Thaler«, »um ein Ansehnliches« und »mit vielen Kosten und Mühen«. ²⁵ Goeze setzt diese Angaben Knochs in Verbindung zum wissenschaftlichen Wert der durch die Herzogin erworbenen Sammlung: »... um einen zwar sehr ansehnlichen, aber doch dem inneren Werth der Samlung gemässen Preis ...« ²⁶ Angaben der für die Sammlungen gezahlten Preise, wie sie z.B. Karl Eugen von Württemberg (1728–1793) festhielt, sind im Fall der Braunschweiger Bibelsammlung nicht erhalten. ²⁷

1785) über die Ankäufe der Herzogin: Lorck, Die Bibelgeschichte (wie Anm. 5), S. 10.

²⁵ Knoch: Historisch-Critische Nachrichten (wie Anm. 4), Vorwort, n.p. und S. 4.

²⁶ Goeze, Versuch (wie Anm. 5), S. 14.

²⁷ Ein Tagebucheintrag Karl Eugens vom 20. Februar 1784 führt an: »Heute erkauffte Ich auch die bekannte, aus fünfftausend Bibeln und über 6000 Bänden bestehende

Lediglich für einzelne Exemplare sind Kaufpreise nachzuweisen, etwa im Fall einer von Robert Estienne verlegten lateinischen Bibel. Knoch vermerkte zu diesem Exemplar: »Unser Exemplar hat uns Herr Dir. Bünemann für 8 Thaler überlassen, jetzo aber, da es eine solche Fürstliche Bibliothek in der Suite besitzt, ist es weit höher zu schätzen.«²⁸

Ein weiterer Grund, eine solche wissenschaftliche Spezialsammlung anzulegen (oder anlegen zu lassen), war der Umstand, dass diese Besucher:innen an Elisabeth Sophie Maries Witwensitz, den Grauen Hof in Braunschweig, zog. Diese Besucher:innen trugen sich zumindest teilweise in das Stammbuch der Herzogin, das auch als Besucherbuch der Sammlung zu lesen ist, ein. Es wird heute unter der Signatur HAB, Cod. Guelf. 125.25a Extrav. aufbewahrt.²⁹ Ein weiteres sichtbares Zeichen der Wertschätzung einiger dieser Besucher waren Buchwidmungen. Eine lange Reihe an Buchwidmungen belegen den regen Nutzen, den Gelehrte aus Besuchen in der Bibliothek der Herzogin zogen. Diese Publikationen stammen wiederum aus den Themenfeldern Theologie, Kirchengeschichte und Bibeleditionsgeschichte. Der Theologe Johann Carl Koken (1715–1773) beispielsweise verlegte 1750 bei Christoph Johann Hieronymus Hartz und 1758 beim Altstädter Waysenhaus in Hildesheim seine deutsche Bibel, die er kritisch nach älteren Lutherausgaben kompilierte. Koken verdankte seine Erkenntnisse zu den ältesten Textfassungen der Lutherbibeln der Beschäftigung mit den Exemplaren der Bibelsammlung Elisabeth Sophie Maries, wie er bereits auf dem Titelblatt vermerkt. Hier ist, im Fall der jüngeren Ausgabe, zu lesen: *Biblia, Das ist: Die ganze Heilige Schrift Altes und Neues Testaments, verdeuscht von D. Martin Luther; nach der raren Bibelsammlung Ihrer Hochfürstlichen, Durchlauchten Elisabeth*

Sammlung des Pastor Lorck vor die Summe von 4000 Dänische Ducaten und einhundert holländische Ducaten vor seine Frau, welches nach Würtembergischen Geld betrach 17033 Gulden 20 Kreuzer, woran Ich ihme gleichbalden bezahlen ließe 4633 fl 20 Kr., die übrige Summa aber auff den Termin der Übergabe, den 1ten Juny zu bezahlen ist.« Vgl: Karl Eugen von Württemberg: Tagbücher seiner Rayßen nach Prag und Dresden, durch die Schweiz und deren Gebürge, nach Nieder-Sachßen und Dännemarck, durch die angesehensten Clöster Schwabens, auf die Franckforter Messe, nach Mömpelgardt, nach den beiden Königreichen Franckreich ...: in den Jahren 1783–1791 / vom Herzog Carl Eugen selbst geschrieben und ... Franziska von Hohenheim gewidmet ..., hg. von Robert Umland, Tübingen 1968, S. 166f.

28 Knoch: Historisch-Critische Nachrichten (wie Anm. 4), S. 862.

29 Die digitale Edition des Besucherbuchs ist verfügbar unter: <http://editionen.hab.de/edition/besucherbuchESM/index.html>, Zugriff: 21.12.2023. Ein Digitalisat von HAB, Cod. Guelf. 125.25a Extrav. ist verfügbar unter: <https://diglib.hab.de/?db=mss&list=ms&id=125-25a-extrav>, Zugriff: 21.12.2023.

Sophien Marien, verwittweten regierenden Herzoginn zu Braunschweig-Lüneburg, herausgegeben von M. Johann Carl Koken ... Auch auf den Wert der Bibelsammlung für seine Editionsarbeit geht er ein. Hier z.B. im Vorwort der Ausgabe von 1750:

Doch mein Ehrfurchtsvolle Vertrauen wird noch grösser, da dis Buch, nach einer Uebersetzung, zu überreichen, die Freiheit nehme, welche sich Ew. Durchlauchten besondern Schutzes und Gnade, von sehr vielen Jahren her, zu erfreuen hat. Wem ist unbekant, mit was für grossen Kosten, mit was für einem brennenden Eifer für die Ehre unsers Gottes, und mit was für einer wachsamem und zur wahren Wohlfahrt der Evangelischen Kirche abzielenden Fürsorge Euer Durchlauchten einen ganz ausnehmenden Vorrath der raresten Bibeln in allen Sprachen, fürnemlich der ältesten und besten Ausgaben unsers unsterblichen Luthers, nicht nur in den Grenzen Deutschlands; sondern auch von den entferntesten Oertern unsers Theils der Erden samlen, und durch eine geschickte Feder der Welt bekannt machen lassen? Ich bewundere diese auserlesene Samlung als einen Schatz, welcher in Betrachtung des Nützlichen und warhaftig Vorzüglichen, nirgend seines gleichen hat. Ich glaube, daß diese gotselige Bemühung, welche Ew. Durchlauchten durch die Erhaltung dieser Bibelausgaben an den Tag legen, unserm evangelischen Zion dereinst eben so ersprieslich seyn werde, so heilsam der Schutz der Sächsischen Glaubenshelden der ersten Übersetzung selbst gewesen.³⁰

Diese und andere Buchwidmungen, besonders in lutherisch geprägten Publikationen, die Elisabeth Sophie Marie in die Nähe der sächsischen Fürsten oder auch Augusts d.J. zu Braunschweig-Lüneburg (1579–1666) rückten,³¹ erhöhten ihr Sozialprestige und den Bekanntheitsgrad ihrer Sammlung, was sich wiederum in weiteren Besuchern, Widmungen und Buchgeschenken niederschlug.

30 Johann Carl Koken: *Biblia, Das ist: Die ganze Heilige Schrift Altes und Neues Testaments, nach der Deutschen Uebersetzung D. Martin Luthers: Mit den besten Ausgaben verglichen, durch genaue Eintheilung der Capitel, richtige Parallelen, kurze Vorreden und durchgängige Anmerkungen erläutert: Nebst dem Entwurfe einer weitläufigern Abhandlung von der Götlichkeit der heiligen Schrift* von M. Johann Carl Koken, Past. bei der Kirche St. Martini, Rathsprediger und des Consistorii Assessore, Hildesheim 1750, HAB, Bibel-S. 121a, Vorwort, n.p.

31 Knoch: *Historisch-Critische Nachrichten* (wie Anm. 4), Vorwort, n.p.

3. Biografie und familiäre Bindungen

Als verwitwete Herzogin hatte Elisabeth Sophie Marie ab dem Jahr 1731 am Wolfenbütteler Hof eine machtpolitisch ungünstige Position inne. Da ihre Ehe kinderlos war, konnte sie nicht als vormundschaftliche Regentin oder Herzoginmutter eine herausragende Position am Hofe einnehmen. Als Nachfolger ihres Ehemannes August Wilhelm wurde sein jüngerer Bruder Ludwig Rudolph (1671–1735) regierender Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, dann kurzzeitig dessen Schwiegersohn Ferdinand Albrecht II. (1680–1735) und schließlich im Jahr 1735 dessen Sohn Carl (1713–1780). Letzterer regierte bis 1773. In seine Regentschaft fallen die letzten 32 Lebensjahre Elisabeth Sophie Maries und der Aufbau ihrer Bibelsammlung.

Sowohl beide Eltern Elisabeth Sophie Maries als auch ihr einziger das erste Lebensjahr überlebender Bruder Ernst Leopold von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Norburg (1685–1722) waren bei Regierungsantritt Carls bereits verstorben. Dasselbe gilt selbstverständlich auch für ihre ehemaligen Vormunde Anton Ulrich (1633–1714) und Rudolf August (1627–1704) zu Braunschweig-Lüneburg und ihre Tante Elisabeth Juliane (1634–1704), die Ehefrau Anton Ulrichs. Obgleich Elisabeth Sophie Marie den Titel Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Norburg trug, war das namensgebende Herzogtum nach einem Bankrott im Jahr 1669 anderweitig vergeben worden.³² Familiäre Einflussnahme zu ihren Gunsten aus ihrer Herkunftsfamilie im engen Sinne war also nicht möglich. Elisabeth Sophie Marie war aber weder als regierende noch als verwitwete Herzogin isoliert von familiären oder freundschaftlichen Beziehungen zu weiteren Mitgliedern des (Hoch-)Adels.

Enge Beziehungen unterhielt sie zu ihrer Tante mütterlicherseits, Benigna von Promnitz (1648–1702), verheiratete Gräfin zu Solms-Laubach, deren Tochter Benigna Erdmuthe (1670–1732), verheiratete Gräfin Reuß zu Ebersdorf und wiederum deren Tochter Erdmuthe Dorothea (1700–1756), verheiratete Gräfin zu Zinzendorf, deren Patin sie war.³³ Die Frauen dieser Familien waren z.T. als Verfasserinnen religiöser, dem Pietismus nahestehender Texte aktiv. Auch zu Männern aus der Linie Solms-Laubach stand Elisabeth Sophie Marie in Kontakt sowohl in religiösen Fragen als auch in

32 Maria Munding und Heimo Reinitzer: Elisabeth Sophie Marie, in: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck, hg. von der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek, Bd. 11, Kiel/Hamburg 2000, S. 743–745.

33 Hierzu z.B.: Wilhelm Jannasch: Erdmuthe Dorothea Gräfin von Zinzendorf geborene Gräfin Reuss zu Plauen. Ihr Leben als Beitrag zur Geschichte des Pietismus und der Brüdergemeinde dargestellt, Herrnhut 1915, S. 69 und 130.

Fragen des Bucherwerbs. Darunter sind z.B. Heinrich Wilhelm zu Solms-Wildenfels-Laubach (1675–1741) und Friedrich Magnus zu Solms-Laubach (1711–1738).³⁴

Als Erzieherin von Töchtern des Hochadels war die verwitwete Herzogin geachtet. Unter den ihr anvertrauten jungen Adligen war z.B. Johanna Elisabeth von Schleswig-Holstein-Gottorf (1712–1760), spätere Fürstin von Anhalt-Zerbst und Mutter der späteren Zarin Katharina II. (1729–1796). Katharina II. besuchte mit ihrer Mutter wiederholt den Braunschweiger Hof Elisabeth Sophie Maries:

Der Aufenthalt der Kayserin [Katharina II.] ist in den Jahren 1740, 41 und 43, in Gesellschaft ihrer Frau Mutter, der damaligen Fürstin von Anhalt-Zerbst-Dornburg in Braunschweig bey der verwitweten Herzogin Elisabeth Sophie Marie gewesen und zwar in den ersten beyden Jahren fast jedesmal von Ostern bis Michaelis, aber im Jahr 1743 ohngefähr von Michaelis bis acht Tage vor Weyhnachten. Sie wohnte allda mit ihrer Frau Mutter auf dem Schlosse in Braunschweig, welches man zum Grauen Hofe zu nennen pfl eget, und hatte bey hochgedachter Frau Witwe Herzogin freye Tafel.³⁵

4. Finanzen und Stellung am Hof

Elisabeth Sophie Marie war also als verwitwete Herzogin keinesfalls sozial isoliert. Dennoch verschlechterte sich ihre Stellung innerhalb der Hierarchie des Wolfenbütteler und später Braunschweiger Hofes nach dem Tod ihres Mannes. Ein Blick in die Kammerrechnungen gibt Hinweise auf die soziale Stellung der verwitweten Herzogin Elisabeth Sophie Marie. Die Kammer-

34 Zahlreiche Mitglieder der Familien Solms-Laubach, Solms-Tecklenburg und Solms-Wildenfels besuchten die verwitwete Herzogin in Braunschweig. Diese Visiten sind im Besucherbuch Elisabeth Sophie Maries dokumentiert. Vgl. HAB, Cod. Guelf. 125.25a Extrav.

35 Christian Friedrich Schwan: Russische Anekdoten von der Regierung und Tod Peters des Dritten; imgleichen von der Erhebung und Regierung Catharinen der Andern. Ferner von dem Tode des Kaysers Iwan, welchen zum Anhang beygefüget die Lebens-Geschichte Catharinen der Ersten, Petersburg 1764, S. 268f. In diesem Zusammenhang entstanden sicherlich auch die Einträge der Sophie Christine Prinzessin von Anhalt-Zerbst am 3. August 1740 (Fol. 1 v) und des Kämmerers zu Zerbst Friedrich Günther Heiring (Fol. 121 r) im Stammbuch der Herzogin. HAB, Cod. Guelf. 125.25a Extrav. Fol. 1 v und Fol. 121 r).

rechnungen weisen Einnahmen und Ausgaben des Wolfenbütteler Hofes und seiner Angehörigen auf. Die Mitglieder des Hofes sind dabei nicht nach der Höhe ihres Einkommens aufgelistet, sondern nach ihrer sozialen Stellung. Kammerrechnungen wurden jeweils von Trinitatis zu Trinitatis geführt. Der Blick in drei verschiedene Jahrgänge dieser Rechnungen unter der Regierung dreier unterschiedlicher Herzöge verdeutlicht die sich wandelnde soziale Position der Herzogin Elisabeth Sophie Marie: Der beispielhaft gewählte Jahrgang 1728–1729 stellt Elisabeth Sophie Marie als regierende Herzogin nach ihrem Mann August Wilhelm an die zweite Stelle der Hierarchie.³⁶ Anders gestaltet sich die Situation im Jahr 1731–1732. Nach dem Tod August Wilhelms im März 1731 war ihm sein Bruder Ludwig Rudolph als regierender Herzog gefolgt. In der Hierarchie der Kammerrechnungen wird nach diesem nun seine Frau Christine Luise (1671–1747) aufgeführt. Es schließen sich sein designierter Nachfolger Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Wolfenbüttel-Bevern, dessen Frau Antoinette Amalie (1696–1762), eine Tochter Ludwig Rudolphs, und ihre gemeinsamen Kinder an. Dann folgen zwei Schwestern des regierenden Herzogs, Auguste Dorothea (1666–1751), verwitwete Fürstin von Arnstadt, und Henriette Christine (1669–1753), ehemalige Äbtissin von Gandersheim, aber zu diesem Zeitpunkt bereits als katholische Stiftsdame in Roermond lebend. Beide Fürstinnen waren in finanziell schwierigen Situationen und wurden seitens ihres Bruders mit 1.200 bzw. 2.000 Talern jährlich unterstützt. Nachdem die unmittelbare Familie des Herzogs Erwähnung fand, folgt an siebter Stelle Elisabeth Sophie Marie, bezeichnet als die »verwitwete Frau Herzogin«. Trotz fortgesetzter Streitigkeiten mit Ludwig Rudolph über die Höhe ihrer Witwengelder sind Zahlungen von 24.000 Talern jährlich vermerkt und zusätzlich ca. 2.000 Talern an Ausgaben für ihre Hofstatt. Gefolgt wird die Herzoginwitwe in dieser Auszahlung nur noch von Kompetenzgeldern für die Herzöge von Bevern, Ferdinand Albrecht II. und Ernst Ferdinand (1682–1746).³⁷ Hier wird deutlich, dass die Hierarchie der herzoglichen Familie in Abhängigkeit von der Enge der familiären Verbindung zum jeweils herrschenden Herzog entstand.

Dies bedeutete für Elisabeth Sophie Marie einen weiteren Statusverlust mit dem Regierungsantritt zunächst Ferdinand Albrechts II. und dann seines

36 NLA WO 17 Alt R III Nr. 134.

37 NLA WO 17 Alt R III Nr. 143. Dass Ferdinand Albrecht II. in dieser Liste zweimal aufgeführt ist, erklärt sich dadurch, dass seine erste Erwähnung in der Funktion als Schwiegersohn und designierter Nachfolger des regierenden Herzogs erfolgte, seine zweite als Cousin aus einer Nebenlinie der Familie.

Sohnes Carl. Im Jahr 1744–1745 befand sich Elisabeth Sophie Marie an der 13. Position der Hierarchie der herzoglichen Familie. Nach Carl und seiner Frau Philippine Charlotte (1716–1801) folgen (da beider Kinder im untersuchten Jahr 1744/45 noch minderjährig waren) zunächst die acht Geschwister des Herzogs. Danach die »fürstliche Frau Mutter« und die »fürstliche Frau Großmutter«, Antoinette Amalie und Christine Luise. Als 13. Person in dieser Aufzählung wird die »verwitwete Frau Herzogin« Elisabeth Sophie Marie aufgeführt, gefolgt nur von den bereits erwähnten Ernst Ferdinand und Henriette Christine. Diese exemplarische Auswertung lässt erkennen, dass Elisabeth Sophie Marie in der Hierarchie der Herzogsfamilie, die allein nach der Person des jeweils regierenden Herzogs ausgerichtet war, nach dem Tod ihres Mannes abstieg.

Sowohl August Wilhelm als auch Elisabeth Sophie Marie muss bewusst gewesen sein, dass dies nach dem Tod des Herzogs unweigerlich geschehen würde, weswegen August Wilhelm noch zu Lebzeiten versuchte, die (zukünftigen) Wittumszahlungen an Elisabeth Sophie Marie erhöhen zu lassen. Dafür benötigte er allerdings die Zustimmung seiner designierten Nachfolger Ludwig Rudolph und Ferdinand Albrecht II. Um diese zur Unterschrift zu bewegen, bot er an, dass im Gegenzug auch die Witwengelder ihrer Ehefrauen erhöht werden könnten. Beide lehnten sein Ansinnen jedoch ab.³⁸ Dass August Wilhelm und Elisabeth Sophie Marie die Erhöhung dennoch beschlossen und sich diese auch noch vom Hannoveraner Welfen und König von Großbritannien Georg II. garantieren ließen, sorgte für mehr als zehnjährige Streitigkeiten.³⁹ Nicht einmal eine vom Kaiser durch Elisabeth Sophie Marie erwirkte Anerkennung der Höhe ihrer Witwengelder sorgte für einen endgültigen Abschluss der Verhandlungen.⁴⁰

Mit dem Tod ihres Mannes war Elisabeth Sophie Marie also nicht nur in der Hofhierarchie abgestiegen, sie sah sich auch finanziellen Ansprüchen von Seiten seiner Nachfolger ausgesetzt, die wenn nicht ihre Existenzgrundlage so doch die Grundlage ihres gewohnten Lebensstils gefährdeten. Insgesamt erhielt Elisabeth Sophie Marie im Jahr 1744/45 32.056 Taler, 14 Groschen und einen Pfening, die in den Kammerrechnungen vermerkt wurden. Zusätzlich wurden ihr 433 Taler, 20 Groschen und drei Pfening Comsump-

38 NLA, WO, 1 Alt 23, Nr. 296.

39 Ebd.

40 Eine kaiserliche Urkunde zugunsten von Elisabeth Sophie Marie findet sich unter: NLA, WO, 1 Alt 23 Nr. 303. Dort finden sich auch weitere Unterlagen zu diesem Streit. Ebenso in den Aktenbeständen: NLA, WO, 1 Alt 23, Nr. 310, 1 Alt 23, Nr. 307, 1 Alt 23, Nr. 306, 1 Alt 23 Nr. 305, 1 Alt 23 Nr. 301, 1 Alt 23, Nr. 300, 1 Alt 23 Nr. 295, 1 Alt 23, Nr. 294 etc.

tions-accise refundiert.⁴¹ Belastbare Aussagen zu den Ausgaben Elisabeth Sophie Maries als verwitwete Herzogin sind leider nicht möglich. Anders als die Rechnungsbücher des Hofes sind ihre privaten Unterlagen (dies betrifft neben Rechnungsunterlagen auch ihre Korrespondenz und ihren restlichen Nachlass) nicht erhalten bzw. nicht publiziert. Während somit beispielsweise die Kosten für ihre private Bibliothek, die dafür notwendigen Bediensteten und ihre Unterhaltskosten nicht bezifferbar sind, sind die Angaben für die »fürstl. Bibliothek« in Wolfenbüttel in den Kammerrechnungen hinterlegt.⁴²

Die verwitwete Herzogin Elisabeth Sophie Marie hatte allerdings mit dem Grauen Hof in Braunschweig einen Witwensitz in einer wirtschaftlich und kulturell bedeutenden Stadt und ausreichende, wenn nicht üppige Einnahmen. Barocke Prachtentfaltung wie unter der Regentschaft August Wilhelms sollte auf Wunsch seiner Nachfolger angesichts der strapazierten Staatsfinanzen eingehengt werden.⁴³ Obgleich sie auf einige ihr vertraglich zugesicherte Luxusgegenstände bestand, trat Elisabeth Sophie Marie nie öffentlich als Kunst- und Antiquitätensammlerin in Erscheinung. Johann Friedrich Armand von Uffenbach (1687–1769), der den Grauen Hof bereits im Jahr 1728 besuchte und die Möglichkeit hatte, auch die Räume des Herzogs und der Herzogin zu besichtigen, vermerkte sogar:

Wir gingen also von hier neben der Capelle vorbei, der Hertzogin Zimmer zu sehen, welche aus etlichen großen und recht prächtig meublirten Gemächer bestunden, alwo man aber weder an Schiltreyen, noch an Kunstsachen bey weitem so viel nicht [wie in den übrigen Räumen] wahr zu nehmen hatte.⁴⁴

41 Für die Privatschatulle Carls I. wurden 12.568 Taler vermerkt, wobei diese nur einen Teil seines zur Verfügung stehenden Vermögens bedeuteten. Philippine Charlotte als regierende Herzogin hatte ein »Privatschatullvermögen« von 14.766,24 Talern, Antoinette Amalie von 23.108,1 Talern. Auch in diesen Fällen sind weitere Zahlungen, etwa im Fall der verwitweten Herzogin aus den ihr zustehenden Witumsgeldern und -besitzungen, zu vermuten. Neben den ihr zustehenden Zahlungen aus den Ämtern Gebhardshagen, Lichtenberg und Jerxheim erhielt Elisabeth Sophie Marie nicht unbeträchtliche Zahlungen aus der fürstlichen Kammer. Für die an Carl I. abgetretenen fürstlichen Güter Salder, Wendessen und für den Garten des Lustschlösschens von Monplaisir erhielt sie zusätzliche jährliche Zahlungen. Auch wurden Futter und Unterhalt für ihre Pferde übernommen, wie auch weitere Kosten, etwa für Brennholz. Die fürstlichen Güter Vechelde, Fürstenau und Sophiental blieben in ihrem Besitz. Sie verschenkte sie kurz vor ihrem Tod an Ferdinand, den Bruder Carls. Siehe: NLA, WO, 2 Alt 4090.

42 Vgl. beispielsweise für das Jahr 1731–32: NLA, WO, 17 Alt R III Nr. 143, S. 256ff.

43 Zur angespannten Finanzlage des Hofes vgl. etwa: NLA, WO, 1 Alt 23 Nr. 305.

44 Max Arnim und Johann Friedrich von Uffenbach: Johann Friedrich Armand Von

Eine Betätigung, die einer fürstlichen Witwe angemessen war, stellte die Beschäftigung mit der Religion und religiösen Texten entsprechend ihrer Konfession dar. Doch schon vor dem Eintritt in den Witwenstand war Elisabeth Sophie Marie durch ihre Auseinandersetzung mit religiösen Fragen, unter anderem als Verfasserin eines antikatholischen Textes, in Erscheinung getreten.⁴⁵ Ein im Jahr 1790 erschienener *Versuch einer Nachricht von den gelehrten Herzogen und Herzoginnen von Braunschweig-Lüneburg* beschreibt ihr Engagement in diesen Fragen als keineswegs auf persönliche Frömmigkeit beschränkt, sondern charakterisiert sie als: »[sie] lebte ganz den Wissenschaften«.⁴⁶

Man kann hier von einer Verschiebung oder Schwerpunktverlagerung des Beziehungsnetzwerks der Herzogin sprechen, verbunden mit einer Akzentverschiebung ihres sozialen Kapitals.⁴⁷ Sie bewegt sich als Witwe zunehmend (aber nicht gänzlich) außerhalb des Zirkels der regierenden Herzoginnen und Herzöge und ihrer ökonomischen wie politischen Machtsphäre. Stattdessen bindet sie sich enger an die Familie ihrer Tante Benigna von Solms-Laubach und ihre pietistischen Zirkel. Zuvor bestehende enge Beziehungen zu Theologen, etwa zu Johann Lorenz Mosheim (1748–1755), litten unter dieser Machtverschiebung, da der Theologe nun von Ludwig Rudolph unterstützt wurde, was der verwitweten Herzogin, einigen Quellen nach, missfiel. »Die Anhängung an den Herzog Rudolf zog ihm die Verminderung der Gnade der

Uffenbach's Tagbuch Einer Spazierfarth Durch Die Hessische in Die Braunschweig-Lüneburgischen Lande (1728). Nachdruck, Göttingen 1928, S. 18. Uffenbach widmete seine im Jahr 1726 in Frankfurt am Main erschienenen »Poetische[n] Versuch worinnen die Nachfolge Christi [...] durch Sinn-Bilder erklärt [...] wird«, August Wilhelm und Elisabeth Sophie Marie.

45 Im Jahr 1714 veröffentlichte sie: Kurzer Auszug etlicher zwischen den Katholiken und Lutheranern streitigen Glaubenslehren, aus des Concilii zu Trient, und der Göttlichen Schrift eigenen Worten, wie auch der hierbeigefügten Päbstlichen Glaubens-Bekänntnis und Religions-Eide treulich gefasset, und zum nöthigen Unterricht, was jeder Theil glaubt und glauben soll, an's Licht gestellt, Wolfenbüttel 1714. Im Jahr 1750 folgte: Eine deutlichere Erklärung der Glaubenslehren, so in den 12 Briefen des Jesuiten Seedorf's enthalten, nach dem Glaubensbekenntnis, welches die Protestanten in Ungarn bei ihrem Uebertritte zur römischen Kirche schwören müssen, Braunschweig 1750.

46 Karl Johann Gottlieb Wolfram von Wolframitz: Versuch einer Nachricht von den gelehrten Herzogen und Herzoginnen von Braunschweig-Lüneburg, Braunschweig 1790, S. 47: »Nach dem Tode ihres Gemahls, der im Jahr 1731 erfolgte, bezog sie das Schloss in Braunschweig und lebte hier ganz den Wissenschaften; sammelte auch eine ansehnliche Bibliothek ...«

47 Bourdieu 1983 (wie Anm. 1), S. 192.

verwitweten Herzogin zu; es wuchsen jedoch seine jährlichen Einkünfte bis auf 1500 Thlr., und er verwendete davon vieles an Bücher.«⁴⁸

Das Anlegen der Bibelsammlung war für Elisabeth Sophie Marie (neben ihrem unwidersprochen genuinen Interesse an der Theologie) eine Möglichkeit, um sich in frommen lutherischen und pietistischen Kreisen prominent zu positionieren. Dabei stellte die Gelegenheit, gleich zu Beginn ihrer Sammeltätigkeit große Bibelsammlungen ankaufen zu können, eine ideale Form der »Kapitalumwandlung« dar. Aus ökonomischem Kapital konnte so das kulturelle und soziale Kapital der Besitzerin der Sammlung gesteigert werden. Die folgenden Schenkungen weiterer seltener Bibelexemplare durch Personen innerhalb ihres Netzwerkes wurden durch die bereits etablierten Kontakte und Beziehungen ermöglicht.⁴⁹ Deutliche Belege für die Verschiebungen in ihrem Netzwerk finden sich im Stammbuch der Herzogin, dessen Entstehung zwar vermutlich zeitlich mit dem Eintritt in ihren Witwenstand zusammenfiel, das als Besucherbuch ihrer Bibelsammlung jedoch erst in den 1740er Jahren einen großen Zuwachs an Eintragungen verzeichnete.⁵⁰ Es enthält zwar Einträge von Mitgliedern des Hauses Braunschweig-Lüneburg, die Mehrzahl der Einträge stammt allerdings von Theologen, Historikern, Philologen, Pastoren und Mitgliedern der erweiterten Familie Solms-Laubach. Dies zeigt die deutliche Akzentverschiebung innerhalb des sozialen Gefüges der Herzogin mit dem Eintritt in ihren Witwenstand und dem Aufbau ihrer Bibelsammlung.

5. Memoriafunktion der Sammlung im dynastischen Kontext

Elisabeth Sophie Marie lebte bis auf die kurze Zeit ihrer ersten Ehe (1701–1710) am Wolfenbütteler Hof und fühlte sich dieser Dynastie über ihre Tante Elisabeth Juliane und ihren zweiten Ehemann August Wilhelm zugehörig. In einer 1760 entstandenen Medaille würdigte Elisabeth Sophie Marie die

48 Johann Jakob Herzog: *Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche*, Bd. 10, Gotha 1858, S. 70, mit Verweis auf eine unklare Stelle in Prätorius' »*Memorabilia quaedam historiae Brunsvico-Luneburgecae nec non historiam universim illustrantia*«, drei Bände im Niedersächsischen Landesarchiv, Abteilung Wolfenbüttel: NLA WO VI Hs 6 Nr. 30. Zwei Briefe Mosheims und ein Brief Elisabeth Sophie Maries im Niedersächsischen Landesarchiv, Abteilung Wolfenbüttel belegen die Entfremdung nach dem Tod August Wilhelms: NLA WO, 298 N, Nr. 378–379.

49 Bourdieu 1983 (wie Anm. 1), S. 195.

50 HAB, Cod. Guelf. 125.25a Extrav.

religiöse Erziehung durch ihre Tante und betonte, dass seit ihrer Rückkehr nach Wolfenbüttel zur Verheiratung mit August Wilhelm 50 Jahre vergangen seien.⁵¹

In der Tradition der Wolfenbütteler Bibliothek sah sie auch die Entstehung und die Zukunft der von ihr zusammengetragenen Bibelsammlung. Ihr Bibliothekar und Hofprediger Knoch fasste diesen Zusammenhang in Worte:

Rühmet die gelehrte Welt den grossen Bücher-Schatz, den ein unsterblicher Augustus der grosse Stammvater des jetzt regierenden Herzogl. Hauses mit erstaunenden Fleiß gesammelt hat, ist derselbe unter den folgenden Regierungen seiner würdigsten Descendenten in ein grösser lustre gesetzt, und wird derselbe noch bis auf diesen Tag unterhalten und vermehret; So wird auch diese von Ew. Durchl. gestiftete Bibel-Sammlung, der Nachwelt ein Beweis seyn, wie lieb Dieselben das theure Bibel-Buch gehabt, und den grossen Nutzen, solches in allen Uebersetzungen zu haben, gründlich eingesehen haben.⁵²

Der Verweis auf August d.J., der als Büchersammler, der außerdem an seiner eigenen Bibelrevision arbeitete, bekannt war, zeigt, dass Elisabeth Sophie Marie sowohl inhaltlich als auch dynastisch zu ihm in Beziehung gesetzt wurde und sich – da sie auf Knochs Publikationen sicherlich Einfluss nahm – auch selbst setzte. Da sich ihre Sammlung allerdings an ihrem Witwensitz im Grauen Hof in Braunschweig befand, war eine räumliche Verknüpfung zu August zunächst noch nicht gegeben. Im Jahr 1764 wurde (vorerst nur) die Bibelsammlung auf Wunsch der Herzogin in die Wolfenbütteler Bibliothek überführt.⁵³ Diese Schenkung geschah nach dem Willen der Herzogin und unter der Voraussetzung, dass die Bibeln und die mitgelieferten Repositorien aus Mahagoni separat aufgestellt und mit dem Porträt der Herzogin und einer Inschrift versehen wurden.⁵⁴ Dass dies so umgesetzt wurde, ist unter anderem in den *Wöchentlichen Nachrichten von Gelehrten Sachen auf das Jahr 1767* überliefert:

Durch diese kostbare Bibelsammlung haben der seligst verewigten Frau Hertzoginn Durchl. sich bey der weltberühmten Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel ein unvergeßliches Andenken gestiftet, indem Sie selbige vor einigen Jahren da-

51 Ein Exemplar befindet sich im Herzog Anton Ulrich-Museum, Braunschweig, Inv. Nr.: 691/8.

52 Knoch, *Historisch-Critische Nachrichten* (wie Anm. 4), Vorwort, n.p.

53 Zum Ablauf dieser Ablieferung und den vorangegangenen Diskussionen vgl.: Bialas-Pophanken (wie Anm. 3), S. 195 ff.

54 HAB, BA II, 205, Nr. 2.

hin geschenckt. Es ist ihr auf derselben ein eigen und sehr geräumliches Zimmer eingeräumt worden, wozu der Eingang mit nachstehender schönen Inscription, welche den berühmten Herrn Heusinger zu Wolfenbüttel zum Verfasser hat, geziehet worden.⁵⁵

Es ist wieder Knoch, der in einem Schreiben an den Wolfenbütteler Bibliothekar Georg Septimus Andreas von Praun (1701–1786) den Wert der Sammlung auch für die so ergänzte fürstliche Bibliothek betont und den »Glantz[e] [...] den die weltberühmte Augusta dadurch erlange« hervorhebt.⁵⁶ Er schlägt außerdem vor, dass das Werk *De transpositione bibliothecarum memorabili* von Rudolph Anton Fabricius (1689–1772) nun »um einige Paragraphen verlängert« werden müsse.⁵⁷ Fabricius berichtet in diesem Text von der Geschichte der Wolfenbütteler Bibliothek als einer Abfolge herzoglicher Stiftungen, reichend von August II. über Anton Ulrich und endend mit August Wilhelm. Elisabeth Sophie Marie sollte also in der öffentlichen Wahrnehmung in diese Traditionslinie eingereiht werden.

Auch ist die weiterbestehende (Be-)Nutzbarkeit der Sammlung durch ihre Institutionalisierung innerhalb der Wolfenbütteler Bibliothek unabdingbar, um ihren Wert als kulturelles Kapital zu erhalten.⁵⁸ Die Zerstreung der

55 Dieser Bericht erschien im April 1767, dem Monat des Todes von Elisabeth Sophie Marie. Vgl.: Monatlicher Nachtrag Für die Wöchentlichen Nachrichten von Gelehrten Sachen. Auf das Jahr 1767. 4tes Stück des Monats April 1767, S. 27. Die Inschrift wird wie folgt wiedergegeben: »Quisquis huc intras, venerabundus intra, & nisi tuae salutis incuriosus es, de salute summa curiose percontare. Ille cunctarum gentium dominator nusquam gentium praesentior edit oracula diversissimisque populis populi cuiusvis sermone populari, nullo totius orbis terrarum ex adyto disertius profatur, quam ex hoc sacrario, quod longe sanctissimum adornavit SS. Princeps ELISABETHA SOPHIA MARIA, quae ducibus Holsatis oriunda, Augustam Brunsvicensis, quam innupsit, domum pietate, comitate, beneficentia implevit omniumque, quibus divini Principes censentur, virtutum gloria Decus natalium tantorum tantique conjugii splendorem excessit.« Ein enthaltener Entwurf im Druck gibt diesen Text mit nur geringen Abweichungen wieder: Siehe: HAB, BA II, 205, Nr. 3e.

56 HAB, BA II, 205, Nr. 3.

57 Ebd. Es handelt sich um: Rudolph Anton Fabricius: *Dissertatio historico-litteraria de transpositione bibliothecarum memorabili*, Helmstedt 1724.

58 Bourdieu 1983 (wie Anm. 1), S. 190. Der Begriff »Institutionalisierung« bezeichnet hier – anders als bei Bourdieu – nicht den Erwerb von akademischen Titeln oder Abschlüssen, sondern die Aufnahme der Sammlung in eine Institution. Ihr kulturelles Kapital fällt mit diesem Schritt der fürstlichen Familie insbesondere dem jeweils herrschenden Herzog zu.

Sammlung durch den Verkauf der Bände – etwa in Form einer Auktion, zu der bürgerliche Bibelsammler:innen durch ökonomische Notlagen oder ihre Erben durch den Tod des Sammelnden gezwungen werden konnten – erlöste fast nie die Summen, mit denen die Sammlungen als Zusammenstellungen der Objekte taxiert wurden, ganz zu schweigen vom wissenschaftlichen Verlust, den eine solche Zerstreung einer Sammlung mit sich brachte.⁵⁹ Dies mag einer der Gründe dafür gewesen sei, warum die fürstliche Bibliothek die Sammlung zu den Konditionen der Herzogin annahm und sogar Kabinette mit den Bibliotheken des erst kürzlich verstorbenen Bruders Carls I., Friedrich Franz zu Braunschweig-Lüneburg (1732–1758), und seiner Mutter Antoinette Amalie für ihre Aufstellung vorgeschlagen wurden.⁶⁰

Schließlich wurde die Bibelsammlung im vom Eingang der Bibliothek aus gesehen linken hinteren Kabinett, »Cabinett III.«, des unteren Stockwerks aufgestellt. Die restliche Bibliothek der Herzogin wurde nach ihrem Tod im Jahr 1767 in das rechte hintere Kabinett (»Cabinett IV.«) verbracht.⁶¹ Beide Sammlungen blieben also gemeinsam benutzbar, traten aber auch zu den übrigen Büchern der Bibliothek in Beziehung. Insbesondere die Augusteer-Sammlung mit ihrem hohen Anteil theologischer Werke befand sich in unmittelbarer Nähe auf derselben Etage und war damit nicht nur ideell anschlussfähig. Die Unterbringung der theologischen Bücher im unteren Stockwerk entsprach der pragmatischen Erwägung, dass diese Bücher die höchste Nutzungsfrequenz hatten.⁶² Die Bibelsammlung wurde in den Plänen der Bibliothek, anders als die restliche Bibliothek Elisabeth Sophie Maries, nicht mit ihrem Namen verknüpft (Abb. 5). Sie hebt sich damit von der Vielzahl der fürstlichen Privatbibliotheken ab, die um die Mitte des

59 So beschrieben etwa bei Goeze, Verzeichnis (wie Anm. 23), S. 11 f., Lorck, Die Bibelgeschichte (wie Anm. 5), S. 2, oder bei Georg W. Zapf: Bibliographische Nachrichten von einem alten lateinischen Psalter und einigen andern biblischen Seltenheiten aus dem fünfzehnten Jahrhundert, Augsburg 1800, S. 4 f.

60 HAB, BA II, 205, Nr. 3 f.

61 Die angeführten 3.700 Bände aus der Sammlung der Herzogin wurden ergänzt durch 1.661 Bände aus der Bibliothek Ferdinand Albrechts II. Vgl. Abb. 5 und 6 sowie: NLA WO VI Hs 15 Nr. 128, Fol. 39 r.

62 In einem Bericht an Ludwig Rudolph beschreibt der Bibliothekar Lorenz Hertel, dass sich aus diesem Grund im unteren Stockwerk der fürstlichen Bibliothek in Wolfenbüttel die oft genutzten Bestandsgruppen Theologie, Jura, Medizin, Physik, Geschichte und Quodlibetica befänden. In der oberen Etage seien stattdessen die seltener genutzten Gruppen, wie Grammatik, Rhetorik, aber auch Politik und Musik untergebracht. Vgl.: NLA, WO VI Hs 15 Nr. 128, Fol. 5r.

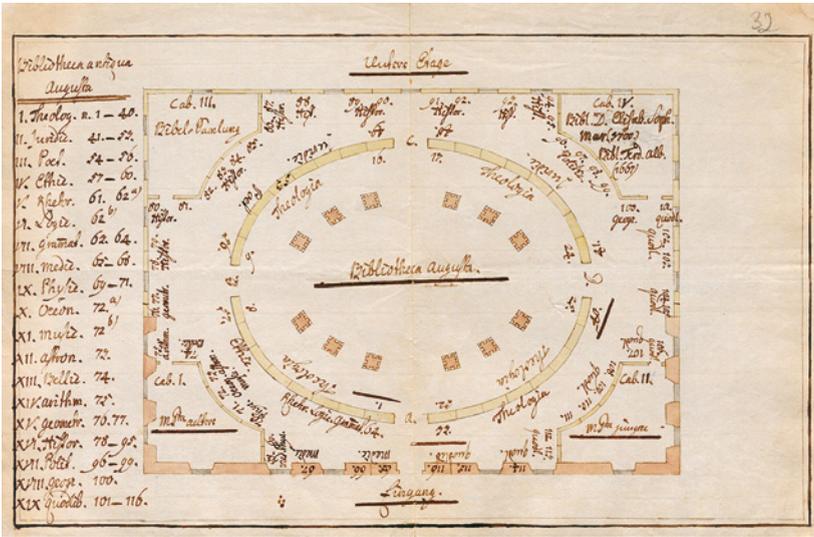


Abb. 5: Grundriss der Bibliotheksrotunde in Wolfenbüttel mit Angabe der enthaltenen Privatbibliotheken. Hier: Unteres Stockwerk ca. 1768. Niedersächsisches Landesarchiv, Abteilung Wolfenbüttel, VI Hs 15 Nr. 128, Fol. 32r.

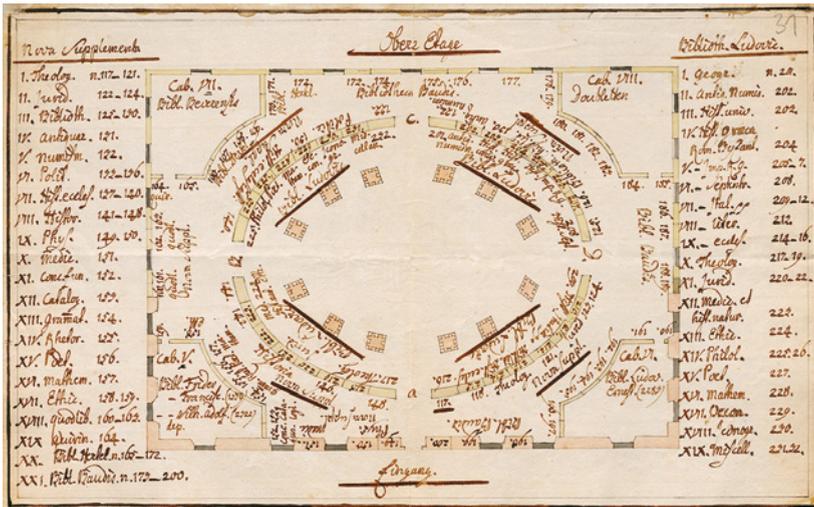


Abb. 6: Grundriss der Bibliotheksrotunde in Wolfenbüttel mit Angabe der enthaltenen Privatbibliotheken. Hier: Oberes Stockwerk ca. 1768. Niedersächsisches Landesarchiv, Abteilung Wolfenbüttel, VI Hs 15 Nr. 128, Fol. 31r.

18. Jahrhunderts in die Wolfenbütteler Bibliothek gelangten.⁶³ Die Aufstellung dieser Bibliotheken wurde mehrfach angepasst, was dem Zuwachs der Bestände und den zunehmend beengten Platzverhältnissen geschuldet war, bis sie schließlich größtenteils in der »Mittleren Aufstellung« aufgingen.⁶⁴

Durch die Schenkung der Bibelsammlung an die fürstliche Bibliothek noch zu Lebzeiten und unter den Konditionen der Herzogin erreichte sie also zum einen, dass die Sammlung von ihrer Privatbibliothek getrennt behandelt wurde, zum anderen, dass sie räumlich (relativ) stabil untergebracht und über Porträt und Inschrift mit ihrer Person dauerhaft verknüpft wurde. Die von Jacob Friedrich Heusinger (1719–1778) verfasste lateinische Inschrift setzt den Namen der Herzogin in Majuskeln im Zentrum des Textes prominent in Szene.⁶⁵ Herzog Carl gab seine Zustimmung zum Text der Inschrift Heusingers und zwar, bevor Elisabeth Sophie Marie diese – in französischer Übersetzung – gezeitigt wurde.⁶⁶ Die Memoriafunktion, die dieser Sammlung als Bestandteil der fürstlichen Wolfenbütteler Bibliothek zugeschrieben wurde, ist augenfällig.⁶⁷

Die Herzogin bewegte sich mit ihren religiösen Interessen in einem für Witwen ihres gesellschaftlichen Standes angemessenen thematischen Rahmen,⁶⁸

63 Beispielsweise die Bibliothek Ludwig Rudolphs im Jahr 1752, diejenige Friedrich Franz' im Jahr 1759, Ferdinand Albrechts I. im Jahr 1768, Ludwig Ernsts im Jahr 1764, Wilhelms Adolfs als Depositum im Jahr 1767.

64 Zur Mittleren Aufstellung beispielsweise: Georg Ruppelt und Sabine Solf (Hg.): Lexikon zur Geschichte und Gegenwart der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Wiesbaden 1992, S. 112–115.

65 Siehe Anm. 55.

66 HAB, BA II, 205, Nr. 3 d.

67 Zur Memoriafunktion von Bibliotheken: Hole Rößler: »Gemüths-Vergnügen« und »Landesnutzen«. Zur »ökonomischen« Begründung von Adels- und Fürstenbibliotheken der Frühen Neuzeit, in: Lesen. Sammeln. Bewahren: die Bibliothek Joachims von Alvensleben (1514–1588) und die Erforschung frühneuzeitlicher Büchersammlungen: Tagung auf Schloss Hundisburg vom 11.9. bis 13.9.2014, hg. von Berthold Heinecke und Reimar von Alvensleben, Frankfurt am Main 2016, S. 241, mit Verweis auf Werner Arnold: Die Erforschung von Adelsbibliotheken, in: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte / Wolfenbütteler Arbeitskreis für Bibliotheks-, Buch- und Mediengeschichte, Bd. 31, Wiesbaden 2006, S. 35. In einem Brief an Johann Lorenz (von) Mosheim, datierbar vermutlich auf den Beginn des Jahres 1732 (wenige Monate nach dem Tod August Wilhelms), bestritt die Herzogin noch energisch den Sinn von und das Streben nach Objekten mit Memorialfunktion: »Des Herzogs Lob wird nicht ersterben und bedarf keiner gedruckten Drucksache: er lebt in unser aller Herzen.« NLA, WO 298 N, Nr. 378–379, Fol. 9 r.

68 Jill Bepler: Die fürstliche Witwe als Büchersammlerin: Spuren weiblicher Lektüre in der Frühen Neuzeit, in: Der wissenschaftliche Bibliothekar. Festschrift für

betrat aber als (Bibel-)Sammlerin eine durch Männer geprägte Kultur. Alle anderen Bibelsammler in ihrem näheren Umfeld, die ihre Sammlungen publizierten oder publizieren ließen, waren Männer. Auch mit der Einschreibung dieser Sammlung in die Wolfenbütteler fürstliche Bibliothek betrat die Herzogin Neuland. Dass sie dies noch zu Lebzeiten selbst veranlasste, zeigt, dass ihr die Bedeutung dieses Schrittes bewusst war. Schließlich stimmte sie zu, dass ihr Name in goldenen Lettern auf einer schwarzen Tafel über dem Eingang des Raumes angebracht wurde, in dem die von ihr angelegte Bibelsammlung dauerhaft aufbewahrt werden sollte. Durch die Trennung von ihrer Sammlung gelang es der Herzogin, dass diese auch nach ihrem Tod in ihrer Memoriafunktion erhalten blieb. Bereits am 5. August 1748 schrieb Friedrich Wilhelm von Leysser (1692–1766) im Besucherbuch ihrer Bibliothek über die Herzogin und ihre Sammlung:

Wie reich auch dieser Schatz an Zahl, an Werth, an Güte,
An mancher seltenen, und schönen Wercke Pracht;
So gleicht doch alles nicht dem edelsten Gemüthe,
das deßen Stifterinn vorlängst ohnsterblich macht.⁶⁹

Werner Arnold, hg. von Detlev Hellfaier, Helwig Schmidt-Glintzer und Wolfgang Schmitz, Wiesbaden 2009, S. 19–40, hier S. 19f.

69 HAB, Cod. Guelf. 125.25a Extrav., Fol. 152 r.

Thomas Bremer

GEORG FORSTERS ARTIKEL ÜBER DIE PREISLISTE VON SÜDSEE-OBJEKTEN (1781)

ZUR SAMMLUNGSÖKONOMIE IM SPÄTEN 18. JAHRHUNDERT

Für eine Analyse der Sammlungsökonomie, im Folgenden vor allem verstanden als Zirkulation monetarisierter Sammlungsobjekte in historischer Perspektive, sind naturgemäß vor allem jene Quellen von besonderem Interesse, die unmittelbare ökonomische Daten in Bezug auf Sammlungen thematisieren, also beispielsweise die Akzessionsjournale von Museen, die Schätzungen des Wertes von Beständen – etwa aus Anlass von Erbgängen –, oder Auktionskataloge mit der Angabe der erzielten Erlöse.

In diesen Rahmen gehört auch der weitgehend unbekannt Text von Georg Forster (1754–1794), dem Schriftsteller und Weltumsegler, der im Folgenden im Mittelpunkt der Überlegungen stehen soll. Er trägt den Titel *Preisverzeichnis von südländischen Kunstsachen und Naturalien* und ist im Sommer 1781 im *Göttinger Taschen Calender auf das Jahr 1782* erschienen, also etwa sechs Jahre nach dem Ende der zweiten Reise des Captain Cook in die Südsee, an der Forster und sein Vater Johann Reinhold (1729–1798) teilgenommen hatten.¹

James Cook (1728–1779) hatte bekanntlich im Auftrag der britischen Admiralität drei Expeditionen in den Pazifischen Ozean unternommen. Eine erste von 1768 bis 1771 hatte die Aufgabe, das Vorbeiziehen des Planeten Venus vor der Sonne im Juni 1769 zu beobachten und eine entsprechende Gruppe von Wissenschaftlern sicher nach Tahiti und zurück zu bringen; eine zweite von 1772 bis 1775 sollte die Südsee vor allem kartografisch (und damit auch militärisch) erforschen. Die dritte Reise (1776–1779/80) besaß

1 [Georg Forster]: »Preisverzeichnis von südländischen Kunstsachen und Naturalien«, in: *Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1782*, Göttingen: Dieterich 1781 (Nachdruck Göttingen 1995), S. 73–87; auch in: *Georg Forsters Werke [Akademie-Ausgabe]*, Bd. 5: *Kleine Schriften zur Völker- und Länderkunde*, Berlin 1985, S. 96–102. Ein Digitalisat des Originals findet sich in den Digitalen Sammlungen der UB Bielefeld. Zur Biografie Forsters zuletzt: Ludwig Uhlig: *Georg Forster. Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers*, Göttingen 2004; Jürgen Goldstein: *Georg Forster. Zwischen Freiheit und Naturgewalt*, Berlin 2015.

vor allem die Aufgabe, wenn möglich eine Nordwestpassage zwischen dem Pazifischen und dem Atlantischen Ozean zu finden. Auf dieser Reise war Cook im Verlauf eines Streites mit Mitgliedern der lokalen Bevölkerung von Hawaii im Februar 1779 getötet worden. Für die zweite Reise war Reinhold Forster von der Admiralität beauftragt worden, die wissenschaftliche Begleitung zu übernehmen und einen entsprechenden Bericht zu verfassen; sein damals erst 17-jähriger Sohn Georg begleitete ihn vor allem mit der Aufgabe, vor Ort Zeichnungen anzufertigen. Unter seinem Namen erschien dann die Beschreibung der Reise (*A Voyage Around the World*) 1777 in London und 1778–1780 in deutscher Bearbeitung, da eine Publikation seinem Vater nach einem Streit mit der Admiralität untersagt worden war.

Der *Göttinger Taschen Calender*, in dem Forsters Artikel zu den Preisen der Südsee-Objekte gedruckt wurde, war erstmals 1776 erschienen und gehört von Anfang an zu den erfolgreichsten Jahrbüchern der deutschsprachigen Aufklärung mit der für die Zeit enormen Auflage von etwa 8.000 Exemplaren. In seinem ersten Teil enthielt er jeweils kalendarische Angaben: die beweglichen Feste, den Mondstand, die Sternkreiszeichen und so weiter, sowie je ein ausführliches Verzeichnis der Geburtstage der Angehörigen des für Göttingen entscheidenden englischen und Braunschweig-Lüneburgischen Herrscherhauses und ein genealogisches Verzeichnis aller lebenden Repräsentanten der anderen europäischen regierenden Adelshäuser. Dieser Teil blieb bis auf Aktualisierungen bei Geburten und Todesfällen über die Jahre hinweg weitgehend konstant. Der zweite Teil des Kalenders mit dem eigenen Untertitel *Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen* enthielt hingegen die jedes Jahr wechselnden und für das Publikumsinteresse und den ökonomischen Erfolg entscheidenden redaktionellen Beiträge, die den Göttinger Kalender von den zahlreichen anderen Almanachen der Zeit unterschieden. Sie bewirkten, dass der Göttinger Kalender bis zur Jahrhundertwende (endgültig eingestellt wurde er erst 1813) eines der erfolgreichsten, wenn nicht das erfolgreichste überhaupt, der jährlich erscheinenden Periodika der 1770er bis 1790er Jahre war.²

Herausgeber des *Göttinger Taschen Calenders* war seit 1777 (der Herausgeber des ersten Jahrgangs, Polycarp Erxleben, war kurz nach dessen Erscheinen verstorben) der mit beiden Forsters, vor allem aber mit Georg, befreundete Experimentalphysiker und Schriftsteller Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799). Von jeher ein hochinteressierter Beobachter der Initiativen zur

2 Zur Situierung des Kalenders vgl. u.a. Günter Peperkorn: Dieses ephemerische Werckchen. Georg Christoph Lichtenberg und der Göttinger Taschen Calender, Göttingen 1992.

Erforschung der Südsee, druckte er in seinem Kalender eine Vielzahl von Texten zu den Cook'schen Expeditionen im Wunsch, »der Wißbegierde und den übrigen Forderungen eines aufgeklärten Publikums Genüge zu leisten«. ³ Wolfgang Promies' maßstabsetzende Ausgabe der Werke Lichtenbergs spricht von fünf Beiträgen zum Thema, die Lichtenberg selbst verfasst oder editorisch verantwortet habe; ⁴ eine genaue Durchsicht der zwanzig von ihm besorgten Jahrgänge des Kalenders ergibt jedoch, dass es sich – unter den unterschiedlichsten Überschriften und Schreibanlässen – um wesentlich mehr Texte handelt, in denen von den Cook'schen Weltreisen die Rede ist. ⁵

Zu diesen zählt auch Forsters *Preisverzeichnis*, das ursprünglich wohl in rein journalistischer Absicht entstanden ist, um das Lesepublikum des Kalenders über den Londoner Markt für Objekte aus den drei Cook'schen Südsee-Expeditionen zu informieren, und das, soweit ich sehe, bisher nie im Kontext einer sammlungsökonomischen Fragestellung herangezogen worden ist. Es ist wohl der erste deutschsprachige Text, der die Brücke von der Sammlungstätigkeit auf einer Entdeckungsreise unmittelbar zu dem Markt für Naturalien und ethnologische Objekte im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und zu einem sich wandelnden Sammlungsverständnis schlägt.

I. Zur Sammlungsstrategie der Cook'schen Reisen

Um den Text besser einordnen zu können, ist es nützlich, sich zunächst die Sammlungsstrategien innerhalb der Südsee-Reisen des Captain Cook zu vergegenwärtigen. Die offizielle Aufgabenstellung für die erste Reise war seitens der Britischen Admiralität relativ klar formuliert: »The primary object of the Expedition is to take a correct observation of the Transit of Venus on the 3rd of June«, heißt es in der Instruktion der Royal Society vom 10. August

3 Die Formel stammt aus den Einleitungsbemerkungen zu Forsters Aufsatz »Cook, der Entdecker«, Erstdruck 1789, jetzt in: Werke, Bd. 5 (Anm. 1), S. 191–302, Zitat S. 192.

4 Georg Christoph Lichtenberg: Schriften und Briefe, hg. von Wolfgang Promies, Kommentar zu Bd. 3, München 1974, S. 16.

5 Vgl. Thomas Bremer: »Grâce à ce récit, les lecteurs seront assurément avides de mieux connaître cet homme«. À propos de la présentation du capitaine Cook chez Lichtenberg et Forster, in: Mechthild Coustillac u. a. (Hg.), Entre ombres et lumières. Voyages en pays de langue allemande (Festschrift für Françoise Knopper), Toulouse 2017, S. 461–471. Die Anlässe zur Thematisierung der Südsee-Reisen gehen dabei von Tätowierungen (1778) über »Seltsame Moden« (1779) bis zu »Stockschläge, Ohrfeigen, Hiebe ec bey verschiedenen Völkern« (1781).

1768, freundlich als »Hints offered to the consideration of Captain Cooke« betitelt.⁶ Vor allem die erste, partiell aber auch noch die zweite Reise von Cook hatte neben diesem astronomischen aber auch noch einen dahinter stehenden, klar geografisch-militärischen Zweck. Die Expedition sollte nämlich auch herausfinden, ob es einen Südkontinent, eine »Terra Australis« gibt, und wenn ja, wo genau sie liegt und wie man sie gegebenenfalls militärisch erobern und kommerziell nutzen kann. Auch das formuliert die genannte Instruktion der Royal Society in großer Klarheit:

If the Ship fortunately discover any part of a well inhabited Continent, many new subjects in Natural History might be imported, and useful branches of Commerce set on foot, which in process of time might prove highly beneficial to Britain.⁷

Dass es eine »Terra Australis« geben müsse, war in der geografischen Theorie seit dem Altertum und bis ins 18. Jahrhundert hinein wenig bestritten und wurde auch unter Cooks Zeitgenossen noch engagiert vertreten, am prominentesten von Alexander Dalrymple (1737–1808). In der Logik der Zeit musste es im Süden der Erdkugel eine kontinentale Landmasse geben, die derjenigen im Norden entsprach, um das Gleichgewicht der Erde zu sichern. Insofern ist das Ergebnis der ersten beiden Cook'schen Reisen klar: Es gibt keinen Südkontinent im Sinne der antiken und postantiken Vorstellungen. Was die Reisen allerdings zeigen konnten, war die Existenz einer ungeahnt reichen Inselwelt mit Bewohnern und Naturverhältnissen, die bisher kein Europäer je gesehen hatte, und umgekehrt, deren Bewohner bisher nie einen Europäer gesehen hatten.

Diese Situation des *völlig Neuen* verführt zum Sammeln. Der Mensch sammelt, Krzysztof Pomian zufolge, das, was zu seiner Lebenswelt entweder zeitlich oder räumlich besonders entfernt ist,⁸ und alle Seeleute, die aus der Südsee nach London zurückkehrten (auf der zweiten Reise waren das immerhin über 120), wollten verständlicherweise ein Souvenir haben, das sie

6 Der Text ist abgedruckt in John C. Beaglehole (Hg.): *The Journals of Captain James Cook on his Voyages of Discovery. The Voyage of the Endeavour 1768–1771*, Bd. 1, Cambridge 1955, S. 514–517, Zitat S. 516. Zum wissenschaftshistorischen Hintergrund vgl. zuletzt Andrea Wulf: *Die Vermessung des Himmels. Vom größten Wissenschaftsabenteuer des 18. Jahrhunderts*, München 2017.

7 Beaglehole (Hg.) (Anm. 6), S. 516.

8 Krzysztof Pomian: *Collectionneurs, amateurs et curieux. Paris, Venise, XVIe–XVIIIe siècle*, Paris 1987, Introduction; dt. in: *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln* (Übersetzung: Gustav Rossler), Berlin 1988.

an das überstandene Abenteuer erinnerte, das sie gegebenenfalls aber auch zu Geld machen konnten.

Die Sammlungsstrategie der englischen Krone war dabei zumindest in der Theorie sehr klar: In der bereits zitierten Aufgabenbeschreibung für die erste Reise vom August 1768 heißt es dazu, an Objekten seien nur interessant etwaige »tokens for Commerce«, wie sie in der Südsee möglicherweise als Geldersatz in Gebrauch sein könnten, und allenfalls »precious stones« und bisher unbekannte Pflanzen, »if any attempt should be made in the latter part of the Voyage, to bring home live plants in Pots«. ⁹ Das selbständige *Sam-meln* von Objekten war dabei nicht ausgeschlossen, wohl aber das *Tauschen* und *Handeln*. Cook selbst hatte schon sehr früh (13. April 1769) klare Regeln erlassen, die nur ausdrücklich von ihm autorisierte Personen zum Handeln ermächtigten und zugleich die Grenzen der Sammlungstätigkeit wie folgt festlegten: »No sort of Iron, or any thing that is made of Iron, or any sort of Cloth or other usefull or necessary articles are to be given in exchange for any thing but provisions.« ¹⁰

Das änderte sich während der zweiten Reise (1772–1775) grundsätzlich, an der, wie gesagt, die beiden Forsters, Vater und Sohn, teilnahmen. Dem erweiterten Auftrag der englischen Krone zufolge sollten nun nicht mehr nur das geografisch-militärische Potential des Gebiets, sondern ausdrücklich auch die Kultur der Südsee-Bevölkerung dokumentiert werden, unter anderem mit der Folge, dass sowohl Cook selbst als auch seine Mannschaft in erheblichem Umfang europäische Waren gegen Artefakte eintauschten. Insbesondere Reinhold und Georg Forster verfolgten dabei eine klare *Sammlungspolitik*. Sie vermieden so weit wie möglich jede Zufälligkeit im Erwerb von Sammlungsstücken und versuchten stattdessen – vor allem im naturwissenschaftlichen Bereich soweit es sich ergab, aber auch in dem der alltagskulturellen Zeugnisse –, möglichst *systematisch* zu sammeln, wobei auch Dubletten

9 Beaglehole (Hg.) (Anm. 6), S. 517f.

10 Ebd., S. 520 (»Draft Rules for Trade at Tahiti«). Wesentlich später und in einem anderen Kontext reflektiert Georg Forster diese Strategie und schreibt in seinem Reisebericht: »Es war für ein Glück anzusehen, daß die Matrosen schon eine große Menge rother Federn auf den Marquesas gegen andre Merkwürdigkeiten vertauscht hatten, ehe sie wußten, in wie hohem Werthe dieselben auf Tahiti ständen; denn, wären alle diese Reichthümer auf einmal hierhergekommen, so würden die Lebensmittel ohne Zweifel so hoch im Preise gestiegen seyn, daß wir diesmal vielleicht übler, als bey unserm ersten Aufenthalt [auf der Insel Tahiti] daran gewesen wären« (Reise um die Welt, 2. Teil, Zweytes Hauptstück; 1774. April, hg. von Gerhard Steiner = Werke, Akademie-Ausgabe [Anm. 1], Bd. 2 und 3, Berlin 1965f., Bd. 3, S. 58).

für eine spätere wissenschaftliche Auswertung und Kontrolle der Objekte willkommen waren. Ihr Interesse richtete sich dabei nicht nur wie zuvor auf Mineralien, unbekannte Tiere, Pflanzen und Sämereien, sondern gerade auch auf kulturelle Zeugnisse wie Textilien, Kleidungsstücke, geschnitzte Objekte aus Holz und Knochen sowie alle Arten von Instrumenten, seien sie für den Haushalt, zur Musikproduktion oder zur Herstellung von Körper tätowierungen. Der Gegensatz zu den Sammlungs- und Tauschaktivitäten der Seeleute ist dabei evident: Während diese vor allem in Hinblick auf geringen Aufwand und künftige Verkaufsmöglichkeiten hin sammelten, war das Ziel der Naturkundler vorrangig die Erweiterung der Erkenntnisse der Wissenschaft. Das erforderte eine ausführliche und zeitraubende Dokumentation der Funde, ihre Zeichnung und gegebenenfalls aufwändige Konservierung, die täglich Stunden in Anspruch nahm; es erforderte aber zudem auch die Mithilfe lokaler Informanten bei der Sammlungstätigkeit.¹¹

Die Sammlungsökonomie beruht hier auf dem Tausch von Objekten, nicht auf Geld. Dabei spielten auch Gegenstände eine Rolle, die die Matrosen auf den ersten Stationen der Reise erworben hatten und auf anderen Inseln gegen noch attraktivere Objekte eintauschten. Georg Forster wird später in seinem Reisebericht erstaunt resümieren, dass etwa auf Tahiti »die kleinste Feder [...] weit höher geachtet [ward], als eine Coralle oder als ein Nagel« und dass »ein Stückchen Zeug mit solchen Federn bedeckt« ein solches Entzücken auslöste, »als ein Europäer vielleicht kaum empfinden dürfte, wenn er unverhoffter Weise den Diamanten des großen Mogols fände«.¹² Die meisten Objekte, die die Expeditionsteilnehmer mitbrachten, gehörten rein rechtlich der britischen Krone und waren daher bei der Rückkehr nach England eigentlich nicht veräußerlich. Wie auf allen Schiffen der englischen Admiralität gab es für jeden Matrosen an Bord lediglich eine Kiste, in der sie ihre privaten Gegenstände unterbringen konnten und die sie auch für eingetauschte Objekte – naturgemäß daher in eher kleiner Anzahl – nutzten. Schon Joseph Banks (1743–1820), der wissenschaftliche Begleiter der ersten Südseereise, hatte eine Anzahl von Objekten mit nach Hause gebracht; auf der zweiten trugen Vater und Sohn Forster (die größere Kabinen und mehr Platz hatten als einfache Matrosen) neben der offiziellen Sammlung ebenfalls eine beträchtliche private Sammlung zusammen, die sie nach ihrer

11 Vgl. umfassend zur Sammlungspraxis und zur Konkurrenz zwischen Wissenschaftlern und Matrosen u.a. Anne Mariss: *A World of New Things. Praktiken der Naturgeschichte bei Johann Reinhold Forster*, Frankfurt am Main/New York 2015, S. 133–207.

12 Forster (Anm. 10), Bd. 3, S. 58.

Rückkehr bereitwillig in ihrem Haus in der Percy Street vorführten – unter anderem beispielsweise Lichtenberg, als dieser sie in London besuchte. Ein handschriftlicher, wohl von Georg Forster erstellter Katalog jener Objekte, die Reinhold Forster 1776, ein Jahr nach der Rückkehr nach England, der Universität Oxford schenkte, und der sich dort erhalten hat, gibt einen Eindruck von diesem Bestand.¹³

2. Forsters *Preisverzeichnis* und der Markt in London

Im Blick auf die Ökonomie von Sammlungen ist diese Situation des Verkaufs nie zuvor kommerzialisierter Objekte bemerkenswert. Für eine Einschätzung des Wertes der nunmehr aus dem privaten Besitz der Matrosen auf den Markt kommenden Gegenstände aus der Südsee gab es nämlich keine ökonomischen Parameter und nur wenige Vergleichsobjekte (in Grenzen vielleicht aus der Karibik), die man für eine Preisfindung hätte heranziehen können; die Händler waren daher bei der Erstellung von Angeboten auf ihre Erfahrung angewiesen, die sie einen Preis *vermuten* ließ, den ihre Kunden möglicherweise für solche erstmals erhältlichen Objekte zu zahlen bereit sein könnten. Wie gehen sie damit um?

Das ist der Moment, in dem unser *Preisverzeichnis* ins Spiel kommt. Der Text, so, wie ihn Georg Forster im *Göttinger Taschen Calendar* zum Druck gibt, reproduziert offensichtlich Material, wie es in London unter Naturalienhändlern und -sammlern zirkulierte; im Text selbst ist an einer Stelle von »uns zugeschickten Verzeichnissen« die Rede. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um je eine oder mehrere, wohl schon ältere Preislisten von zwei Händlern (»Hr. Martin« und »Hr. Humphry«, siehe weiter unten), die Forster für seine Zwecke zu einer einzigen, umfassenderen kompiliert hat. Sie ist zunächst in »Kunstsachen« und in »Naturalien« aufgeteilt, eine traditionelle Zweiteilung, wie sie häufig auch in den Sammlungsinventaren der Zeit noch angewandt wurde. Quantitativ überragen die »Kunstsachen« mit etwa sieben Druckseiten die Naturalien (drei Druckseiten) deutlich; allerdings finden sich unter dieser Bezeichnung mit sehr wenigen Ausnahmen nur Alltags- und Gebrauchsgegenstände ohne einen im engeren Sinne Kunst-

13 Vgl. den Katalog des Ashmolean Museums Oxford; Jeremy Coote u. a.: »Curiosities sent to Oxford«. The Forster Collection of Ethnographic Material from Captain Cook's Second Pacific Voyage, in: Arthur Mac Gregor u. a., Ashmolean Museum Oxford. Manuscript Catalogues of the Early Museum Collections, 1683–1886, Part 1, Oxford 2000, S. 249–252.

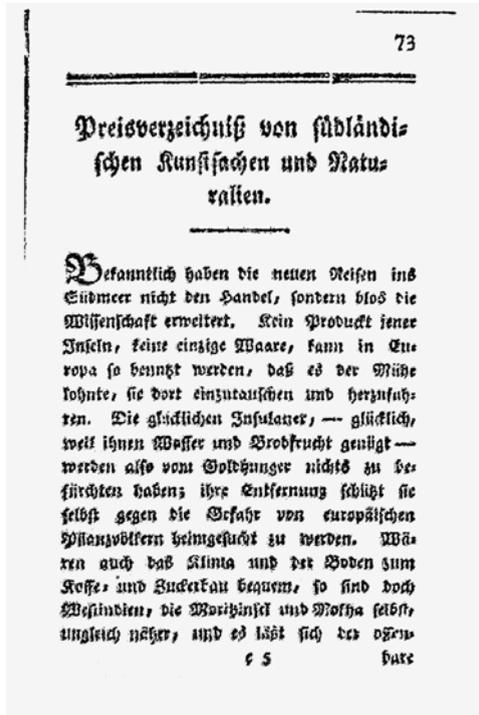


Abb. 1: Georg Forsters »Preisverzeichnis von südländischen Kunstsachen und Naturalien«, in *Göttinger Taschen Calendar vom Jahr 1782* (1781)

anspruch. Beispiele sind »Zeug aus Baumrinde«, ein ganzes »Unterkleid aus Baumrinde« oder auch das Instrument, mit dem die Baumrinde bearbeitet wird. Es sind »artificial curiosities«, wie sie Adrienne Kaeppler genannt hat,¹⁴ in Forsters Liste grob nach ihren Herkunftsinseln geordnet, wobei Forster die englischen Originalpreise in Reichstaler umgerechnet hat. Das »Zeug aus Baumrinde« soll demnach nach Länge verkauft werden, der *yard* zu einem Taler; das »ganze Unterkleid« soll 4 Taler 9 Groschen kosten. Die Preise liegen zumeist unter fünf Talern pro Objekt; heraus stechen insbesondere »Mäntel mit rothen, gelben und grünen Federn ganz besetzt, ohngefehr

14 Adrienne L. Kaeppler (Hg.): »Artificial curiosities«, being an exposition of native manufactures collected on the three Pacific voyages of Captain James Cook at the Bernice Pauahi Bishop Museum, January 18, 1978 - August 31, 1978 on the occasion of the bientennial of the european Discovery of the Hawaiian Islands by Captain Cook - January 18, 1778 [Ausstellungskatalog Honolulu 1978], Honolulu 1978.

30 Zoll lang« und »Mützen, wie griechische Helme gestaltet, mit Federn besetzt«, die beide jeweils zu 22 Talern angeboten werden. Die unangefochtenen Spitzenangebote sind »ein riesenmäßiges Bild, welches einen menschl. Kopf vorstellt, und von Federn gemacht ist, (nur ganz wenige Stücke dieser Art wurden nach England gebracht.)«, das vermutlich dem berühmten Federbildnis des Kriegsgottes aus Hawaii mit seinen 42 Hundezähnen entspricht und ursprünglich in den Bereich der zeremoniellen Austauschgaben gehörte (50 Taler), sowie das ganze Ensemble einer »vollständigen Trauerkleidung, welche aus verschiedenen Zeugen, Federn, Perlenmutteruschalen u.d. gl. besteht, und äußerst selten von den Einwohnern verkauft wird, à 16 Guineen, oder 100 Reichstaler«. ¹⁵ Ansonsten geht es um Instrumente, wie sie zum Tätowieren genutzt werden, Beispiele von »allerley Stricken und Bindfaden«, um Trinkgeschirr, Äxte, Trommeln, Flöten, Kastagnetten sowie Fischernetze und -haken. Ein wichtiges Kriterium, das die Preise steigen ließ, sind offenbar eine besonders starke Farbigkeit der Objekte sowie eine große Anzahl an verwendeten Federn, während Gebrauchsgegenstände, etwa aus Holz, deutlich weniger spektakuläre Preise erzielten.

Bemerkenswert ist, dass für die einzelnen »Naturalien« deutlich höhere Preise als für die »Kunstsachen« gefordert wurden. In seinem Preisverzeichnis listet Forster nur Muscheln und Schnecken (Conchylien), aber keine Pflanzen oder präparierten Tiere auf (im Text selbst ist davon die Rede, nur Muscheln und Schnecken seien in den »uns zugeschickten Verzeichnissen« enthalten). Vor Ort waren sie am einfachsten zu sammeln; sie erforderten keine Expeditionen ins Landesinnere, sondern waren am Strand und in Küstennähe zugänglich, und sie benötigten keine aufwändigen Konservierungsmaßnahmen. Zugleich ist bekannt, dass es gerade in England für exotische und attraktive Muscheln und Schneckengehäuse schon seit dem ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert einen florierenden Markt gab. ¹⁶ In Forsters Liste liegen die berichteten Preise für Conchylien zwischen etwa drei und zwölf Talern, einzelne Exemplare wurden zu 15 und 18, zwei

15 In seinem Reisebericht erwähnt Foster, dass von ihnen »nicht weniger als zehn solcher Trauerkleider, von unterschiednen Leuten an Bord aufgekauft und nach Europa gebracht« worden seien. Das ist nicht zuletzt bemerkenswert, weil sich die Inselbewohner noch auf der ersten Reise wegen des großen rituellen Wertes der Stücke um keinen Preis von ihnen trennen wollen; ein Exemplar schenkte Cook dem British Museum, eines Reinhold Forster dem Museum in Oxford (Reise um die Welt [Anm. 10], Bd. 3, S. 58f.).

16 Vgl. das Standardwerk von Stanley Peter Dance: *A History of Shell Collecting*, Leiden 1986.

Spitzenstücke auch zu 25 Talern angeboten. Dann folgt die Bezugsadresse. »Alle obigen Artikel«, heißt es ganz am Ende des Textes, »sind bey Hr. Martin, King's Street Coventgarden« und bei einem weiteren Händler, »Hr. Humphry, in St. Martin's Lane«, erhältlich. Sie konnten also auch von Privatpersonen, wenn sie hinreichend Geld hatten, erworben werden. Ob sich unter den angebotenen Stücken auch solche befanden, die Vater und Sohn Forster dort zum Verkauf und der Verbesserung ihrer finanziellen Lage eingeliefert hatten, lässt sich aus dem Text nicht erkennen.

Die Bezugsadresse für die in Forsters *Preisverzeichnis* genannten Südsee-Objekte verweist uns aber auch auf den größeren Londoner Zusammenhang von Sammlungen und Ökonomie und auf den dort in der Zwischenzeit entstandenen Markt für diese Objekte. Zumindest der in Forsters Text genannte George Humphrey ist nämlich unter den Naturalienhändlern im London der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kein Unbekannter, sondern eine der zentralen Figuren in der Geschichte der Vermarktung der Cook'schen Südsee-Objekte aus der zweiten Expedition mit der »Resolution«. Im Natural History Museum hat sich ein umfangreicher Briefwechsel mit Kunden und anderen Händlern seiner Zeit erhalten, den Beth Fowkes Tobin für ihre Studie über die Muschelsammlung der Herzogin von Portland (Margaret Cavendish-Bentinck, 1715–1785) erschlossen hat. Die Herzogin, zu ihrer Zeit die reichste Frau Englands, sammelte zahlreiche unterschiedliche Gegenstände, insbesondere ihre Sammlung von Conchylien war aber unter den Zeitgenossen legendär. Bei der Übersendung einer handschriftlichen Angebotsliste, die offenbar der später gedruckten und von Forster publizierten ähnelte, schreibt George Humphrey am 18. September 1775 (also etwa sechs Wochen nach Ankunft der »Resolution« am 30. Juli) an den außerhalb Londons in Dorsetshire lebenden Sammler und bekannten Tiermaler Henry Seymer:

I have laid out with the people of the *Resolution* principally for Shells, near £ 150. Out of these I select the best of the most rare, containing the principal shells out of 20 different parcels, and charge the rate of about £ 50 for them, that is fifteen pounds worth which I have sold the duchess & those I have sent you.¹⁷

17 »A Catalogue of Shells chiefly from the South Sea sent down to Mr. Seymer from Mr. Geo. Humphreys 18 September 1775«, Natural History Museum, Mss. Relative to British Testacea, vol. 2, fol. 157; zit. nach Beth Fowkes Tobin: *The Duchess's Shells. Natural History Collecting in the Age of Cook's Voyages*, New Haven 2014, S. 136 (eine Abbildung der Eingangsseite ebd., S. 141).

Um sich eine Vorstellung der hier genannten Preise zu machen, ist es nützlich, sie mit denen für Gemälde zu vergleichen, die die Herzogin zwei Jahre zuvor bei einer Auktion erworben hatte: ein Selbstporträt Rembrandts für etwas über £ 5, ein Porträt seiner Frau für etwas über £ 14, und ein Gemälde der Heiligen Familie von Andrea del Sarto für gut £ 10.¹⁸

Seymer selbst beschreibt einen (offenbar anderen, aber ebenfalls Objekte aus der zweiten Cook-Expedition anbietenden) Verkaufskatalog kurz darauf in einem Brief an den nicht weit von ihm lebenden Arzt und ebenfalls Naturalien sammelnden Richard Pulteney (1730–1801) und äußert sich dabei auch zu vermutlich erzielten oder zu erzielenden Verdienstspannen bei der Vermarktung der Objekte von der »Resolution« wie folgt:

Saturday last I rec[eived] a Catalogue of Shells, brought by the *Resolution* which are to be sold this week at Langfords; it consists of 480 Lots, not all shells, but Arms, ornaments, Utensils &c: of the Natives, intermixt; a Cargo which a dealer, one Jackson, bought at Portsmouth, & of which I dare say he will make 400 pr. Ct. [percent] tho I know most of the capital things have been dispos'd of some time [ago]. Cook and Forster I dare say secur[e]d the best before they came home, & will make a fine penny of them.¹⁹

Womöglich hat sich Humphrey dabei am Ende doch verspekuliert (also nicht erzielbare Preise verlangt beziehungsweise seine Einstandskosten zu hoch getrieben), denn er ging 1777/78 bankrott und seine umfangreichen Sammlungen mussten zwangsversteigert werden. Ein Katalog der Auktion (*Museum Humfredianum. A Catalogue of the Large and Valuable Museum of Mr. George Humphrey, which is presumed to be the most capital of the kind ever offered to public Sale in this Kingdom*, 1779) hat sich unter anderem in Göttingen und in der Bayerischen Staatsbibliothek erhalten.²⁰ Das lässt auch vermuten, dass die eigentliche Preisliste, die Forsters Text zugrunde lag, schon älteren Datums gewesen und in der Zeit vor 1778 entstanden sein muss.²¹

18 Tobin (Anm. 17), S. 137, nach dem Auktionskatalog der West Collection von 1773.

19 Henry Seymer an Richard Pulteney, 28. 11. 1775, Pulteney Correspondence, Linnean Society; zit. nach Tobin (Anm. 17), S. 138, Hervorhebung Thomas Bremer.

20 Das Göttinger Exemplar stammt ursprünglich aus Florenz (heute zugänglich unter: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN638791170>); das Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek, dort Signatur: H.nat. 324, ist zugänglich unter: <https://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10076156-7>.

21 Humphrey war allerdings auch noch beteiligt an der Beschaffung von Materialien für die Göttinger sogenannte »Cook-Sammlung«, war also offenbar auch nach sei-

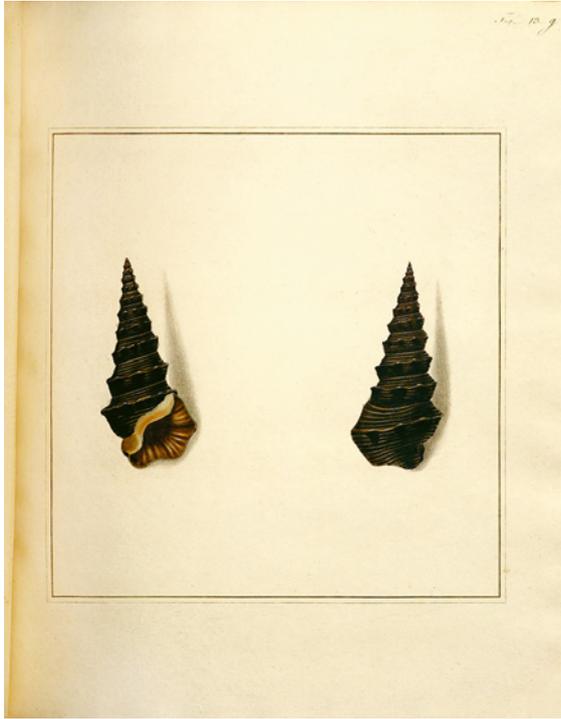


Abb. 2: Thomas Martyn, *The Universal Conchologist, exhibiting the figure of every known shell [...] with a new systematic arrangement [etc.]*, London:

By the author 1789, Exemplar der Österreichischen Nationalbibliothek (Signatur 252128-D FID MAG), [S. 119], fig. 13. Die Objekte werden immer paarweise abgebildet und in einer erläuternden Liste ihrem Seltenheitswert und Ursprungsort sowie der Sammlung zugeordnet, in der das Original zu besichtigen ist; das abgebildete Beispiel ordnet Martyn als von den Freundschaftsinseln stammend, »rrr« = rarissime und zur Sammlung von Humphries gehörend ein.

Anders »Hr. Martin, King's Street«, über den insgesamt weniger bekannt ist, nämlich der Verleger, Illustrator und Buchhändler Thomas Martyn (1760–1816). Zumindest weiß man von ihm jedoch, dass er direkt von

nem Bankrott noch im Naturalienhandel tätig; von ihm stammen zwei in Göttingen überlieferte handschriftliche Verzeichnisse; vgl. zum größeren Zusammenhang und zum Schicksal einzelner Objekte am Beispiel der Vogelexemplare von der dritten, also *nach-Forsterschen*, Cook-Reise Frank D. Steinheimer: Vogelexemplare der dritten Cook-Reise in deutschen Instituten, in: *Verhandlungen zur Geschichte und Theorie der Biologie*, Bd. 12, Berlin: WVB 2006, S. 349–358.

den Schiffen der zweiten Reise eine Vielzahl von Muscheln aufgekauft und anschließend einzeln vermarktet hat, zum Teil übrigens ebenfalls an die Herzogin von Portland. 1780 schrieb er in einem Brief aus der Rückschau, er habe damals mehr als zwei Drittel aller Conchylien auf der »Resolution« für 400 *guineas* gekauft,²² um sie für eine Publikation – das Standardwerk der Zeit mit zahlreichen Kupfertafeln – zu verwenden, die allerdings erst 1784 erschien (*The Universal Conchologist*, 1784; erweiterte Auflage 1787/89).

3. Sammeln: zu welchem Zweck?

Welchen Zweck hatte ein Text wie Forsters *Preisverzeichniß* in einem populären Kalender? Man kann ausschließen, dass auf der Grundlage der Preisliste ein Kauf von deutschen Privatleuten vorgenommen oder auch nur angestrebt wurde. Offenbar zielte der Beitrag eher auf eine allgemeine Information des Publikums, auf ein im weiteren Sinne populäres Sensationsbedürfnis so wie heute Auktionsberichte über Millionengebote für Gemälde bei Sotheby's und Christie's, bei denen der Leser auch nicht in Versuchung kommt, für einen Rubens oder einen Cézanne mitzubieten. Das Interesse an Gegenständen, die zum ersten Mal in Europa zu betrachten und dann auch zu erwerben waren, führte zu einer Art von Öffentlichkeit, die die Auktionskataloge von Gelehrtenbibliotheken oder die Verkaufslisten von Naturalienhändlern nie erreichten, auf die diese aber auch nie gezielt haben. Er gehört vielmehr zu der Vielzahl von Texten, mit denen Lichtenberg in seinem Kalender die Propagierung aufklärerischer Forschungsergebnisse in populärwissenschaftlicher Form vorantreiben wollte und zu denen, wie gesagt, auch eine ganze Anzahl von Beiträgen über die Cook'schen Expeditionen – in fast jedem Jahrgang mindestens einer – zu zählen sind.

Allerdings ist noch ein zweiter Punkt bemerkenswert. Die Preisliste steht nämlich nicht alleine, vielmehr schickte Georg Forster ihr eine Vorbemerkung voraus, in der er sich noch einmal in grundsätzlicherer Form zu seiner Sicht auf das Verhältnis von Sammlungsobjekten und Ökonomie in den frühen 1780er Jahren äußert. Seine erste Überlegung betrifft die Wirtschaftsbeziehungen der Südsee-Inseln und der Mächte mit außereuropäischem Kolonialbesitz. »Bekanntlich haben die neuen Reisen ins Südmeer nicht den Handel, sondern blos die Wissenschaft erweitert«, lautet der Einleitungssatz des ganzen Beitrags. »Kein Productt jener Inseln, keine einzige Waare, kann

22 Thomas Martyn an Henry Seymer, 9.9.1780, zit. in: Dance: History of Shell Collecting, (Anm. 16), S. 70.

in Europa so benutzt werden, daß es der Mühe lohnte, sie dort einzutauschen und herzuführen.« Für die Bevölkerung der Südseeinseln sei das ein Glück; »die glücklichen Insulaner [...] werden also vom Goldhunger nichts zu befürchten haben«; die schiere Entfernung schütze sie vor allen ökonomischen Begehrlichkeiten.²³

Die Überlegung gelte, anders als für den Export von Gütern im sozusagen interkontinentalen Handel, wie er für Ostasien und vor allem für die Karibik üblich war, allerdings nicht für jene Gegenstände, die außerhalb einer »unmittelbaren Nutzbarkeit« stehen würden und damit kennzeichnend seien für die »edle Wißbegierde unseres philosophischen Jahrhunderts«. Den Hoffnungen, dass sich »useful branches of Commerce« in der Südsee dereinst als »highly beneficial to Britain« erweisen mögen, war Forsters zufrieden geäußerte Erkenntnis diametral entgegengesetzt. Die Sammlungsobjekte aus der Region erweiterten jedoch, wenn nicht den Handel, dann doch die Wissenschaft, und zugleich standen sie für eine neue Philosophie des Sammelns, wie Forster in seiner zweiten Bemerkung nicht ohne Ironie bemerkt: »Die Zeiten sind nicht mehr, wo man nur darin Befriedigung suchte, im engen Kreise der sublunaren Existenz die Früchte seiner Regsamkeit wirklich zu genießen.« Heute ziele alles auf die Spekulation »und sammelt alles zu dem Bau, den einst die Nachwelt aufführen soll«.

Hier wird ein Funktionswandel des Sammelns angesprochen, den Forster als kennzeichnend für seine Zeitgenossen ansieht, nämlich das Sammeln für den *Nachruhm*. Sammeln wird hier gewissermaßen gefasst als eine Investition von Geld und vor allem auch von Zeit im Blick auf die *Nachwelt*, nicht mehr oder nicht mehr so stark wie zuvor für das Vergnügen oder das Prestige zu Lebzeiten. Der »spekulative Sammelgeist« der Zeit wundert sich dann, Forster zufolge, auch nicht mehr über den »hohen Werth« (gemeint ist natürlich: den hohen Preis), der den Objekten aus der Südsee zugesprochen wird, wenn er den Gedanken akzeptiert, dass dieser – anders als bei den vorhergegangenen Sammlergenerationen – nicht mehr durch »die blosse Neubegierde« gelenkt wird. Vielmehr, so Forster, gehe es darum, dass den Sammler mit Blick auf die Zukunft jene im Vergleich zur eigenen Neugierde weit »rühmlichere Sorgfalt für den Unterricht der Nachkommenschaft bestimmt«:

Man denke, welch ein Opfer dem Genius der Zukunft gebracht werde, wenn ein Sammler sein ganzes Leben durch, dahin arbeitet, den vollständigsten Schatz von Schneckenhäusern auf die Nachwelt zu bringen.

23 Forster (Anm. 1), S. 73.

Der Tonfall »dieser kleinen Apologie« als Vorbemerkung zur eigentlichen Preisliste ist deutlich ironisch, aber das Anliegen der Überlegung ernst: »Die edle Wißbegierde unseres philosophischen Jahrhunderts« führt ihr zufolge zu einer beobachtbaren Neubestimmung der Motivation zu sammeln, und damit perspektivisch auch zu einer Veränderung der Sammlungsökonomie, nämlich der Bereitschaft, höhere Preise für Sammlungsobjekte zu bezahlen, um die Sammlung selbst auf die Zukunft hin auszurichten.

Hier ist nahtlos die Frage anzuschließen, wie denn solche Sammlungen, sei es von Conchylien, sei es von anderen naturkundlichen Objekten oder auch von »Kunstsachen«, präsentiert wurden, wenn sie denn nicht nur dem eigenen privaten Vergnügen, sondern »für den Unterricht der Nachkommenschaft« bestimmt waren. Jenseits eines akademischen-universitären Kontextes und bei institutionell ungebundenen Sammlern geschieht dies typischerweise durch den Empfang von Reisenden und das Vorzeigen und Erläutern der eigenen Objekte; das wissenschaftliche Renommee und der Distinktionsgewinn gegenüber anderen Sammlern ergeben sich dabei durch die Seltenheit der präsentierbaren Objekte. Interessierte Reisende, die in einer Stadt ankamen, hatten sich üblicherweise bereits vorher erkundigt, welche Sammlungen dort für sie von Interesse sein würden, und nahmen sofort bei der Ankunft oder auch schon im Vorfeld Kontakt mit ihren Eigentümern auf. Waren die Sammlungen berühmt, machten sie auf ihrem Reiseweg womöglich auch einen Umweg, um sie sehen zu können, oder fuhren sogar gezielt zu dem Ort, in dem sie aufbewahrt wurden. »Wie oft habe ich gewünscht, durch Sie in das Studium der Mineralogie eingeweiht worden zu sein; wie oft, daß ich die Schätze hätte benutzen können, die Sie, auch in diesem Fache; aus den entferntesten Ländern und Welttheilen gesammelt, und mit tiefer Einsicht geordnet haben. Wie wollte ich mich freuen, Ihr Kabinet zu sehen, und nur nicht mehr blos stumer Bewunderer zu sein«, heißt es so in einem Brief des damals in Jena tätigen Theologen Johann Severin Vater (1771–1826) in Bezug auf das Mineralienkabinett Johann Reinhold Forsters, das dieser nach der Übersiedlung von London nach Halle und seiner Ernennung zum dortigen Professor (1779) in seiner Wohnung in der Kleinen Steinstraße bereitwillig durchreisenden Wissenschaftlern zeigte und die Stücke in seinem Besitz erläuterte.²⁴ Auch den Braunschweiger Naturforscher und Geogra-

24 Johann Severin Vater an Johann Reinhold Forster: Jena, 2.11.1797, Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Nachlass Forster; zit. nach Anne Mariss: Für's Kabinett. Mineraliensammeln als wissenschaftliche Praxis im 18. Jahrhundert, in: Lucas Haasis und Constantin Rieske (Hg.), Historische Praxeologie. Dimensionen vergangen Handelns, Paderborn 2015, S. 89–104, Zitat S. 89.

phen Eberhard August Wilhelm Zimmermann (1743–1815) führte Forster so bei einem Besuch in Halle »unter seinen Tahitischen Seltenheiten, seinen Gemälden, Büchern und Naturalien herum, erklärte, verdeutlichte und demonstrierte alles mit der seltensten Präcision und der unbefangenen, das Köstlichste nie verheehlenden Offenheit«, schreibt der *Neue Teutsche Merkur* 1799, ein Jahr nach Forsters Tod.²⁵

Die Betrachtung privater Sammlungen lässt sich als eine dezidierte epistemische Praxis in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verstehen. Das Reisen zur Betrachtung und Diskussion privater Sammlungsstücke ist in diesem Sinne ein entscheidendes Komplement der Wissenszirkulation zu den gedruckten Publikationen in Büchern und Journalen oder zur Beschreibung in (gegebenenfalls halböffentlichen) Briefwechseln; das In-die-Hand-Nehmen der Objekte und die stolze Explikation ihrer Seltenheit und ihrer wissenschaftlichen Bedeutung durch den Besitzer waren eine unverzichtbare Form des wissenschaftlichen Meinungs-austausches.

Relativ früh wird dieser Mechanismus aber auch zum Bestandteil eines modernen, zunehmend empirisch ausgerichteten Universitätsstudiums. Miriam Müller hat dies in ihrer Dissertation in der Figur des »sammelnden Professors« gefasst, der die »Wissensdinge« aus seinen eigenen Sammlungen als Materialien der Lehre an den Universitäten des Alten Reichs einsetzt und sein Wissen mit ihrer Hilfe an die Studenten weitergibt.²⁶ Diese Personalisierung des Sammlungsbesitzes in der universitären Lehre wird allerdings ab 1780 zunehmend unzeitgemäß. An die Stelle des »sammelnden Professors« tritt nunmehr an den »modernen« Universitäten deren Institutionalisierung, das heißt, die Gründung einer akademischen Sammlung im Eigentum und in den Räumen der *academia*; die frühesten sind die Sammlungen der Universitäten von Göttingen und Halle.

Mit beiden Institutionen haben die Objekte der Cook'schen Reisen und ihre Sammlungsökonomie unmittelbar zu tun. Reinhold Forster versuchte, zumindest einen Teil seiner Sammlung an Universitäten zu verkaufen. Der Universität Oxford, die ihn zum Ehrendoktor gemacht hatte, schenkte er eine ganze Anzahl von Stücken (daher die bereits erwähnte handschriftliche Liste im Ashmolean Museum); Teile des Herbariums und der Mineraliensammlung gelangten an die Universität Halle und wurden dort im Zuge einer

25 Anon.: »Skizze einer Biografie Johann Reinhold Forsters, in einem Briefe an einen Freund«, in: Der Neue Teutsche Merkur 2, 1799, S. 24f., ebenfalls zit. nach Mariss (Anm. 24), S. 90.

26 Miriam Müller: Der sammelnde Professor. Wissensdinge an Universitäten des Alten Reichs im 18. Jahrhundert, Stuttgart 2020.



Abb. 3: Eines der ältesten noch existierenden Objekte aus dem Naturalienkabinett Halle, erworben 1771 mit der Goldhagenschen Sammlung: *Modiolus modiolus* (Linnaeus, 1758), »Große Miesmuschel«, Fundort vermutlich Island. Die schwarze blättrige Schicht ist hier abgeschliffen worden, um die Färbung der darunter liegenden Schale zu betonen, die Schalenklappen sind poliert. (Foto: Andreas Stark, Zentralmagazin Naturwissenschaftliche Sammlungen (ZNS), Halle)

Profilierung der entstehenden Naturwissenschaften um das Jahr 1779 in das neu gegründete »Naturalien-Cabinet«, dessen erster Direktor Reinhold Forster wurde, eingegliedert (der von diesem Posten allerdings bald zurücktrat, um sich ganz dem Aufbau des Botanischen Gartens widmen zu können).

Anders im Fall der Universität Göttingen. Hier wurde eine ganze Anzahl von Objekten, gerade auch Ethnographica, aus der Cook-Forster'schen Südsee-Expedition direkt vom englischen König Georg III. aus dem Hause Hannover (1738–1820) an die Universität gegeben. Georg III. war der Enkel von Georg II. (1683–1760), der die Universität Göttingen einst gegründet hatte, und war als Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg auch von London

aus ihr Landesherr. Die von ihm gestifteten Objekte, zum Teil aus dem Besitz der Krone, zum Teil extra angekauft, hatten dort ausdrücklich die Funktion, für ein sammlungs-, also auf Autopsie beruhendes Studium der Naturkunde und der Kulturgeschichte eingesetzt zu werden und damit das Studium aus Büchern durch unmittelbare Anschaulichkeit zu ergänzen. Es komme darauf an, »nicht zum Prunck, sondern zum Gebrauch, zur Untersuchung und zum Unterricht« zu sammeln, hatte aus diesem Anlass der berühmte Anthropologe Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840) ebenfalls im *Taschen Calendar*, und zwar dem für das Jahr 1779, formuliert. Diese Form der Sammlung dürfe ausdrücklich nicht als die Anlage einer Form von »Kunst-Cabinet oder Raritäten-Kammer« verstanden werden. Es müsse vielmehr »nichts zur Parade sondern alles zum Nutzen abzwecken«. ²⁷ In diesem Sinne lässt sich das ausdrücklich schon früh so benannte »Akademische Museum« in Göttingen als eine der ersten fachübergreifenden Schausammlungen zu didaktischen Zwecken an den deutschsprachigen Universitäten verstehen, vor allem eine, die nun nicht mehr Eigentum eines einzelnen Professors war und dann nach dessen Tod womöglich aufgelöst wurde, sondern fest – auch mit festen Räumlichkeiten – institutionalisiert war.

Fazit

Im Rückblick sind vor allem folgende Punkte im Blick auf eine sammlungsökonomische Fragestellung zusammenzufassen: In Forsters Text für den *Taschen Calendar* listete der Autor die im Londoner Handel verlangten Preise für *exotische* Sammlungsobjekte auf, aber nicht etwa als Verkaufskatalog an denkbare deutschsprachige Kunden, sondern als Informationsbeitrag in einem populären Medium, bietet also die Offenlegung einer Sammlungsökonomie. Es handelte sich dabei nicht nur um seltene Objekte, sondern um

²⁷ Vgl. für die Details zuletzt Thomas Bremer: »Nicht zum Prunck, sondern zum Gebrauch, zur Untersuchung und zum Unterricht«. Objekte der Forsters aus der Cook-Expedition und die Anfänge einer universitären Sammlungstätigkeit in Göttingen, in: Elisabeth Décultot u. a. (Hg.), *Weltensammeln. Johann Reinhold Forster und Georg Forster*, Göttingen 2020, S. 43–58. 1799, nach dem Tod Reinhold Forsters, kommen weitere etwa 150 Stücke aus den Südsee-Expeditionen durch Kauf nach Göttingen, vgl. Manfred Urban: *Die Völkerkundliche Sammlung. Eine im Zeitalter der Aufklärung wurzelnde ethnographische Sammlung – ihre Entstehung und weitere Entwicklung*, in: Dietrich Hoffmann und Kathrin Maack-Rheinländer (Hg.), »Ganz für das Studium angelegt«. *Die Museen, Sammlungen und Gärten der Universität Göttingen*, Göttingen 2001, S. 91–98, 93.

solche, die zuvor noch nie zur Verfügung standen, zu denen also naturgemäß auch keinerlei Preismaßstab existierte, die von der Südseebevölkerung im Tausch weggegeben und nun – als klassische Semiophoren im Sinne Krzysztof Pomians – nicht nur resemantisiert, sondern auf dem Londoner Markt auch in Geldbeträge *umgerechnet* wurden. Verknüpft wurde dieser Prozess mit der Überlegung zu einer auf spekulative Zukunftsperspektiven ausgerichteten neuen Funktionszuschreibung des Sammelns und in diesem Zusammenhang auch mit einem neuen Wissensraum, nämlich der Akademischen Sammlung (in Göttingen früh als »Akademisches Museum« bezeichnet), der in didaktischer Absicht zugunsten eines stärker empirisch ausgerichteten Studiums eine Modernisierung des universitären Unterrichts begleitete. Dabei ging es nunmehr um eine Sammlungsart, die weniger auf spektakuläre Einzelstücke hin ausgerichtet war, als vielmehr auf didaktische Exemplarität, und die nicht mehr auf dem Privatbesitz eines lokalen Professors beruhte, sondern institutionell und zunehmend in eigenen Räumlichkeiten der Universität abgesichert wurde.

Elisa Ludwig

GESAMMELTE WERTE

DIE SAMMLUNG FERDINAND ORBAN SJ (1655–1732)¹

Noch bis in die Gegenwart finden sich in den heutigen historischen Lehr- und Forschungssammlungen der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) Objekte und ganze Objektconvolute, welche auf die frühneuzeitlichen Lehr- und Repräsentationssammlungen des Ingolstädter Jesuitenkollegs zurückzuführen sind.² Denn zwischen dem späten 16. und 18. Jahrhundert stellten die Pater einen Großteil des universitären Lehrkörpers der Hohen Schule Ingolstadt. In der Folge bestimmten sie den Lehrplan für das Grundstudium sowie weite Teile des Aufbaustudiums an der Vorläuferinstitution der heutigen LMU.³ Mit der Auflösung des Jesuitenordens 1773 fielen die Besitztümer des Kollegs an die Landesregierung, welche die vorhandenen Sammlungen der lokalen Universität überließen.⁴ Den umfangreichsten Ob-

- 1 Meinen herzlichen Dank für bedeutende Impulse, die in diesem Aufsatz zum Tragen kommen, möchte ich den Organisator:innen, Vortragenden und Diskussionspartner:innen der Summer School »Der Wert der Dinge« (2022) aussprechen.
- 2 Zu den historischen Ursprüngen der Lehr- und Forschungssammlungen der Ludwig-Maximilians-Universität München: Katharina Weigand und Claudius Stein (Hg.): Die Sammlungen der Ludwig-Maximilians-Universität München gestern und heute. Eine vergleichende Bestandsaufnahme 1573–2016, München 2019. Die Sammlungen des Jesuitenkollegs Ingolstadt finden Erwähnung bei Claudius Stein: Claudius Stein und Serena Parisi, Das Inventar des Orban-Saals und der naturwissenschaftlichen Sammlungen des Jesuitenkollegs Ingolstadt von 1774, in: Stephanie Righetti-Templer (Hg.): Die Universität Ingolstadt. Ein wissenschaftlicher Begleitband zum 550-jährigen Jubiläum, Ingolstadt 2024, S. 102–197. Mein herzlicher Dank gilt Claudius Stein für die Bereitstellung seiner Materialien und den damit verbundenen Transkriptionen des Inventars vor der Veröffentlichung.
- 3 Ausst.kat. Die Jesuiten in Bayern 1549–1773, München, Ausstellung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs und der Oberdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu 1991, hg. von Joachim Wild, Andrea Schwarz und Julius Oswald, Weißenhorn 1991; Ausst.kat. Die Jesuiten in Ingolstadt 1549–1773, Ingolstadt, Ausstellung des Stadtarchivs, der wissenschaftlichen Stadtbibliothek und des Stadtmuseums Ingolstadt 1991–1992, hg. von Karl Batz und Beatrix Ettelt, Ingolstadt 1992.
- 4 Kurfürst Maximilian III. Joseph an Akademischen Senat der Universität Ingolstadt, München, 11. 10. 1773, UAM, Y-VII-1 (zeitgleiche Abschrift), wobei die relevanten Passagen abgedruckt sind in: Claudius Stein (Hg.): Die Kunstkammern der Universi-

jektbestand stellten hierbei die Sammlungen aus dem Orban-Saal (Museum Orbanianum) dar, welche in Teilen auf den Jesuitenpater Ferdinand Orban zurückzuführen sind und im Fokus des vorliegenden Aufsatzes stehen sollen. Während heute die Orban-Sammlung der breiten Öffentlichkeit kaum ein Begriff ist, rückte sie durch die wissenschaftliche Bearbeitung der letzten Jahre in den Fokus der akademischen Wahrnehmung.⁵

Gegensätzlich dazu erfreute sich die Sammlung im frühen 18. Jahrhundert einer größeren Bekanntheit in Gelehrten- und Adelskreisen.⁶ Dies hing eng mit der Verbindung zwischen dem Sammler und seiner Sammlung sowie seinen Wirkungsfeldern zusammen. Geprägt von Translokationen, Erweiterungen und Entnahmen unterlag die Sammlung des Jesuitenpaters nicht nur zu seinen Lebzeiten, sondern auch nach seinem Tod einer hohen Fluktuation.⁷ Eng mit

tät Ingolstadt. Schenkungen des Domherrn Johann Egolph von Knöringen und des Jesuitenpaters Ferdinand Orban, München 2018, S. 197.

- 5 Die einschlägigsten Werke sind: Bernhard Dühr: Der kurpfälzische Hofbeichtvater P. Ferdinand Orban S.J., in: Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland (Bd. 128), hg. von Georg von Jochner, München 1921, S. 369–383 und S. 446–461; Ulla Krempel: Die Orbansche Sammlung, eine Raritätenkammer des 18. Jahrhunderts, in: Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 1968, S. 169–184. Siegfried Hofmann: Das Orban'sche Museum in Ingolstadt, in: Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800, hg. von Andreas Grote, Wiesbaden 1994, S. 661–678; Stephanie Gilles: Pater Ferdinand Orban (1655–1732). Gelehrter – Sammler – Jesuit. Eine Bestandsaufnahme, in: Sammelblatt des Historischen Vereins Ingolstadt 118 (2009), S. 289–304; Stein 2018 (Anm. 4); Miriam Müller: Geschenkte Schätze. Die Sammlung Orban im Kontext frühneuzeitlicher Patronage, in: Weigand/Stein 2019 (Anm. 2), S. 125–141. Dieter Kempkens: Der Ingolstädter Jesuit Ferdinand Orban. Theologe, Fürstenberater und Wissenschaftsorganisator in der Frühaufklärung, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (ZBLG) Bd. 85 (2023), Heft 1, S. 51–88.
- 6 Die beiden relevantesten publizierten zeitgenössischen Sammlungsbesuche in diesem Kontext sind: Zacharias Conrad von Uffenbach: Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland, Bd. 3, Ulm 1754, S. 732–739, abgedruckt in: Stein 2018 (Anm. 4), S. 163–167. Johann Georg Keyssler: Sechs und neunzigstes Schreiben: Reise von Regensburg nach Heilbronn. In: Neueste Reise durch Teutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien, und Lothringen. Bd. 2, Hannover 1741, S. 1278–1282, abgedruckt in: Stein 2018 (Anm. 4), S. 169–173.
- 7 Die Sammlung verblieb nach dem Tod des Jesuitenpaters erstmalig im Orban-Saal. 1754 wurden naturwissenschaftliche Sammlungen für Lehrzwecke entnommen. Nach der Auflösung des Jesuitenordens 1773 wurden die universitären Sammlungsbestände mit den historisch gewachsenen Sammlungskonvoluten im Orban-Saal zusammengelegt. Mit dem Umzug der Universität nach Landshut (1800) und später nach München (1826) wurden auch die Sammlungsbestände mitgeführt. In München wurden

den oben erwähnten Bewegungsströmen der Sammlungsobjekte sind herangezogene, unterschiedliche Bewertungssysteme und Wertzuschreibungen verbunden. Ziel des folgenden Aufsatzes ist es, aufzuzeigen, wie die mit sozialen Praktiken zusammenhängenden Besitzverhältnisse in der Frühen Neuzeit die Wertzuschreibungen an die Sammlung Orban in der Vergangenheit und Gegenwart beeinflusst haben. Anhand des Inventars von 1774, welches 42 Jahre nach dem Tod des Jesuitenpaters entstand, soll unter Heranziehung historischer Quellen abschließend aufgezeigt werden, wie – unabhängig von ihrer tatsächlichen Provenienz – in der Gegenwart die Bestände des Orban-Saals als Sammlung Orbans wahrgenommen und rezipiert werden.

In der Kunstgeschichte bilden Inventare⁸ als Quellen eine wichtige Grundlage für die Erforschung von Sammlungen und Objektprovenienzen. Zu Beginn wurde das Inventar sammlungsgeschichtlich insbesondere empirisch hinsichtlich des Umfangs und der Zusammensetzung der Objektkonvolute ausgewertet. Auch für die Ermittlung von Provenienzen diente das Inventar als dokumentarische Grundlage.⁹ Diese bisherigen Blickwinkel werden in der jüngeren Forschung um neue Perspektiven ergänzt: Das Inventar rückt als eigenständiges Objekt in den Fokus und wird als multivalent angesehen.¹⁰

die Sammlungen an die jeweiligen Institute aufgeteilt. Die bei Stein edierten Quellen geben Hinweise zu den Transferierungen, vgl. Stein 2018 (Anm. 4), S. 167–186.

- 8 Die Begriffsdefinition des Inventars ist hierbei abhängig von der akademischen und historischen Verwendung. Hier soll es nach Johann Leonhard Frisch als »Vermögensregister« verstanden werden. Vgl. Inventarium, i, in: Johann Leonhard Frisch: Teusch-Lateinisches Wörter-Buch 2/2 (N–Z), Berlin 1741, S. 57, Sp. 2. Eine besondere Form der Inventare stellen Vermögensregister dar. Eine Definition hat Christina Antenhofer bei Charles du Cange ermittelt, vgl. Christina Antenhofer: Inventories as Texts and Artefacts. Methodological Approaches and Challenges, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 32/3 (2021), S. 7–18, hier: S. 13 f., Fußnote 38. Hier heißt es: »Descriptio rerum, quæ post alicujus decessum in illius bonis reperiuntur«. Vgl. »Inventarium«, in: u.a. Charles du Fresne Du Cange: Glossarium mediae et infimae latinitatis. 10 Bde., erweiterte Ausgabe, Niort 1883–1887, Bd. 4, Sp. 409b.
- 9 Zum Beispiel Jacob Burckhardt: Die Kultur der Renaissance in Italien, Leipzig 1869, oder Erwin Panofsky: Jan van Eyck's Arnolfini Portrait, in: Burlington Magazine 64/ 372 (1934), S. 117–127.
- 10 Antenhofer 2021 (Anm. 8), S. 7–18, hier: S. 10–14. Weiterführend: Lucie Doležalová (Hg.): The charm of a list: from the Sumerians to computerised data processing, Cambridge 2009. Francesco Freddolini und Anne Helmreich: Inventories, Catalogues and Art Historiography. Exploring Lists Against the Grain, in: Journal of Art Historiography 11 (2014), S. 1–14; Christina Antenhofer (Hg.): Inventare als Texte und Artefakte – methodische Herangehensweise und Herausforderungen, Innsbruck 2021.

In der Folge können durch eine sozio-politische Kontextualisierung des Inventars Neubewertungen einzelner Handlungsmotive und sozialen Praktiken, aber auch durch das Inventar tradierte Narrative offengelegt werden.¹¹ Dieser Ansatz soll als Ausgangspunkt für die Untersuchung der erhaltenen Inventare, insbesondere des *Inventariums über den Orbanischen Saal zu Ingolstadt* (1774)¹² genutzt werden, um bisher tradierte Narrative hinsichtlich der Orban-Sammlung kritisch zu beleuchten. Indem der wissenschaftliche Blickwinkel durch die Erforschung solcher neuen Fragestellungen verändert wird, ergibt sich eine andere Sichtweise auf die bisher ausgewerteten Quellen hinsichtlich klar zuordnenbarer Provenienzen und Angaben.

Die Anfertigung des Inventars zum Orban-Saal 1774 ist in den Kontext der Aufhebung des Jesuitenordens zu verorten.¹³ Denn mit der offiziell verkündeten Auflösung der Ordensgemeinschaft am 4. Oktober 1773 gingen deren Besitztümer in staatliche Verwahrung über.¹⁴ Es handelte sich folglich nicht um die Vermögensdokumentation einer Einzelperson, sondern vielmehr um die Erfassung des Nachlasses einer monastischen Institution, welche

- 11 Einen Einstieg in die aktuelle Debatte bietet: Freddolini/Helmreich 2014 (Anm. 10), S. 1 f. Erste Ansätze hierzu lieferten J. Keating und Lia Markey: Introduction: Captured Objects. Inventories of early modern collections, in: *Journal of The History of Collections* 23/2 (2011), S. 209–213, hier: S. 211.
- 12 Das Inventar wird mit der Bezeichnung »Inventarium über den Orbanischen Saal zu Ingolstadt 1774/: Universität/: Den sogenannten Orbanischen Saal an der Universität derselb betr.« im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München verwahrt, siehe BayHStA, GL 1489, Nr. 1.
- 13 Eine Erwähnung findet sich bei Stein 2018 (Anm. 4), S. 52–55. Neben dem vorliegenden Inventar von 1774 gibt es einen nicht mehr erhaltenen Folioband von 1764, auf welchen sich das obige Inventar beziehen dürfte, vgl. Stein 2018 (Anm. 4), Fußnote 220 und 222, S. 53 f. Des Weiteren ist den Akten im Bayerischen Hauptstaatsarchiv (BayHStA) zur Auflösung der Niederlassung in Ingolstadt ein nicht alle Posten des Inventars von 1774 enthaltener Entwurf mit den Posten der Gemälde zu entnehmen. Vgl. BayHstA Jesuitica 1951 und BayHstA GR Fasc 1382.
- 14 Ursprünglich war eine Verwaltung durch die Bischöfe angedacht, so dass der Besitz als monastisches Eigentum erhalten geblieben wäre. Stattdessen setzte sich der Landesherr in Bayern durch und erwirkte, dass die Güter in staatlichen Besitz übergingen, wobei von den monetären Gütern ein Fonds zur Absicherung der Jesuiten eingerichtet werden sollte. Vgl. Winfried Müller: Die Aufhebung des Jesuitenordens in Bayern. Vorgeschichte, Durchführung, administrative Bewältigung, in: *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte* 48 (1985), S. 285–352, hier: S. 322–326. Die Dokumentation des Aufhebungsprozesses, welche sich überwiegend aus Verwaltungsakten und Korrespondenzen zusammensetzen, ermittelte Claudius Stein in den Aktenbeständen des Bayerischen Hauptstaatsarchiv: BayHstA Jesuitica 1947, 1948, 1951, Vgl. Stein 2018 (Anm. 4), Fußnote 222, S. 53.

kulturelle und wirtschaftliche Aufgaben wahrnahm. Für die tatsächliche Auflösung der jesuitischen Niederlassungen und ihrer Gütern wurde in Bayern aufgrund von Streitigkeiten zwischen dem Geistlichen Rat und der Hofkammer eine unabhängige Kommission, die sogenannte Fundationsgüterdeputation, gegründet und mit dieser Aufgabe beauftragt.¹⁵ Gemeinsam mit lokaler Unterstützung und in Abgleich zu vorhandenen Inventaren wurde 1774 ein Inventar anlässlich der Zusammenführung der universitären und ehemaligen jesuitischen Sammlungsbestände für den Orban-Saal angefertigt, welches eine Momentaufnahme der sich zu diesem Zeitpunkt dort befindlichen Objekte wiedergibt und unter den gesamten Inventaren zu Sammlungen des Kollegs eine Sonderposition einnimmt.¹⁶ Denn es handelt sich hierbei um das umfangreichste (rund 1.240 Posten) und detailreichste erhaltene Inventar: Neben der Auflistung der ausgestellten Gegenstände finden sich Angaben zu ihrer Provenienz und eine Authentizitätsprüfung, eine Zustandsbewertung für die mögliche Verwendung in der Lehre und Referenzen zu Vergleichsobjekten im Museum Kircherianum (Collegio Romano, Rom).¹⁷ Bis in die Gegenwart dient das Inventar von 1774 als Ausgangspunkt und Grundlage für die Erforschung der Orban-Sammlung.

1. Der Jesuitenpater Ferdinand Orban

Der Grundstock der Sammlungen im Orban-Saal geht auf den namensgebenden Pater Ferdinand Orban zurück, der zwischen dem späten 17. und frühen 18. Jahrhundert eine umfangreiche Sammlung aufbaute. In dem Inventar von 1774 verweisen einige Objekte aufgrund der angeführten Herkunft und Provenienz eindeutig auf den Jesuitenpater, während bei manchen Objekten eine Verbindung denkbar und bei anderen eine Verbindung ausgeschlossen ist.¹⁸

¹⁵ W. Müller 1985 (Anm. 14), S. 330.

¹⁶ Vgl. Stein/Parisi 2024 (Anm. 2), in Teilen auch: Stein 2018 (Anm. 4), S. 53f.

¹⁷ Der Umfang der Dokumentation aller inventarisierten Bestände war sehr abhängig von den Vorkenntnissen ihrer Verfasser und orientierte sich an dem intendierten späteren Nutzen der Objekte.

¹⁸ Insbesondere im ersten Teil des Inventars von 1774 finden sich eine Reihe von Objekten mit der Provenienzangabe »Orban«, vgl. *Inventarium 1774* (Anm. 12), fol. 1r–13v. Als Beispiel für ein nicht eindeutig zuschreibbares aber, dennoch sicher aus dem Bestand Orbans stammendes Objekt kann eine Emaille-Miniatur des Kurfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg (heute: BNM, Inv. Nr. LR 4042, vgl. Abb. 3) aufgeführt werden, welche nach dem Inventar von 1774 nicht eindeutig Orban zugeschrieben werden kann. Vgl. ebd., Abschnitt 2, Nr. 3 (Emaille-Miniatur),

Ferdinand Orban wurde am 6. Mai 1655 in Exing (Landkreis Dingolfing-Landau, Niederbayern) geboren und trat 1672 dem Jesuitenorden bei. Zwischen 1672 und 1688 durchlief Orban die Kandidatur, das Noviziat und das Tertiat der jesuitischen Ausbildung in der Oberdeutschen Provinz und schloss dieses 1686/87 ab.¹⁹ Nach der Eingliederung als vollwertiges Mitglied wurde Orban an unterschiedlichen Orten in verschiedenen Tätigkeitsfeldern eingesetzt: Als Professor lehrte er Mathematik am Kolleg in Dillingen (1686/87) und Innsbruck (1688–1692) und erfüllte Aufgaben als Prediger in Burghausen (1692–1695) und Landshut (1695–1702).²⁰ Bereits seit seiner Zeit am Innsbrucker Kolleg lässt sich nachweisen, dass Orban auch Predigten und seelsorgerische Tätigkeiten für teils hochrangige Adelige im Umfeld des Habsburger und Wittelsbacher Hofes übernahm.²¹ Hervorzuheben sind hier seine Tätigkeit als Hofprediger für Karl V. Leopold, Titularherzog von Lothringen und Bar (1689–1692), sowie seiner Frau. Eine besonders bedeutende Phase für die Sammeltätigkeit Orbans stellte sein Einsatz als Beichtvater des Kurfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg (1703–1716) in Düsseldorf dar. In dieser Zeitspanne konnte der Jesuitenpater aufgrund seiner Aufgabengebiete und dem sich ihm damit eröffnenden Netzwerk seine Sammlung durch erhaltene Schenkungen, Tauschpraktiken und Ankäufe erheblich erweitern. Nach dem Tod des Kurfürsten war Orban auf eigenen Wunsch anfänglich in Landshut (1719–1722) als Bibliothekar tätig, bevor er nach Ingolstadt (1722–1732) versetzt wurde und hier die letzten Jahre seines Lebens unter anderem als Kustos der Sammlungen wirkte.²²

fol. 5r. Das Transportinventar von 1722 gibt jedoch eindeutige Hinweise auf den Besitz. Vgl. Vertzaichnus, was aus dem Zimmer r.P. Ferdinandi Orban anno 1722, den 11ten Nov. Durch r.P. Franciscum Hallauer, prov. procuratorem, nach München abgeführt worden, ADPSJ, Abt. 251, B 16, Nr. 2323, 15 (Reinschrift), abgedruckt in: Stein 2018 (Anm. 4), S. 203f., hier: S. 203. Bei einer Reihe von Objekten wird der Pater als Stifter suggeriert, obwohl die Objekte erst nach dem Tod von Orban in die Sammlung gelangt sein können, zum Beispiel ein in armenischer Sprache verfasster Katechismus von dem Jesuitenpater Joseph Tiefenthaler (1710–1785), in: Inventarium 1774 (Anm. 12), Abschnitt 1, Nr. 35 (Katechismus), fol. 2v.

19 Siegfried Hofmann: Orban, Ferdinand in: Neue Deutsche Biographie 19 (1999), S. 582f., online abrufbar über: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd122385888.html#ndbcontent> (zuletzt eingesehen am 18. 5. 2023). Eine ausführliche biographische Einordnung fand jüngst durch Dieter Kempkens statt, vgl. Kempkens 2023 (Anm. 5).

20 Ebd.

21 Eine differenzierte und umfangreiche Auswertung sowie Kontextualisierung der Predigten Orbans findet sich bei Kempkens 2023 (Anm. 5).

22 Hofmann 1999 (Anm. 19).

2. Der Wert von Objekten und Schenkungen im Kontext jesuitischer Bildungspolitik

Das spirituelle Selbstverständnis der Societas Jesu²³ basierte auf einer humanistisch-theologisch geprägten Ausbildung der Pater, welche über die akademischen Inhalte hinaus vor allem einen bestimmten Wertekanon des Christentums vermitteln sollte.²⁴ Es kann diskutiert werden, inwieweit die aristotelische Tugendlehre²⁵ als Teil des Lehrplans die Pater in ihrem Wertekanon prägte.²⁶ So verweist Elba Maria Frank auf zwei Kontexte, in denen Aristoteles auf das Geben und Schenken einging: Im Kontext der Tugendlehre und im Kontext der Freundschaft.²⁷ Im Kontext der Tugendlehre thematisierte er den Idealtypus des Großzügigen, wobei er auf die reziproke Verflechtung von »Geben, Wohltaten erweisen, und edles Handeln einerseits und Nehmen, Wohltaten empfangen und Unedles vermeiden andererseits« verwies.²⁸ In der *Nikomachischen Ethik* werden hierbei als Aspekte des richtigen Gebens der richtige Zeitpunkt und Ort sowie der rechte Umfang genannt.²⁹

- 23 Die Gesellschaft Jesu ist eine katholische Ordensgemeinschaft. Im Zentrum des folgenden Aufsatzes steht die sogenannte »Alte Gesellschaft«, welche von 1540 bis zur Auflösung des Ordens 1773 wirkte. 1814 wurde der Orden durch Papst Pius VII. erneut zugelassen und existiert bis in die Gegenwart. Einführend zum Jesuitenorden: Markus Friedrich: Der Jesuitenorden. Aufstieg. Niedergang. Neubeginn, München 2016; John W. O'Malley: The Jesuits: A history from Ignatius to the present, London 2014.
- 24 Friedrich 2016 (Anm. 23), S. 67.
- 25 Aristoteles werden eine Reihe von philosophischen Schriften zum Schwerpunkt der Ethik zugeschrieben, wobei die *Nikomachische Ethik* (altgriechisch: ἠθικὰ Νικομάχεια, ēthiká Nikomácheia) in westlichen Kulturkreisen am häufigsten rezipiert wurde. Inhaltlich stellt das Werk einen Leitfaden für ein sittliches und tugendhaftes Leben zur Verfügung. Einführend: Otfried Höffe (Hg): Aristoteles: Nikomachische Ethik, Berlin 2006.
- 26 In der *Ratio Studiorum*, der Grundlage für die jesuitische Ausbildung bis 1773, wird die *Nikomachische Ethik* nach Aristoteles im Paragraph 236 genannt. Aufgeführt und thematisiert bei: Paul F. Grendler: Jesuit Schools and Universities in Europe 1548–1773, Leiden/Boston 2019, S. 23–27, hier: S. 24.
- 27 Elba Maria Frank: Der Gabe auf der Spur. Eine soziologische Untersuchung zu Gabe und Geschenk im gesellschaftlichen Kontext, Frankfurt am Main 2012, S. 35–37, hier: S. 35.
- 28 Frank 2012 (Anm. 27), S. 35.
- 29 Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, Buch IV, S. 88, 1120a, S. 5–25, abgedruckt in: Frank 2012 (Anm. 27), S. 36.

In dem Werk *De Beneficiis* (Über die Wohltaten) setzte sich der römische Philosoph Seneca (1–65 n. Chr.) mit dem Geben und Erhalten von Schenkungen und Gefälligkeiten in der römischen Gesellschaft auseinander. Das im ersten nachchristlichen Jahrhundert verfasste Werk beschäftigte sich insbesondere mit der Bedeutung und Komplexität der Dankbarkeit im Rahmen stoischer Ethik, indem es dialogisch aufgebaut Handlungsrichtlinien und Fehlverhalten aufzeigte.³⁰ In diesem Kontext wurde auch auf die Gebote des Gabentauschs und mangelhafte Abläufe des Gabentauschs eingegangen.³¹ Die darin beschriebenen Regeln könnten in den frühneuzeitlichen Schenkungspraktiken im jesuitischen Umfeld immer noch Gültigkeit haben. Denn so finden sich in den beschriebenen Verhaltensweisen, wie dem angemessenen Zeigen von Dankbarkeit gegenüber dem Schenkenden, viele Parallelen zu den von Paula Findlen im Kontext jesuitischer Patronage ermittelten Verhaltensnormen.³²

Hierfür würde auch die von Ignatius von Loyola (1491–1556) vertretene Ansicht und Regelungen von Schenkungen sowie der Anhäufung weltlicher Güter sprechen. Der Gründer des Ordens sprach den Objekten bei der Umsetzung der jesuitischen Ziele eine aktive Rolle zu. Denn die spirituelle Identität begründe sich auf den Bestrebungen »Gott in allen Dingen [zu] suchen«. ³³ Im Gegensatz zu vergleichbaren Auffassungen von anderen Ordensgemeinschaften war es für den Gründer des Jesuitenordens entscheidend, dass mit Hilfe der Dinge Menschen den göttlichen Auftrag erfüllen.³⁴ In der Folge war das reglementierte Ansammeln, Tauschen, Verkaufen oder Verschenken von Objekten immer dann rechtfertigbar oder trat auf, wenn es den oben dargelegten Ordenszielen zum Vorteil oder Nutzen war und der Gemeinschaft (auf lokaler Ebene dem Kolleg, auf globaler Ebene dem Orden) zugutekam. Die *Constitutiones*³⁵ bildeten hierbei die Grundlage für

30 Seneca und Lucius Annaeus: *De Beneficiis libri VII, De clementia libri II, Apocolocyntosis*, Oxonii 2022. Für den hier thematisierten Kontext relevant und beziehend auf: Jan Wolkenhauer: *Senecas Schrift De Beneficiis und der Wandel im römischen Benefizienwesen*, Göttingen 2014, hier v. a. S. 75–130.

31 Ebd., S. 117–130.

32 Paula Findlen: *Possessing Nature. Museums, Collecting, and scientific culture in early modern Italy*, Berkeley/Los Angeles/London 1996, insbesondere S. 346–351.

33 Einführend zu den Kernelementen der jesuitischen Frömmigkeitsvorstellung: Friedrich 2016 (Anm. 23), S. 68–99.

34 Ebd., S. 70f.

35 In deutscher Übersetzung und alle relevanten Texte enthaltend: Ignatius von Loyola: *Gründungstexte der Gesellschaft Jesu*, übersetzt und editiert von Peter Knauer, Würzburg 1998.

die detaillierte Organisationsstruktur des Ordens, in der zahlreiche fundamentale Abläufe des Alltags oder auch die Erziehung und Ausbildung von Ordensmitgliedern geregelt wurden.³⁶ Die Sammeltätigkeit wurde hierbei weniger in einem zentralen Dokument reglementiert, sondern immer wieder im Kontext verschiedener Rechtstexte oder Leitlinien genannt, beziehungsweise von einzelnen Richtlinien tangiert.³⁷ Während den Kollegien ein gewisser wirtschaftlicher Grundsatz ihres Handelns zugesprochen wurde, galt dies nicht für Einzelpersonen. Das für die Ämter oder Häuser des Ordens (1558) erarbeitete Regelwerk definierte die Auslegung des Armutsgelübdes für Einzelpersonen. Die Annahme von Schenkungen und die Anhäufung von Privateigentum war weder vorgesehen noch gestattet. Wenn Pater Schenkungen erhielten, sollten diese an das lokale Kolleg abgetreten werden. Wenn die Güter hier schon vorhanden waren, sollten sie verkauft werden und der Erlös den sozialgesellschaftlichen Aufgabenfeldern der Jesuiten wie Armenpflege oder Seelsorge zugutekommen. Ausnahmen waren hierbei möglich, mussten jedoch immer mit der Ordensführungsebene abgesprochen und von dieser genehmigt werden. So dürfen beispielsweise Schenkungen, deren Verweigerungen sich negativ auf die Einzelperson oder den Orden – beispielsweise im höfischen Kontext – auswirkten, behalten werden.³⁸ Kernaspekte dieser Regelungen waren hierbei die Besitzverhältnisse und Aufbewahrung der Sammlungsobjekte, die stets bei den lokalen Ordenskollegien lagen. Die Kontrolle über die Einhaltung dieser Regeln und Normen, wurde durch den zentralistischen und streng hierarchischen Aufbau des Ordens gewährleistet.

Das Fallbeispiel Ferdinand Orbans zeigt jedoch, dass die Pater nicht immer bereit waren, die finanziellen und materiellen Güter an die jeweiligen Kollegien abzutreten.³⁹ Im Gegensatz zu Athanasius Kircher (1602–1680) beharrte der Pater zeitlebens darauf, seine Sammlungsbestände als persönlichen Besitz

36 Friedrich 2016 (Anm. 23), S. 101.

37 Mit Ausnahme von Bibliotheken und deren Pflege gibt es keine konkreten Hinweise auf Aufbau, Gestaltung und Pflege von Sammlungen innerhalb des Jesuitenordens. Eine ausführliche Beschreibung des Rechtsrahmens für Sammlungen in der Oberdeutschen Provinz ist noch ausstehend.

38 Im sechsten Hauptteil des Examens werden die Verhaltensregeln von Professoren näher beschrieben. Unter anderem wird in Kapitel zwei auf die Auslegung des Armutsgelübdes eingegangen. Vgl. Knauer 1998 (Anm. 35), Kapitel 2, S. 742–749.

39 Ferdinand Orban erhielt von adeligen Patronen materielle Schenkungen für seine Sammlung und auch Geldspenden für die Mission in China sowie für die lokale Armenpflege. Vgl. einführend: Gilles 2009 (Anm. 5).

behalten zu dürfen.⁴⁰ In den Auseinandersetzungen mit der Ordensleitung um die Abgabe eines Konvoluts wertvoller mathematischer Geräte (1696/97) und später um das Abtreten größerer Sammlungsbestände einer Kunst- und Wunderkammer (1708) finden sich bei den von Duhr transkribierten und übersetzten Minuten der Generaloberen Hinweise, wie (private) Sammeltätigkeit von Ordensangehörigen um 1700 unter den Generaloberen Thyrsus Gonzaléz (1624–1705) und Michelangelo Tambourini (1648–1730) verstanden wurde. Die Führungsebene des Ordens sah in dem Umfang und dem materiellen Wert der Sammlung Orbans einen klaren Verstoß gegen das Gehorsams- und Armutsgelübde.⁴¹ So stellte der Generalobere Gonzaléz in seiner Minute vom 7. April 1696 an den Visitor der oberdeutschen Ordensprovinz, Albert Mechtl, fest, dass Orban keine Erlaubnis von Seiten der Führungsebene für eine so umfangreiche Sammlung habe.⁴² Zugleich sah er in der Sammeltätigkeit auch einen Verstoß gegen das Armutsgelübde sowie den Hinweis auf eine indifferente Lebensweise und sprach davon, dass »der Besitz solcher besonders der Eitelkeit dienenden Dinge [sich nicht] verträgt mit der religiösen Armut und Bescheidenheit und erbaut weder die Unsrigen noch die Auswärtigen.«⁴³ In der Folge bat er um die Abgabe der wertvollsten⁴⁴ mathematischen Instrumente an das Jesuitenkolleg in Ingolstadt⁴⁵ und forderte, dass nur ein kleiner seiner Position als Mathematikprofessor angemessener Bestand Orban zur persönlichen Erbauung bei der

40 Jüngst thematisierte und kontextualisierte Miriam Müller diesen Konflikt, vgl. Müller 2019 (Anm. 5), S. 135–139.

41 In den vorherrschenden Fällen wird immer wieder betont, dass keine Sonderregelung für den Besitz einer solch umfangreichen Sammlung vorliegt, siehe Thyrsus Gonzaléz an Albert Mechtl (7. April 1696), transkribiert und übersetzt bei Bernhard Duhr, *Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge*, Bd. 2/4, München/Regensburg 1928, S. 346, abgedruckt in: Stein 2018 (Anm. 4), S. 161. Die originalen lateinischen Minuten konnten bis jetzt nicht ermittelt werden, so dass hier die Übersetzungsleistung Duhrs in die Auswertung miteinfließt. Auch thematisiert bei Müller 2019 (Anm. 5), S. 135–139, hier: die Argumentation aufgreifend von S. 135.

42 Gonzaléz 1696 (Anm. 41), S. 161.

43 Ebd.

44 Ob sich die Abgabe auf monetär besonders kostspielige Objekte bezieht, lässt sich anhand der erhaltenen Übersetzung nicht eindeutig klären. Dies wäre jedoch denkbar, da einige Sätze vorher der monetäre Wert der Sammlung auf mehrere Tausend Gulden geschätzt wurde. Vgl. ebd. Für eine sichere Einschätzung müssten die originalen Bestände gefunden und ausgewertet werden.

45 Obwohl Orban zu diesem Zeitpunkt in Innsbruck tätig war, wurde die Überführung nach Ingolstadt 1696 und 1708 gefordert. Eine noch zu belegende These hierfür ist, dass aufgrund des mathematischen Schwerpunktes des Kollegs und

Versetzung nach Landshut zugestanden werden sollte.⁴⁶ Obwohl die bei einer weiteren Anklage 1708 in Rom ausgesprochenen Vorwürfe gegenüber Orban vergleichbar mit denen von 1696 waren (umfangreiche privat geführte Sammlung),⁴⁷ änderten sich aufgrund von Orbans Position als Beichtvater des Kurfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg die Forderungen des Generaloberen Tambourini. Neben der Bestätigung der Rechtmäßigkeit der Abgabe einzelner Objekte an das Kolleg in Ingolstadt gemäß des Urteils seines Vorgängers forderte der Generalobere, dass Orban seine Sammlung nur dann behalten dürfte, wenn er als Kurator aber, nicht als deren Besitzer zukünftig in Erscheinung träte.⁴⁸ Die in beiden Fällen eingetretenen Bemühungen des Ordens (1696 und 1708) mehrmals umfangreiche Objekt-konvolute der bestehenden Sammlungen an das Jesuitenkolleg in Ingolstadt zu überführen, scheiterten immer an der Fürsprache hochrangiger Adeliger für Orban als Besitzer.⁴⁹ Während das Sammeln einzelner Mitglieder für ein Kolleg somit toleriert wurde, stand die Ordensspitze privater Sammeltätigkeit abhängig von dem sozialen Status des Sammlers innerhalb der Hierarchie des Ordens zumeist kritisch gegenüber. Insbesondere die Besitzverhältnisse der Objekte und deren Aufbewahrungsort konnten hierbei im Zentrum von

seiner Funktion als Zentrum der Oberdeutschen Provinz, Objektkonvolute oder Sammlungsbestände dort zusammenfinden.

- 46 González 1696 (Anm. 42), S. 161. Die Drohung wurde scheinbar nicht umgesetzt, wie eine erneute Beschwerde vom 6. Juli 1697 belegt, siehe Thyrsus González an Albert Mechtl (6. Juli 1697), transkribiert und übersetzt bei Duhr 1928 (Anm. 41), S. 346.
- 47 Aus dem Schreiben des Generaloberen an Ferdinand Orban wird ersichtlich, dass Orban für den Besitz der Sammlung mit den Aspekten argumentiert, die bei der Klage 1696 noch gegen ihn ausgesprochen wurden – nämlich der Repräsentation des Ordens nach außen sowie dem Nutzen der Sammlung für die private Erholung, siehe Michaelangelo Tambourini an Ferdinand Orban (8. September 1708), transkribiert und übersetzt abgedruckt bei Duhr 1928 (Anm. 41), S. 349, abgedruckt auch bei Stein 2018 (Anm. 4), S. 162. Bei Müller 2019 (Anm. 5) wird dargelegt, inwiefern der Besitz der Sammlung für Ferdinand Orban den sozialen Status innerhalb des kurfürstlichen Hofes sichern sollte.
- 48 Tambourini 1708 (Anm. 47), S. 162. Sowohl in den *Litterae Annua* von 1732 als auch in den *Annales Ingolstadiensis Academiae* (1782) zum Jahr 1732 wird davon gesprochen, dass die Sammlung nach dem Tod Orbans dem Kolleg überlassen, wörtlich zurückgelassen, wird (»reliquit«). Dies kann so gedeutet werden, dass bis zu seinem Tod Orban weiterhin als deren Besitzer auftrat. Vgl. *Litterae Annua provinciae Germaniae superioris Societas Jesu* 1732, BayHStA Jesuitica 125, p. 4 und Johann Nepomuk Mederer: *Annales Ingolstadiensis Academiae*, Bd. 3, Ingolstadt 1782, S. 187, abgedruckt in: Stein 2018 (Anm. 4), S. 177f.
- 49 Müller 2019 (Anm. 5), S. 135–139, hier: S. 135f.

Diskussionen stehen. Entscheidend ist, dass der Umfang und die Qualität des jesuitischen Sammelns immer sehr personenbezogen und von lokalen Konstellationen geprägt waren. Die Streitigkeiten über die Besitzverhältnisse sollen hierbei als Ausgangspunkt genutzt werden, um die Bedeutung der Sammlung für Orban herauszuarbeiten.

3. Die Sammlung(en) des Jesuitenpaters Ferdinand Orban

Beginnend mit seiner Lehrtätigkeit als Mathematikprofessor in Innsbruck (1680er–1690er Jahre) bis zu seiner Versetzung nach Ingolstadt (1722) lässt sich eine anhaltende Sammeltätigkeit des Jesuitenpaters nachweisen, welche zum Aufbau einer umfangreichen Sammlung führte. Seine Sammeltätigkeit wird hierbei durch den jesuitischen Hintergrund gleichermaßen begünstigt wie limitiert. Das Armutsgelübde und die damit in Verbindung stehenden geringen Geldmittel standen neben dem Gehorsamsgelübde einer privaten Sammeltätigkeit entgegen.⁵⁰ Neben der hochwertigen Ausbildung begünstigten insbesondere die vielfältigen Wirkungsfelder und das interne, umfangreiche und globalagierende Gelehrtennetzwerk der Jesuiten seine Sammeltätigkeit. Über die Teilhabe an den unterschiedlichen (Gelehrten-)Netzwerken war es ihm möglich, Kulturgüter verschiedenster Art zu erhalten und zu tauschen. Die Sammlung Ferdinand Orbans bewegte sich folglich an einem Schnittpunkt klösterlicher und weltlicher Sammelpraxis und ist eng mit den Handlungsfeldern des Paters verflochten.

Historisch gesehen wurde die Orban-Sammlung im Zeitalter der frühen Aufklärung und, aus heutiger Sicht, in einer Zeit des sammlungstypologischen Umbruchs aufgebaut. Denn das Kuriositätenkabinett im adeligen und bürgerlichen Kontext wurde zunehmend von den aufkommenden Formen des Naturalienkabinetts abgelöst.⁵¹ Die Sammlung erfuhr in der Forschung unterschiedliche sammlungstypologische Einordnungen, basierend auf den

⁵⁰ Eine persönliche Sammeltätigkeit war ursprünglich nur reglementiert möglich. Für den Bildungskontext hat dies erstmalig Henrike Stein für das Jesuitenkolleg in Köln aufgearbeitet: Henrike Stein: *Lehre – Sammlung – Objekt. Das mathematisch-physikalische Kabinett der ehemaligen Kölner Jesuiten von seinen Anfängen bis in die französische Zeit*, eingereichte Diss. 2023, S. 3–27. An dieser Stelle möchte ich mich bei Henrike Stein für die Bereitstellung der Materialien und für den sehr fruchtbaren Forschungsaustausch bedanken.

⁵¹ Einführend zum Sammlungswesen im 18. Jahrhundert: Arthur MacGregor: *Curiosity and Enlightenment: Collectors and Collections from the Sixteenth to the Nineteenth Century*, New Haven/Boston 2005; Horst Bredekamp: *Antikensehn-*

Inventaraufzeichnungen von 1774.⁵² An dieser Stelle soll nicht für eine allgemeingültige sammlungstypologische Einordnung der Bestände, sondern stattdessen für eine sammlungstypologische Entwicklung plädiert werden, welche abhängig vom Zeitpunkt der Untersuchung, des Standortes der Sammlung und den Rezipient:innen vorgenommen werden sollte. Denn die Sammlung war zu Lebzeiten Orbans aufgrund seiner wechselnden Handlungsräume von hoher Mobilität geprägt und erfuhr Erweiterungen und Entnahmen im Bestand. Den Ausgangspunkt der Sammeltätigkeit Orbans bildeten nach Sigfried Hofmann mathematische Instrumente, welche Orban im Rahmen seiner Forschung und Lehrtätigkeit als Mathematikprofessor am Jesuitenkolleg in Innsbruck verwendete und ansammelte.⁵³ Dieser entwickelte sich am Ende seiner Zeit am Innsbrucker Kolleg und insbesondere während seiner Zeit am kurfürstlichen Hof nach Miriam Müller typologisch zu einer Raritäten- und Kunstkammer.⁵⁴ Die Grundlage für ihre Argumentation bildet der Reisebericht des Gelehrten Zacharias Conrad von Uffenbach (1683–1734), der 1710 die Sammlung im Düsseldorfer Jesuitenkolleg unter der Aufsicht Orbans besichtigte. Diesem Bericht zufolge gliederte sich die Sammlung in mathematische und physikalische Instrumente (*Scientifica*), Gemälde und Kunstsachen (*Artificialia*) sowie in Naturalien (*Naturalia*).

sucht und Maschinenglauben: die Geschichte der Kunstkammer und die Zukunft der Kunstgeschichte, Berlin 2007.

- 52 Hier zu nennen sind vor allem Krempel 1960 (Anm. 5) und Hofmann 1994 (Anm. 5). In der jüngeren Forschung: Müller 2019 (Anm. 5), S. 129, und Stein/Parisi 2024 (Anm. 2).
- 53 In der ersten Beschwerde gegen Orban 1688 wird eine umfangreiche und wertvolle Sammlung an mathematischen Instrumenten genannt. siehe Stein 2018 (Anm. 4), S. 161. Diese Passage wird von Hofmann in der Folge herangezogen, um hier den Ursprung der Sammlung zu sehen, vgl. Hofmann 1994 (Anm. 5), S. 661f. Einschätzungen über den Umfang dieser frühen Sammeltätigkeit oder die Motive des Sammelns lassen sich aufgrund bisher fehlender Quellenfunde im Jesuitica-Bestand des Tiroler Landesarchivs und dem Universitätsarchiv Innsbruck (noch) nicht eindeutig rekonstruieren. Auch im Archiv des heutigen Jesuitenkollegs Innsbruck finden sich keine Quellen. Die aktuelle Auswertung der Kopialbücher im Tiroler Landesarchiv ist noch nicht abgeschlossen. Mein herzlicher Dank gilt Herrn Martin Aigner (Tiroler Landesarchiv Innsbruck), Peter Goller (Universitätsarchiv Innsbruck) und Pater Markus Pillat SJ (Archivar des Jesuitenkollegs Innsbruck) für ihre Unterstützung bei den Nachforschungen.
- 54 Die Einordnung und Rekonstruktion der historischen Bestände sind in der Forschung nicht unumstritten. Aufgrund von bislang noch nicht gefundenen oder zerstörten Inventaren aus den historischen Sammlungsjahren ist aus aktueller Perspektive nur eine Annäherung und Interpretation der Sammlungszusammensetzung mit Hilfe der Reiseberichte möglich.



Abb. 1: Außenansicht des heutigen Orban-Saals als Teil des ehemaligen Ingolstädter Jesuitenkollegs (um 2018), Katholische Canisiusstiftung Ingolstadt, © Foto: Claudius Stein

Heute als ethnologisch und ethnographisch zu bezeichnende Objekte (Exotica) fanden hierbei am Rande Erwähnung.⁵⁵ Ausgestellt in den Räumlichkeiten des Kollegs und im privaten Zimmer des Paters, kann der Umfang der Sammlung zum damaligen Zeitpunkt aus heutiger Perspektive nicht mehr eindeutig rekonstruiert werden.⁵⁶ Erst mit der Überführung der Sammlungs-

⁵⁵ Vgl. Uffenbach 1754 (Anm. 6), S. 165. Diese Schlussfolgerung führt auch Müller 2019 (Anm. 5), S. 129 an. Dies deckt sich mit den Aussagen des Freiherrn Ludwig Christian von Vohenstein, welcher in seinem Reisebericht die Sammlung um 1709 ebenfalls als »Kunst- und Raritäten-Cabinet« bezeichnet. Vgl. Reise des Freiherrn Ludwig Christian von Vohenstein durch Norddeutschland und Holland, Manuskript um 1709, in Auszügen abgedruckt in: Stein 2018 (Anm. 4), S. 162 f., hier: 162.

⁵⁶ Hinweise zur Präsentation in Düsseldorf gibt der Reisebericht von Uffenbach 1754 (Anm. 6). 1719 wurden die Bestände mit der Versetzung Orbans an das Jesuitenkolleg in Landshut überführt. Über den Standort, die Verwahrung oder gar Präsentation der Sammlung konnten bis jetzt keine Quellen ermittelt werden, vgl. Stein 2018

konvolute an das Kolleg in Ingolstadt 1722/24 erhielten die Objekte erstmalig einen eigenständigen Funktionsbau (Abb. 1) und wurden als geschlossenes Ensemble präsentiert. Die hier vorgenommene Anordnung und Präsentation orientierte sich vermutlich wieder mehr an dem ursprünglichen jesuitischen humanistisch geprägten Sammelverständnis und griff die Idee des *imago mundi* (Makrokosmos im Mikrokosmos) auf.⁵⁷

Zu Lebzeiten Orbans konnte die (Funktion der) Sammlung als Repräsentationsplattform des eigenen Patronagenetzwerkes und der Niederlassung im Vordergrund gestanden haben.⁵⁸ Die Außenwahrnehmung der Sammlung bestimmten in Umfang und Qualität insbesondere die mathematischen und naturwissenschaftlichen Instrumente. Sie spiegeln damit Orbans Selbstverständnis als Gelehrter und Mathematiker wider.⁵⁹ Während Orban nach den Aussagen des Freiherrn Ludwig Christian von Vohenstein mathematische und mechanische Instrumente zum Teil eigenständig anfertigte,⁶⁰ wurde die Sammlung anderweitig durch Tauschgeschäfte und insbesondere durch Schenkungen von Adeligen in Folge von seelsorgerischen Tätigkeiten Orbans als Beichtvater, Hofprediger oder als persönlicher geistiger Berater konstant erweitert und verändert.

In der Frühen Neuzeit war der Jesuitenorden zur Finanzierung seiner Niederlassungen und Aktivitäten in den Bereichen Mission, Bildung und Armenfürsorge auf materielle und finanzielle Zuwendungen angewiesen. Diese Unterstützung konnte als Stiftungen, Erbschaften oder Schenkungen von Adeligen und Bürger:innen an die einzelnen Kollegien oder an einzelne Pater des Ordens erfolgen.⁶¹ Markus Friedrich verweist auf die Bedeutung des Patronats für den zweiten Stand. Für diesen entwickelte sich in Italien ab dem 16. Jahrhundert die Aufsicht über die Fürsorge für eine religiöse

(Anm. 4), S. 53. Erst für die Aufbewahrung und Präsentation in Ingolstadt versuchte sich Krempel 1960 (Anm. 5) an einer Rekonstruktion mit Hilfe des Inventars von 1774. Zur damit verbundenen Problematik siehe: Müller 2019 (Anm. 5), S. 128–130.

57 Ulla Krempel leitet die Präsentation der Sammlung aus der Anordnung der Konvolute innerhalb des Inventars von 1774 ab. Vgl. Krempel 1968 (Anm. 5). Hierfür würde auch das angedachte Deckenprogramm des Orban-Saals sprechen, siehe beispielsweise Abb. 5.

58 Als Indiz kann die Führung durch die Sammlung von Orban mit Johann Georg Keyssler gewertet werden, vgl. Keyssler 1741 (Anm. 6).

59 Gilles 2009 (Anm. 5), S. 297–301.

60 Vohenstein 1709 (Anm. 55), S. 162f., hier: S. 162.

61 Friedrich 2016 (Anm. 23), S. 263. Sigfried Hofmann: Die wirtschaftliche Situation des Ingolstädter Kollegs, in: Ausst.kat.: Die Jesuiten in Ingolstadt (Anm. 3), S. 261–283. Einführend für den Missionskontext: Luke Cloosey: Salvation and Globalization in the Early Jesuit Mission, Cambridge 2008, S. 162–192.

Einrichtung zu einem wichtigen Aspekt des sozialen adeligen Selbstverständnisses. Denn das öffentliche soziale Engagement bot den Adligen eine Plattform der Repräsentation als Wohltäter und Förderer und bestätigte ihre Frömmigkeit.⁶² Zu einem visuellem Ausdrucksort dieser sozialen Praktiken frühneuzeitlicher Patronage bildeten sich Sammlungen mit den in ihnen präsentierten Objekten heraus.⁶³

Schenkungspraktiken⁶⁴ werden von Lars Kjær als ein vielseitiges und anpassungsfähiges Instrument angesehen, dessen Bedeutung sich im Laufe sozialer und politischer Veränderungen weiterentwickelt hat.⁶⁵ Diese Flexibilität ermöglicht es nach Martina Winkler sowohl dem Schenkenden als auch dem Beschenkten, in Bezug auf den Wert, die Materialeigenschaften, die symbolische Bedeutung, den Transfer, die Akzeptanz und die Interpretation des Geschenks verschiedene Optionen zu nutzen. Dadurch wird der Austausch von Gaben zu einem wirksamen politischen Instrument, das ein gewisses Konfliktpotenzial birgt.⁶⁶ Gaben werden somit auch immer zu einem Ausdrucksmittel unterschiedlicher Machtverhältnisse und sozialer Gefüge.⁶⁷ Somit sind es nicht allein die Materialität und der monetäre Wert, welche den Wert der Gabe bestimmen, sondern häufig vielmehr, dass sie umgebende vom Schenkenden und Beschenkten bestimmten Narrativ.⁶⁸ Die Bewertung und Deutung ist somit immer kontextbezogen.⁶⁹

62 Friedrich 2016 (Anm. 23), S. 252f.

63 Findlen 1996 (Anm. 32), S. 346. Weiterführend auch: Eva Dolezel u.a. (Hg.): Ordnen – Vernetzen – Vermitteln. Kunst- und Naturalienkammern der Frühen Neuzeit als Lehr- und Lernorte, Halle 2018.

64 Der bis in die Gegenwart prägende Aufsatz von Marcel Mauss »Essai sur le don« (1923) bildet die Grundlage und den Ausgangspunkt der Theorie des Gabentauschs als soziale Praktik, vgl. Marcel Mauss: Essai sur le don forme et raison de l'échange dans les sociétés archaïques, in: L'Année sociologique 1 (1923), S. 30–186. In den letzten Jahren wurde die Bedeutung des Gabentauschs neu kontextualisiert. Vgl. Dirk Quadflieg: Tauschen und Geben, in: Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen. Konzepte, Disziplinen, hg. von Stefanie Samida, Manfred K.H. Eggert und Hans Peter Hahn, Stuttgart/Weimar 2015, S. 117–124; Giorgio Riello u.a. (Hg.): Global gifts: the material culture of diplomacy in early modern Eurasia, Cambridge 2018; Lars Kjær und Gustav Strenge (Hg.): Gift-Giving and Materiality in Europe, 1300–1600: Gifts as Objects, London 2022.

65 Kjær und Strenge 2022 (Anm. 64), S. 1–23, hier: S. 1.

66 Martina Winkler: Die Macht der Gabe – ein Kommentar, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 63/1 (2015), S. 99–108, hier: S. 101.

67 Winkler 2015 (Anm. 66), S. 103.

68 Ebd.

69 Aufgrund der schwierigen Quellenlage und der mangelnden Möglichkeiten einer

Hieraus leitet Georg Schrott für frühneuzeitliche klösterliche Sammlungen im deutschsprachigen Raum ab, dass diese sich in Genese und Funktion von profanen Sammlungen unterscheiden.⁷⁰ Das Sammeln trat – abgesehen von Bibliotheken⁷¹ – anfänglich im Jesuitenorden eher als Randphänomen und Nebenprodukt auf. Durch das Ansammeln von wissenschaftlichen Instrumenten durch einzelne Professoren, welche bei deren Versetzungen oder Tod dem Jesuitenorden als Besitz verblieben, entwickelten sich ab dem späten 16. und frühen 17. Jahrhundert erste einzelne wissenschaftliche Sammlungen an Niederlassungsstandorten, welche zugleich bedeutende Forschungszentren waren.⁷² Hieraus konnte Henrike Stein für die nieder- und oberdeutsche Provinz des Jesuitenordens nachweisen, dass sich zeitgleich mit der Eröffnung des Museums Kircherianum am Collegio Romano Mitte des 17. Jahrhunderts vergleichbare Bestrebungen eines institutionalisierten Sammelns auch im heute deutschsprachigen Raum zeigen.⁷³ Damit häufig einhergehend rückte die repräsentative Funktion statt der Gebrauchsfunktion in den Vordergrund. Wie prägend das Museum Kircherianum war, zeigt das Fallbeispiel der Sammlung des Jesuitenpaters Ferdinand Orban.

lückenlosen Kontextualisierung ergibt sich in der Frühen Neuzeit eine erschwerte Informationslage zur Interpretation und Zuordnung solcher mit Gaben verfolgten Ziele. Vgl. Winkler 2015 (Anm. 66), S. 101. In der Folge bietet die hier ausgeführte Argumentation eine Deutungsmöglichkeit bestehender Quellenmaterialien, welche durch hinzukommendes neues Quellenmaterial revidiert werden kann.

70 Georg Schrott: Klösterliche Sammelpraxis in der Frühen Neuzeit Typologie, Geschichte, Funktionen und Deutungen, in: Klösterliche Sammelpraxis in der Frühen Neuzeit, hg. von Georg Schrott und Manfred Knedlik, Nordhausen 2010, S. 7–71, hier: S. 8.

71 Bibliotheken bilden eine Sonderform der Sammlung, welcher als einziger Sammlungstypus von den Jesuiten eindeutig geregelt wurde. Jüngst geht hierauf Simon Grigo ein. Vgl. Simon Grigo: Das Buch als pädagogisches Mittel. Die Schulbibliothek des Kölner Jesuitenkollegs 1621–1672 (Universität Köln, laufendes Dissertationsprojekt).

72 Stein 2023 (Anm. 50); Friedrich 2016 (Anm. 23), S. 284–293, hier: S. 285.

73 Stein 2023 (Anm. 50).

4. Die Bedeutung der Sammlung für Ferdinand Orban

So bezeichnet Zacharias Conrad von Uffenbach (1683–1734) in seinem Reisebericht Orban »als rechte[n] Kircher« und verweist darauf, dass »ihm dieser Vergleich arg gefalle[n] [habe]«.74 Die Sammlung und Sammeltätigkeit nahmen für Orban zeitlebens unterschiedliche Funktionen ein und daran angelehnt traten verschiedene Bedeutungszuschreibungen unterschiedlich präsent auf. Die wahrgenommene Funktion einzelner Objekte oder ganzer Konvolute hing hierbei von dem Selbstverständnis oder den Zielen Orbans sowie seiner Position ab, seinen jeweiligen damit in Verbindung stehenden Handlungsfeldern und der Rezeption durch Dritte. So war Orban zeitlebens als gelehrter Mathematiker dem Jesuitenorden verpflichtet und wurde zugleich von Zeitgenossen dem Hof seines Wirkens als Beichtvater zugehörig wahrgenommen.75 Folglich resultierte der Wert der Sammlung für Orban nicht zuletzt aus der Zusammensetzung und Provenienz einzelner Objekte.76 Hierbei konnten mehrere Funktionen und Bedeutungszuschreibungen parallel existieren. Denn ihre Wahrnehmung und das Deuten der Objekte als Zeichen oder Symbole hing dabei immer von den Kontexten und von dem vermittelten Wissen an die jeweiligen Rezipient:innen ab. So wird am Beispiel des Besuchs Zacharias Conrad von Uffenbachs in der Sammlung 1705 deutlich, dass dessen Interesse insbesondere im Bereich der wissenschaftlichen Instrumente und der Buchbestände gelagert war, während er kaum auf die ethnographischen Objekte einging. So betonte er die seiner Einschätzung nach hohe Qualität der mathematischen Instrumente und griff hier einzelne Objekte heraus, während er in anderen Bereichen lediglich das Konvolut nannte und nicht näher beschrieb. Interessant ist, dass er insbesondere Objekte konkreter betitelte, welche als Schenkung hochrangiger europäischer Adelige ihren Weg in die Sammlung fanden wie ein aus Elfenbein geschnittener Gekreuzigter aus der Schatzkammer des Kaisers Joseph I. (Abb. 2).77

Ordensgemeinschaften bildeten in der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft eine der wenigen Möglichkeiten, einen sozialen Aufstieg zu erreichen.78 Paula Findlen konnte für den italienischsprachigen Kontext nachweisen, dass für den sozialen Aufstieg in die Elite eigene Patrone unablässig

74 Uffenbach 1754 (Anm. 6), S. 165.

75 Gilles 2009 (Anm. 5), S. 289–304.

76 Müller 2019 (Anm. 5).

77 Uffenbach 1754 (Anm. 6).

78 Kempkens zeigt dies eindrücklich auf und verweist auf Orbans mögliches Motiv, seine Handlungsfelder für einen sozialen Aufstieg zu nutzen. Vgl. Kempkens 2023 (Anm. 5), S. 51f.



Abb. 2: Gekreuzigter aus Elfenbein, Herzogliches Georgianum (Leihgabe der LMU), © Foto: Konrad Rainer/Universitätsarchiv München

waren.⁷⁹ Ausgehend von der Bedeutung des Museums für die frühneuzeitliche Patronage zeigte sie im Italien des 16. Jahrhunderts, dass durch Sammlungen der eigene soziale Status am Hof in der Folge verbessert werden und somit ein sozialer Aufstieg ermöglicht werden konnte.⁸⁰ Orban nutzte seine Sammlung, um anfänglich einen höheren sozialen Status zu erreichen und später diesen zu halten.⁸¹ Er griff hierbei zeitlebens auf bekannte Strategien des Ordens zurück und nutzte die soziale Praktik des Gabentauschs, um seine Sammlung aufgrund anfänglich limitierter finanzieller Mittel konstant um (im-)materiell wertvolle Objekte zu Repräsentations- und Forschungszwecken zu ergänzen.

79 Findlen 1996 (Anm. 32), S. 346–351, hier: S. 346.

80 Ebd. S. 347.

81 Vgl. Müller 2019 (Anm. 5), S. 139. In Anfängen bei: Gilles 2009 (Anm. 5).

So ist bekannt, dass Orban eine Reihe von Sonnenuhren in verschiedenen Ausführungen besaß. Diese verwendete er nicht nur als wissenschaftliche Instrumente für seine eigene Forschung, sondern führte sie auch bei Führungen vor. So präsentierte er eine Sonnenuhr neben anderen mathematischen und physikalischen Experimenten beispielsweise 1705 dem Kurfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg und seinen diplomatischen Gästen Herzog Christian August von Sachsen-Zeitz⁸² und Giulio Piazza⁸³ im Rahmen eines Besuchs seiner Sammlung.⁸⁴ Im Briefwechsel mit Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) betont er hierbei nicht nur die Namen der Gäste und verweist damit auf die geführten diplomatischen Gespräche, sondern präsentiert den Kurfürsten auch als Förderer der Wissenschaften.⁸⁵ Im Anschluss übersandte er die Sonnenuhr als Geschenk an Sophie von der Pfalz (1630–1714).⁸⁶ Die Tatsache, dass er die Schenkung gegenüber Leibniz mehrfach betonte,⁸⁷ und auch dieser wiederum die Schenkung gegenüber Caroline von Brandenburg-Ansbach (1683–1737) nannte,⁸⁸ gibt Hinweise auf Orbans Motive. So wäre es möglich, dass er durch die Schenkung auf die politischen Beziehungsgeflechte der Höfe aufmerksam machen wollte oder auf eine Patronage durch die Prinzessin Sophie von der Pfalz hoffte.

82 Herzog Christian August von Sachsen-Zeitz (1666–1725) war zum Zeitpunkt des Besuchs Bischof von Raab.

83 Giulio Piazza (1663–1726) war zum Zeitpunkt des Besuchs Nuntius in Köln.

84 Ferdinand Orban an Gottfried Wilhelm Leibniz, Düsseldorf (13. Februar 1705), editiert und transkribiert abgedruckt in: Gottfried Wilhelm Leibniz, Allgemeiner und politischer Briefwechsel, hg. von der Leibniz-Forschungsstelle Hannover, Band 24/Nr. 225, Berlin 2015, S. 399f., hier: S. 399. Derselbe Besuch wird von Orban einen Brief später erneut aufgegriffen: Ferdinand Orban an Gottfried Wilhelm Leibniz, Düsseldorf (26. Februar 1705), editiert und transkribiert abgedruckt in: Gottfried Wilhelm Leibniz 2015 (Anm. 84), Band 24/Nr. 234, S. 414f.

85 So bezeichnet er diesen in seinem Brief als einen »Apoll der Wissenschaften«. Vgl. Orban an Leibniz (Anm. 84), S. 399.

86 Ferdinand Orban an Gottfried Wilhelm Leibniz, Düsseldorf (15. April 1705), editiert und transkribiert abgedruckt in: Gottfried Wilhelm Leibniz 2015 (Anm. 84) Band 24/Nr. 306, S. 548f., hier: S. 549.

87 Nach bisherigen Auswertungen sind von 1704 bis 1716 beständige und häufig mehrseitige Korrespondenzen zwischen Ferdinand Orban und Gottfried Wilhelm Leibniz erhalten. Die Schenkung wird von Orban in seinem Brief vom 26. Februar 1705 (Anm. 84) und in seinem Brief vom 15. April 1705 genannt, editiert und transkribiert abgedruckt in: Gottfried Wilhelm Leibniz 2015 (Anm. 84), Band 24/Nr. 383, S. 682–684 erwähnt.

88 Gottfried Wilhelm Leibniz an Wilhelmine Caroline von Brandenburg-Ansbach, Hannover (9. Juni 1705), editiert und transkribiert abgedruckt in: Gottfried Wilhelm Leibniz 2015 (Anm. 84), Band 24/Nr. 383, S. 682–684, hier: S. 683.

Das obige Beispiel der Sonnenuhr zeigt, wie beide Seiten von dieser Verbindung profitierten. Auf der einen Seite konnte der Kurfürst sich bei diesen Besuchen als Wohltäter und Förderer der Wissenschaften präsentieren. Auch die mehrmalige Nennung des Kurfürsten in Frontispizen von Orbans gedruckten Predigten belegt die Selbstinszenierung Johann Wilhelms als frommer Kurfürst in unterschiedlichen Medien.⁸⁹ Auf der anderen Seite implizierte der Museumsbesuch für Orban einen Prestigegewinn und die Möglichkeit, neue Patrone zu akquirieren.⁹⁰ Darauf könnte zumindest das anschließende Verschenken der Sonnenuhr und ihr mehrmaliges Nennen gegenüber Leibniz hindeuten. Während die Patronage im Falle des Kurfürsten nach bisherigem Stand vor allem durch die räumliche Nähe zum Herrschenden sichtbar wurde, scheint Orban in einigen Fällen Schenkungsurkunden, welche den Besitz legitimierten, besessen zu haben, wie das Fallbeispiel eines Rosenkranzes des Kurfürsten Max Emanuel zeigt. Eine 1719/22 angefertigte Abschrift der Schenkungsurkunde mit Angaben zu dem Preis (2.250 Gulden) des Rosenkranzes und den Hinweisen zu dem Schenkenden (Max Emanuel) und dem Beschenkten (Orban) ist erhalten. Ihre Angaben sind auch in das Inventar von 1774 eingeflossen.⁹¹

Die angegebenen Provenienzen im Inventar von 1774 und Nennungen von Korrespondenzpartnern im Briefwechsel mit Leibniz bieten Ausgangspunkte für die Analyse solcher Patronage- und Gelehrtennetzwerke, von welchen Orban zeitlebens Teil war. Dies ist zugleich ein Beispiel für die enge Verflechtung zwischen Frömmigkeit und Patronage in der Frühen Neuzeit.⁹² Hierbei wirkte Orban überwiegend in Kreisen des Wittelsbacher

89 Exemplarisch kann hier die Widmung der Leichenpredigt für Leopold I. 1705 genannt werden. Vgl. Ferdinand Orban: *Apotheosis Leopoldi Primi Caesaris Deß Vollkommnesten Originals, Aller-Stand Tugenden: Warvon die Wahrhafte Copey Bey der Dreytägigen Hochfeyrl. Leich-Begängnus, So ... Ioan. Wilhelmus, Pfaltz-Graf bey Rhein ... In grösten Eifer, beflißnister Magnificenz, und reinister Condolenz celebriert, Augsburg 1705*. Ausführlich hierzu: Kempkens 2023 (Anm. 5).

90 Müller 2019 (Anm. 5), S. 133. Müller bezieht sich dabei auf Findlen 1996 (Anm. 32), S. 346–348. Beide beziehen sich dabei auf die reziproke Schenkungspraxis nach Marcel Mauss.

91 *Inventarium 1774* (Anm. 12), Abschnitt 2, Nr. 2, fol. 5r. Claudius Stein: 2. Tag der Provenienzforschung 2020, Führung durch das Herzogliche Georgianum, zusammengefasst nachlesbar unter: <https://www.universitaetsarchiv.uni-muenchen.de/ausstellungen/provenienzforschung/index.html> [zuletzt eingesehen am 30. Juni 2023]. Der Rosenkranz ist seit 1859 nicht mehr erhalten. Die Edelsteine des Rosenkranzes wurden in eine Monstranz eingearbeitet, vgl. ebd.

92 Friedrich ordnet Frömmigkeit und Patronage differenziert im Kontext des Armutsideals ein. Vgl. Friedrich 2016 (Anm. 23), S. 258–271.

und Habsburger Hofes. Seine Patrone reichten vom niederen Adel bis hin zu namhaften Größen des europäischen Hochadels, wobei Letzteres eher punktuelle Förderungen darstellten.⁹³ Der Aufbau eines so umfangreichen adeligen Patronagenetzwerkes war nicht zuletzt aufgrund von Orbans Wirken im Jesuitenorden möglich. So zeigt Kempkens auf, dass Ordensgemeinschaften für die kaiserliche Kirchenpolitik zur Verbesserung der Habsburger Position innerhalb des europäischen politischen Wirkens Ende des 17. Jahrhunderts entscheidend waren.⁹⁴ Es kann überlegt werden, ob die in Innsbruck wirkende lothringische Dynastie nicht zuletzt durch die Förderung einzelner Jesuiten beziehungsweise des Jesuitenordens versuchte, die eigene Position zu stärken.⁹⁵ Bereits vor seiner Tätigkeit als Beichtvater am kurpfälzischen Hof übte Orban verschiedene Tätigkeiten für Adelige aus dem höfischen Habsburger Umkreis aus.⁹⁶ So war Orban zwischen 1689 und 1692 als Prediger am Hof von Herzog Karl V. Leopold Titularherzog von Lothringen tätig.⁹⁷ Im Inventar von 1774 deutet ein mehrere Posten umfassendes Objektkonvolut, welches als die »Ausländischen Sachen aus der Turkey«⁹⁸ betitelt wird, eine erfolgte Schenkung des Herzogs an Orban an und kann – sollten die Angaben stimmen – als erste große Schenkungserweiterung der Sammlung des Jesuitenpaters verstanden werden. Das Konvolut umfasste eine Schenkung von Kriegsbeutestücken aus dem Kontext der zweiten Wiener Türkenbelagerung von 1683 (die spätere sogenannten »Türkenbeute«).⁹⁹ Hierzu zählten eine Reihe von ethnographischen Objekten und Waffen, wobei das bekannteste

93 Eindrücke über die Bandbreite an Schenkungen vermitteln die Provenienzzangaben des Inventars im ersten Teil, die Hofmann thematisiert. Vgl. Hofmann 1994 (Anm. 5), S. 665.

94 Kempkens 2023 (Anm. 5), S. 61 f.

95 Ebd., S. 61.

96 D. Bertoloni Meli: Caroline, Leibniz, and Clarke, in: *Journal of the History of Ideas*, 60/3 (1999), S. 469–486, hier: S. 472.

97 Ausführlich bei: Kempkens 2023 (Anm. 5), S. 61 f.

98 Karl V. Leopold von Lothringen war der Befehlshaber über die kaiserliche Armee bei der Besetzung Wiens 1683. Die im Inventar des Orban-Saals als »Ausländische Sachen aus der Turkey« betitelten Objekte dürften Teile der Kriegsbeute aus der damaligen Auseinandersetzung sein. Es handelte sich vor allem um persönliche Besitztümer des osmanischen Großwesirs Kara Mustafa. Vgl. *Inventarium 1774* (Anm. 12), fol. 10r–13v. Auch bei Müller wird diese Patronage ausführlicher thematisiert. Vgl. Müller 2019 (Anm. 5), S. 132–134. Gegenwärtig setzt sich Raphael Beuing, Bayerisches Nationalmuseum, mit der sogenannten »Türkenbeute« erneut auseinander.

99 *Inventarium 1774* (Anm. 12), fol. 10r–13v.

Stück ein »Zelt eines Großvesirs«¹⁰⁰ war, welches in späteren Reiseberichten immer wieder Erwähnung fand.¹⁰¹ Die bereits oben erwähnte humanistische Ausbildung der Mitglieder des Jesuitenordens diente zugleich neben der Forschungstätigkeit häufig als Anknüpfungspunkt mit den Adeligen.¹⁰² Dies könnte auch bei Orban der Fall gewesen sein. Denn bedingt durch Orbans Tätigkeit als Mathematikprofessor und seine Interessen stellten von Beginn an mathematische Instrumente zur Forschung einen bedeutenden Schwerpunkt seiner Sammlung dar. Eine Untersuchung, inwiefern lokale Adelige, wie der Herzog Karl V., über diese Objekte mit Orban in Kontakt kamen, ist noch, aufgrund nicht gefundener Zeugnisse, ausstehend. Die in den folgenden Jahren erhaltenen Schenkungen an Kriegsbeutestücken des Herzogs prägten jedoch aufgrund ihres Umfangs die Außenwahrnehmung und Ausrichtung der Sammlung Orbans. Die angedachte Sammlungskosmologie und Ordensphilosophie wird damit durchbrochen und Sammlungspraktiken werden durch Adelige mitgestaltet.

Zugleich erhielten die Objekte mit dem Eingang in die Sammlung auch eine neue Bedeutungszuschreibung.¹⁰³ Die ursprünglichen Gebrauchsgegenstände änderten ihre Funktion und entwickelten sich stattdessen zu Zeichen mit Symbolcharakter.¹⁰⁴ So zeigen die erhaltenen Reiseberichte von Zacharias Conrad von Uffenbach (Besuch 1705) und von Johann Georg Keyssler (Besuch 1731), dass die Verbindungen zu den jeweiligen Höfen von Orban bei Führungen nicht nur genannt, sondern bei den Gästen auch namhaft in Erinnerung blieben und als erzählenswert in deren Reiseberichte aufgenommen wurden.¹⁰⁵ Inwiefern der materiell-monetäre Wert und die persönliche Nähe der Objekte als Indizien für Orbans Rang am jeweiligen Hof fungieren, wäre für eine weitere Untersuchung lohnend. Deutlich wird aber, dass für Orban als Klient die Provenienz des Schenkenden in den Vordergrund rückte und

100 Inventarium 1774 (Anm. 12), fol. 10r–13v.

101 Vgl. Georg Andreas Will: *Bemerkungen über einige Gegenden des katholischen Deutschlands auf einer kleinen gelehrten Reise gemacht. Nebst sechs noch ungedruckten Leibnitzischen Briefen*, Nürnberg 1778, S. 29–32, und S. 36f., abgedruckt in: Stein 2018 (Anm. 4), S. 173–175, hier: S. 174.

102 Findlen 1996 (Anm. 32), S. 346, und Friedrich 2016 (Anm. 23), S. 251–258.

103 Miriam Müller zeigt dies für die Patronage zwischen Karl V. von Lothringen und Orban auf. Vgl. Müller 2019 (Anm. 5), S. 133.

104 Krzysztof Pomian: *Museum und kulturelles Erbe*, in: *Das historische Museum. Labor – Schaubühne – Identitätsfabrik*, hg. von Gottfried Korff und Martin Roth, Frankfurt am Main u.a. 1990, S. 41–64, hier v.a. S. 43–45.

105 Keyssler 1741 (Anm. 6) und Uffenbach 1756 (Anm. 6).

als Erinnerungsobjekt für die Verbindung zum Patron fungierte.¹⁰⁶ In Abhängigkeit von ihrer sozialen Verortung wurde von späteren Rezipient:innen die Verbindung des Objekts zu dem Adligen oder das Objekt selbst in den Vordergrund gestellt.¹⁰⁷ Es kann somit die Vermutung geäußert werden, dass bereits seit den Anfangsjahren der Sammeltätigkeit die Objekte als wichtiges Repräsentationsmittel fungierten.

Ein Rechtfertigungsschreiben Orbans an den Generaloberen Gonzaléz über den Rektor des Jesuitenkollegs Innsbruck, dieser verwehre ihm den Zugang zum Hof – trotz Anfrage –, deutete bereits auf den wachsenden Einfluss Orbans hin, der im Gegensatz zu den Gehorsamsvorstellungen und der ihm zugewiesenen Stellung innerhalb des Ordens stand und zu Konflikten führte.¹⁰⁸ In der Folge wurde von Ordensseite versucht, die Sammeltätigkeit Orbans zu unterbinden. Tatsächlich wurde Orban von 1680 bis 1702 vordergründig in jesuitischen Tätigkeitsfeldern eingesetzt und übte nur temporär Aufgaben aus, welche eine konkrete Involvierung in höfisch-profane Wirkungsräume teilweise bedingten. Erst mit der Berufung zum Beichtvater in den Dienst des Kurfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg agierte Orban nun primär als jesuitischer Gelehrter in einem profan-höfischen Kontext.

Während seiner Zeit als Beichtvater (1703–1716) profitierte Orban von dem kurfürstlichen Netzwerk und erhielt in diesem Zeitraum eine Vielzahl an monetär und (im-)materiell wertvollen Schenkungen adeliger Patrone. Auf der einen Seite inszenierte sich Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg zeitlebens als Förderer der Künste und Wissenschaften und nutzte die Patronage als Repräsentationsplattform, um innerhalb des europäischen Adels seine Position zu stärken und angestrebte politische Positionen zu erhalten beziehungsweise zu stabilisieren.¹⁰⁹ Die Berufung Orbans kann somit auch

106 Müller 2019 (Anm. 5), S. 133.

107 Zum Beispiel Will 1778 (Anm. 101), S. 174.

108 Kempkens 2023 (Anm. 5), S. 61. Auf die Konflikte geht Müller ein. Vgl. Müller 2019 (Anm. 5), S. 137–139.

109 Müller 2019 (Anm. 5), S. 134. Christian Quaeitzsch sieht in der Zeit des barocken Absolutismus das Streben nach territorialen Erweiterungen und Rangerhöhungen als Charakteristikum fürstlichen Handelns. Vgl. Christian Quaeitzsch: *Augenlust und Herrschaft. Bildliche Repräsentationsstrategien am Hofe Johann Wilhelms von der Pfalz*, in: *Ausst.kat.: Johann Wilhelms Bilder. Sammler und Mäzen* (Bd. I), München 2009, S. 157–187, hier S. 159. Zur historischen Verortung der Ambitionen des Kurfürsten: Benedikt Mauer (Hg.): *Barocke Herrschaft am Rhein um 1700. Kurfürst Johann Wilhelm II. und seine Zeit, Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Düsseldorf*, Düsseldorf 2009. Eine Verortung des Einsatzes von Patronage der Kunst und Wissenschaft zur Erreichung dieser Ziele bieten



Abb. 3: Miniatur in kreuzförmigem Rahmen des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Bayerisches Nationalmuseum, © Foto: Walter Haberland/Bayerisches Nationalmuseum München

als taktischer Zug des Kurfürsten, der sich durch die von Orban mitgeführte naturwissenschaftliche Sammlung als Mäzen der Wissenschaften hervortun wollte, gedeutet werden.¹¹⁰ Denn Johann Willhelm baute einen bestimmten Klientelkreis auf, der seinem Rang entsprach und dessen Mitglieder er großzügig mit persönlichen Geschenken entlohnte.¹¹¹ So finden sich im Inventar von 1774 eine Reihe von Objekten, welche einen Bezug zum Kurfürsten

die Beiträge von Susan Tipton, Bettina Baumgärtel und Reinhold Baumstark in demselben Sammelband.

110 Kempkens 2023 (Anm. 5), S. 68.

111 Hierzu Müller 2019 (Anm. 5), S. 134f. Müller wendet die von Findlen aufgezeigten Strukturen auf Orban an, siehe Findlen 1996 (Anm. 32), S. 348f. Zur Patronage und Schenkungspraxis am Hof des Kurfürsten siehe einführend: Reinhold Baumstark: Kurfürst Johann Wilhelm von Pfalz oder die Liebe zur Malerei, in: ders. (Hg.): Kurfürst Johann Wilhelms Bilder, Teilbd.: Sammler und Mäzen, München

Johann Wilhelm zulassen, wie einzelne Gemälde, Reliquien wie die des Heiligen Hubertus und eine Emaille-Miniatur des Kurfürsten (Abb. 3).¹¹² Die meisten Objekte können dabei nicht eindeutig aufgrund einer Provenienzanzeige, jedoch durch Kontextualisierungen als Schenkung durch den Kurfürsten identifiziert werden. So gelangten die Emaille-Miniatur und das Reliquiar des Heiligen Hubertus (Abb. 4) vermutlich als Schenkung im Rahmen der kurfürstlichen Neugründung des Hubertusordens und im Kontext der Eröffnung des Hubertusspitals in die Sammlung des Jesuitenpaters.¹¹³ Hierbei erfuhren beide Objekte, vermutlich durch Orban selbst, eine (im-)materielle Aufwertung, indem jeweils eine auffallende sternenkranz-ähnliche Rahmung ergänzt und damit zugleich eine visuelle Zusammengehörigkeit beider Objekte impliziert wurde.¹¹⁴ Die Patronage zeigte sich jedoch nicht nur im Schenken von Objekten, sondern auch in der finanziellen Unterstützung von Druckschriften oder dem Besuch der Orban-Sammlung mit anderen Adelligen.

Somit bot der kurfürstliche Hof für Orban zugleich die Möglichkeit, sein Netzwerk auszubauen und von der Nähe zum Kurfürsten zu profitieren. So übernahm Orban am Hofe des Kurfürsten eine Reihe von Aufgaben, welche erneut Kontaktbereiche mit anderen möglichen Patronen boten, wie das folgende Beispiel zeigt. Orban trat in dieser Zeit als mathematischer Gelehrter, Diplomat, Beichtvater und später auch als Stifter auf.¹¹⁵ Am Beispiel der wissenschaftlichen Instrumente wurde sichtbar, inwiefern Objekte Gebrauchs-, Repräsentations- und Tauschfunktionen übernehmen konnten.

1704 wurde Orban mit seiner ersten größeren geistlichen diplomatischen Aufgabe von Seiten des Kurfürsten betraut. Aufgrund der Überlegungen einer möglichen Vermählung der protestantischen Prinzessin Caroline von Brandenburg-Ansbach mit dem katholischen Habsburger Franz Joseph (späterer Karl VI.) sollte Orban Gespräche über eine mögliche Konversion

2009, S. 73–119, hier vor allem: S. 88–91. Diese Verbindung wird erstmalig bei Gilles 2009 gezogen, siehe Gilles 2009, S. 292–295.

112 Vgl. Inventarium 1774 (Anm. 12).

113 Gilles 2009 (Anm. 5), S. 292f.

114 Mein Dank gilt Dr. Jens Burk, Referent für Miniaturen des Bayerischen Nationalmuseums, welcher im Rahmen eines Gesprächs im Sommer 2020 Hinweise zur Konservierung und Beschaffenheit der Emaille-Miniatur und des Hubertus-Reliquiars mit mir geteilt hat.

115 Einführend zum Gabentausch im diplomatischen Kontext: Barbara Stollberg-Rillinger und Gerd Althoff: Die Sprache der Gaben. Zur Logik und Semantik des Gabentauschs im vormodernen Europa, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 63/1 (2015), S. 1–22.



Abb. 4: Reliquiar des Heiligen Hubertus, 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Bayerisches Nationalmuseum, © Foto: Walter Haberland/Bayerisches Nationalmuseum München

führen. Nach deren Scheitern erteilte Caroline von Brandenburg-Ansbach (1683–1737) ihrem damaligen Berater und Kunstagenten Gottfried Wilhelm Leibniz den Auftrag, für Orban mathematische und geodatische Instrumente als Dank für seine Bemühungen zu erwerben und zu übermitteln.¹¹⁶ Die erhaltenen Korrespondenzen zwischen Leibniz, seinen Agenten und Caroline von Brandenburg-Ansbach dokumentieren dabei im Zeitraum zwischen No-

¹¹⁶ Zum historischen Kontext: Monica Meier: Auf dem Weg zum englischen Thron – Der Dialog zwischen Caroline von Ansbach und Leibniz in den Jahren 1704 und 1705, in: Leibniz, Caroline und die Folgen der englischen Sukzession, hg. von Li Wencho, Stuttgart 2016, S. 13–29. Eine ausführliche Kontextualisierung des Schenkungsprozess nimmt die Autorin in einem bald erscheinenden Artikel mit dem Titel »Talking about objects: The Correspondence between Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) and Ferdinand Orban SJ (1655–1732)« vor.

vember 1704 und Oktober 1706¹¹⁷ das Auswahlverfahren und den Ankaufprozess für ein Schenkungskonvolut an Orban und geben Einblicke in die Ökonomie des Gabentauschs. Als Auswahlkriterien für die Objekte nannte Leibniz hierbei, dass diese besonders wertvoll und nützlich (»plus curieux et le plus utile«), kurios (»de plus utile et de plus curieux«) und preislich angemessen (»Outre que le prix sert à juger si l'ouvrage nous revient«) sein sollten.¹¹⁸ So schrieb Leibniz kurz darauf, dass der Mathematiker – gemeint ist Orban – bereits gut mit den grundlegenden Instrumenten ausgestattet sei (»qui est bien pourvu des choses ordinaires«) und er auf der Suche nach einem Objekt sei, das dem Gefallen angemessen genug sei.¹¹⁹ Der Schenkungswert setzte sich für Leibniz aus dem materiellen und preislichen Wert des Objektes, neben seiner Funktionalität und Innovation, zusammen und wurde in Korrelation zu den Diensten Orbans gesetzt. Die Angemessenheit des Geschenkes stand hierbei beim finanziellen Rahmen der Objektauswahl im Vordergrund. Orban besaß zu diesem Zeitpunkt bereits eine Reihe von kostbaren mathematischen Instrumenten, aus denen das Geschenk hervorstechen – aber der Situation dennoch angemessen sein sollte. In diesem Fall wurde die Schenkung sehr auf Orbans Interessen und Wirkungsfelder als Mathematiker am kurpfälzischen Hof abgestimmt, und es fand somit eine Personalisierung der Schenkung statt, die nur durch eine mündliche Nennung der Provenienz als Geschenk erkennbar war.

Ab seiner Zeit am kurpfälzischen Hof gibt es Quellenhinweise, dass Orban nicht nur Geschenke erhielt, sondern extern und intern Objekte zur Festigung bestehender Verbindungen nutzte oder als Tauschobjekte einsetzte. So lassen sich in der Korrespondenz mit Leibniz eine Reihe von Objekten identifizieren, die nicht im Inventar von 1774 erfasst sind, da sie als Schenkungen die Sammlung verließen. Über Leibniz übermittelte Orban auch für Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttels Bibliothek eine vom Kurfürsten finanzierte Druckversion seiner Leichenpredigt für Leopold I.

117 Als Rahmen wird hier der Auftragsbrief von G.W. Leibniz an Jaques Lelong (November 1704) gewählt und der als letzter eindeutig mit der Anwerbung identifizierbare Brief von G.W. Leibniz an Pierre Varignon (Oktober 1706) gewählt. Vgl. Gottfried Wilhelm Leibniz 2015 (Anm. 84), Band 24, Nr. 62, S. 120, und Gottfried Wilhelm Leibniz: Sämtliche Schriften und Briefe, Reihe III, Mathematischer, naturwissenschaftlicher und technischer Briefwechsel, Göttingen 2020, Band 10, Nr. 10, S. 31. Eine eindeutige Identifizierung der Objekte anhand der Inventare von 1774 ist nicht möglich.

118 Gottfried Wilhelm Leibniz 2015 (Anm. 84), Band 24, Nr. 268, S. 468–472, hier: S. 470.

119 Ebd., S. 471.

in mehrfacher Ausführung.¹²⁰ Ein Treffen von 1705 von Ferdinand Orban und Caspar Castner (1655–1709)¹²¹ gibt weitere interessante Aufschlüsse über die zunehmende Wirkmacht Orbans.¹²² Neben dem Akquirieren von Geldern für die jesuitische Mission in Asien durch Spenden von Witwen und die Finanzierung durch den Kurfürsten Johann Wilhelm¹²³ stellt Orban seinem ehemaligen Schüler mathematische Instrumente als Geschenk für den chinesischen Hof des Kaisers zur Verfügung. Im Austausch erhielt er Kleidungsstücke des Missionars, welche in der Folge an prominenten Stellen in seiner Sammlung präsentiert wurden.¹²⁴

Die kurz geschilderten Beispiele zeigen hierbei, dass die persönliche Bindung der Objekte an den Sammler und ein eindeutiger Besitzanspruch für Orban essenziell waren und damit gegen den Orden immer wieder verteidigt wurden, um mit Hilfe der Sammlung und ihren Objekten eine visuelle Repräsentationsplattform für den Jesuitenorden, aber auch für persönliche Ambitionen zu schaffen. Dies spiegelte sich auch in dem mit Erlaubnis des Kollegs und der Ordensführung wahrscheinlich durch Orban selbst finanzierten Galeriebau für seine Sammlungsbestände wider. Der zwischen 1725 und 1727 errichtete repräsentativ gestaltete Baukörper diente als Ausstellungsort der eigenen Sammlungsbestände (1727–1732) und einer Auswahl an repräsentativen Prunkobjekten des Kollegs (1732–1773). Entscheidend war hierbei

120 Gottfried Wilhelm Leibniz (Anm. 84), Reihe I, Band 25, Nr. 46, S. 77f.

121 Caspar Castner war ein jesuitischer Missionar und Naturwissenschaftler. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war er als Mathematiker am Alten Observatorium in Peking tätig und übte für den Jesuitenorden im Ritenstreit eine vermittelnde diplomatische Tätigkeit aus. Ferdinand Orban bildete Castner am Ingolstädter Jesuitenkolleg mit aus. Auch über das Ausbildungsverhältnis hinaus gibt es verschiedene Hinweise, dass die Pater in Kontakt blieben.

122 Stefanie Gilles konnte im Archiv des Klosters Seligenthal neues Quellenmaterial über ein gemeinsames Treffen zwischen Orban und Caspar Castner heben, welches ein Tauschgeschäft dokumentiert und Orbans Rolle in der jesuitischen Mission in China neu beleuchtet, hierzu: Gilles (Anm. 5), S. 297–301, als Hinführung. Der Tausch und die Verbindung werden bei Gilles (Anm. 5), S. 301–304, thematisiert.

123 Die Position und Bedeutung Orbans für die jesuitische Missionstätigkeit in China wird bei Kempkens historisch eingeordnet, vgl. Kempkens 2023 (Anm. 5) S. 74f. und 80–82.

124 Pater Franz Xaver Feller: *Itinéraire, ou voyages en diverses parties de l'Europe: en Hongrie, en Transylvanie, en Esclavonie, en Boheme, en Pologne, en Italie, en Suisse, en Allemagne, en France, en Hollande, aux Pays-Bas, au Pays de Liège, etc.* Bd. 1, Paris 1823, S. 37f. und S. 87, abgedruckt in: Stein 2018 (Anm. 4), S. 189f., hier: S. 190.

nicht nur die Eigenwahrnehmung der Sammlung als Forschungsgegenstand, sondern vielmehr die wirkungsvolle Präsentation der (geschenkten) Objekte nach außen, um neue kurzfristige oder langfristige Patronagen für jesuitische Ziele, private Forschungsvorhaben oder eigenständige soziale Projekte zu garantieren. So können mit Hilfe von Reiseberichten und intern sowie extern erstellten Inventaren die Wertzuschreibung an die Objekte in Verbindung mit den Provenienzzangaben beschrieben werden.

Die Betonung der Provenienz der Objekte und der damit einhergehenden Präsentation der eigenen Verbindungen verlangte nach einem Publikum. Von Führungen zur Sammlung in Düsseldorf (1703–1719) und Ingolstadt (1722/24–1732) für niedrige Adelige und Bürger:innen / Gelehrte wurde neben den Objektgruppen, aus denen sich die Sammlung zusammensetzt, häufig auch eine eigene Einschätzung und Bewertung der Sammlung abgegeben. So bewertete Freiherr Ludwig Christian von Vohenstein bei seinem Besuch des Jesuitenkollegs Düsseldorf 1709 die dortige Sammlung als »besonders«. ¹²⁵ Er begründete dies mit der Vielfältigkeit der vorhandenen Objektkonvolute, bisher noch nicht gesehener Apparate und »vielen andern raren dingen«. ¹²⁶ Im darauffolgenden Jahr besichtigte der Gelehrte, Buchsammler und Politiker Zacharias Conrad von Uffenbach (1683–1734) die Sammlung. Er verwies in seiner Beschreibung darauf, dass Orban die »curiösesten und meist kostbarsten Sachen« habe. ¹²⁷ Insbesondere der monetäre Wert wurde in seinen Schilderungen immer wieder bekräftigt. So stellte er bei den mathematischen und physikalischen Instrumenten heraus, dass Orban in seiner qualitativ hochwertigen Sammlung viele sehr neue und teure Objekte habe. ¹²⁸ Im Kontext einer ihm gezeigten Vitrine mit Zirkeln und kleinen Instrumenten sprach Uffenbach den Objekten einen monetären Wert von 4.000 Gulden zu. ¹²⁹ Daneben betonte Uffenbach mit Adjektiven wie »groß« den Umfang der Sammlung, maß dieser einen historischen Wert zu (»alte und neue Arten von Scripturen«) und betonte die Einzigartigkeit einzelner Objekte (»es war ganz unvergleichlich gemacht«). ¹³⁰ Der Wert der

¹²⁵ Vohenstein 1709 (Anm. 55), S. 162f., hier: S. 162.

¹²⁶ Ebd.

¹²⁷ Uffenbach 1754 (Anm. 6), S. 165.

¹²⁸ Ebd., S. 166.

¹²⁹ Ebd. Die Preisangaben Orbans sollten kritisch hinterfragt werden. Zugleich gibt es aktuell noch keine vergleichbaren Quellenfunde, durch die solche Schätzungen unterstützt oder widerlegt werden könnten.

¹³⁰ Ebd. S. 166f. Der Bericht über den Besuch von Johann Georg Keyssler (1693–1743) am 24. Februar 1731 verweist lediglich darauf, dass die wertvollsten Objekte von Orban in einem eigenen privaten Raum aufbewahrt wurden. Anderweitig

Sammlung setzte sich für Außenstehende, abhängig von ihrem kulturellen Hintergrund, vor allem aus den Kriterien der Quantität, der aus Perspektive der Betrachtenden wahrgenommenen Qualität¹³¹ sowie der Außergewöhnlichkeit der Objekte zusammen. Sowohl bei Uffenbach als auch bei Keyssler kommt dabei den Provenienzen der Objekte und den damit repräsentierten Verbindungen und Patronageverhältnissen Orbans eine umfangreiche und ausführliche Nennung zu.¹³² Daraus resultierend könnte man von einem den Objekten beigemessenen historischen Wert, wie ihn Ian Hodder attestiert, sprechen.¹³³

Jedoch nicht nur extern, sondern auch innerhalb des Jesuitenordens sind die Sammlungsbestände im Rahmen eines Transportinventars beurteilt worden. Die erhaltene Reinschrift von 1722 anlässlich des Umzugs Orbans von Düsseldorf nach Landshut gibt einen dokumentarischen Überblick über vorhandene Objektgruppen. Bedingt durch den Entstehungskontext finden sich hier nur allgemein gehaltene Beschreibungen der Objekte und Objektgruppen wieder, wodurch – bis auf zwei Ausnahmen – keine klare Identifikation von Objekten möglich ist.¹³⁴ Zugleich bietet das Inventar Eindrücke über die materielle wie immaterielle Bewertung der Objekt(-Konvolute) von Seiten des Jesuitenordens. Mit den Adjektiven »rarus« (selten, vereinzelt) und »pretiosa« (kostbar) wird insbesondere bei den naturwissenschaftlichen Objekten auf ihre Qualität verwiesen. Die Angabe des materiellen Wertes und die Verwendung des Superlativs (»pretiosissimis«) lassen die Vermutung zu, dass die als eine der wenigen Objekte klar identifizierbare ägyptische Mumie für den damaligen Inventarisator eine Besonderheit darstellte und

finden sich keine konkreten adjektivischen Wertzuschreibungen bei Keyssler 1741 (Anm. 6), S. 169–173, hier: S. 170.

131 Die Qualität scheint sich in diesen Texten aus dem monetären Wert des Objekts und der Einzigartigkeit abzuleiten. Vgl. den Sprachduktus bei Uffenbach 1754 (Anm. 6).

132 Uffenbach 1754 (Anm. 6), S. 166f.; Keyssler 1741 (Anm. 6), S. 169–172.

133 Ian Hodder: The contextual analysis of symbolic meanings, in: Susan Pearce (Hg.): *Interpreting Objects and Collections*, London/New York 2003, S. 12.

134 Im Inventar werden allgemeine Bezeichnungen der Objekte wie »Sphaerae armillares, Circuli, instrumenta geometrica« angeführt. Hintergrund könnte sein, dass es sich hier um ein Transportinventar handelt oder dass der Verfasser des Inventars keine näheren Fachkenntnisse hatte. So wird auch der Umfang der Objekte nicht näher bestimmt und nur mit Schätzungen wie »pauci« (weniger), »plures« (mehr) oder »varia/diversa« (verschiedenes) ergänzt. Vgl. *Summaria relatio eorum, quae a.r.P. Ferdinando Orban asservata et anno 1722 in 17. Martis bipatentibus descripta ac inventarium redacta*, ADPSJ, Abt. 251, B 16, Nr. 2323,15 (Reinschrift), abgedruckt in: Stein 2018 (Anm. 4), S. 201f.

eine Sonderstellung innerhalb der Sammlung innehatte.¹³⁵ Während Orban diese Objekte in den Räumlichkeiten des Düsseldorfer Kollegs ausstellte, listet ein separates, als »Verzeichnis« bezeichnetes Inventar die in Orbans Zimmer verwahrten Objekte auf. Neben Büchern und privat verwaltetem Geld waren dies eine Reihe von mit genauer Anzahl aufgeführten Objekten, die für Orban einen besonderen Stellenwert hatten, wie beispielsweise ein ihm von Max Emmanuel geschenkter Rosenkranz oder eine ihm vermachte Emaille-Miniatur des Kurfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg.¹³⁶ Tatsächlich scheinen diese Objekte dennoch auch einen gewissen materiellen Wert (etwa durch enthaltene Edelsteine) gehabt zu haben, denn eine Vielzahl der Objekte musste Orban zur Prüfung nach München abtreten und erhielt diese erst später wieder zugesprochen.¹³⁷

Im Gegensatz zu dem ordensinternen Transportinventar aus dem Jahr 1722 diente das von Seiten der Kommission angefertigte Inventar 1774 einer detaillierten Bewertung des vorhandenen Bestands und der zukünftigen Nutzungsmöglichkeit durch die bayerische Landesuniversität. Basierend auf einer von Seiten des Jesuitenkollegs angefertigten Inventarabschrift von 1764 bietet das *Inventarium über den Orbanischen Saal zu Ingolstadt* (1774) neben Einblicken in die Dokumentation der Sammlungsbestände durch die jesuitische Niederlassung (Provenienz) auch Hinweise zur Bewertung und Einschätzung der getätigten Angaben durch die Kommission in Form von Ergänzungen um eigene relevante Inhalte wie Zustand und Authentizität. Zugleich ist, abgesehen von stilistischen Feinheiten¹³⁸ und den klar identifizierbaren unterschiedlichen Händen, teils nicht ersichtlich, welche Inhalte ergänzt wurden oder ursprünglich vorhanden waren, wie das Beispiel von vier Lampen, die mit Objekten aus dem Museum Kircherianum verglichen werden, zeigt. Hier heißt es im Inventareintrag:

Vier Lampen, welche man in den Grabstetten der Alten gefunden hat. Eines aus diesen ist zu Rom noch brinnend angetroffen worden. P. Kircher zeigt sie zwar in einer anderen Gestalt, aber er hat etwa nicht gewusst, daß sie auch diese Gestalt haben könnten. Es ist also ungewiß.¹³⁹

135 Neben der Mumie wird lediglich bei dem »Instrumentum pneumaticum vulgo recipiens« ein Betrag von 600 Floris angegeben, ebd. S. 201.

136 Vertzaichnus 1722 (Anm. 18), S. 203.

137 Hierzu Stein 2018 (Anm. 4), S. 203, Fußnote 514.

138 In einigen Fällen lassen, die von Hofmann bereits festgestellten sprachlichen Personalpronomen »unser« auf ein Verfassen von Seiten der Jesuiten schlussfolgern. Vgl. Hofmann (Anm. 5), S. 663.

139 Vgl. Inventarium 1774 (Anm. 12), Abschnitt 3, Nr. 25 (Lampen).

So könnten aufgrund der permanenten Bemühungen Ingolstadts, dem erst 1709 wiedereröffneten Museum Kircherianum mit dem Museum Orbanianum nachzueifern, die Angaben zu Vergleichsobjekten notiert worden sein, um den Wert der eigenen Objekte zu steigern. Zugleich könnte dies auch eine Anmerkung der Protokollanten sein, um die Objekte überhaupt in die universitären Sammlungen einordnen zu können. Ihre Zweifel formulieren die Inventarverfasser hierbei mit Aussagen wie »Ob es mit diesen zweyen seine Richtigkeit habe, läßt sich starck zweiflen.«¹⁴⁰ oder ergänzen die vorgenommene Abschrift mit Adjektiven wie »ungewiß«.¹⁴¹ Da das Inventar von mehreren Händen geschrieben wurde, lässt sich in den einzelnen Unterabschnitten eine unterschiedliche Bearbeitung der Bereiche feststellen, wobei auch verschiedene Schwerpunkte in der Beschreibung gelegt wurden.¹⁴² Dabei zeigt sich die Problematik, dass die im Inventar von 1774 aufgelisteten Objekte nicht alle auf die Sammlung Orban zurückgehen, sondern auch spätere Schenkungen aufgelistet werden.¹⁴³ Das Inventar beinhaltet außerdem andere vor Ort gelagerte Sammlungskonvolute der Universität und des Kollegs¹⁴⁴ und führt sicher Orban zuordenbare Objekte nicht auf.¹⁴⁵

140 Diese Zweifel an der Provenienz wurden beispielsweise im Fall einer Pflugschar, eines Geschenks des Kurfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg an Orban, angeführt. Vgl. Inventarium 1774 (Anm. 12), Abschnitt 2, Nr. 6.

141 Der Abschnitt zur Gemäldesammlung ist einer der wenigen Abschnitte des gesamten Inventars, in dem überwiegend mit der Authentifizierungsüberprüfung der Provenienz nach dem Schema gewiss/ungewiss gearbeitet wurde. Vgl. Inventarium 1774 (Anm. 12), Abschnitt [Gemälde], fol. 208r.–208v.

142 Während im jesuitischen Kontext die Schenkungen mit Provenienzangaben im Vordergrund stehen, sind es später am Kolleg und bei den Protokollanten eher die Abschnitte zu Naturalien und Numismatik. Vgl. Das Münzkabinett, in: Inventarium 1774 (Anm. 12), fol. 111r.–202v. Der Bereich der Naturalia umfasste: Konchilien, siehe Inventarium 1774 (Anm. 12), fol. 14r.–29v., Das Thierreich, siehe Inventarium 1774 (Anm. 12), fol. 30r.–56r., Das Pflanzenreich, siehe Inventarium 1774 (Anm. 17), fol. 56v.–67v., und Mineralien und Edelsteine, siehe Inventarium 1774 (Anm. 12), fol. 68r.–110r.

143 Als Beispiel kann hier ein aus Chile übermitteltes Porzellan des Missionars Joseph Tiefenthaler (1710–1785) genannt werden, welcher erst nach dem Tod Orbans die Mission angetreten hatte. Vgl. Inventarium 1774 (Anm. 12), Abschnitt 2 [Raritäten], Nr. 3.

144 Das Inventar wurde anlässlich der Zusammenlegung der Bestände des Antiquariums des Domherrn Johann Egolph von Knöringen sowie weiterer Bestände und der im Orban-Saal gelagerten Objekten erstellt. Hierauf geht Stein ein. Vgl. Stein 2018 (Anm. 4), S. 52–55.

145 So konnte jüngst eine Hellebarde der Sammlung zugeordnet werden, hierzu: Hans-Georg Hermann: Unikat – Unikum – universitäres Rechtssymbol: die

5. Die Rezeption der Orban-Sammlung nach dem Tod des Jesuitenpaters

Während Orbans Sammeltätigkeit zu Lebzeiten von Seiten einzelner Kollegien und der Ordensführung kritisch beäugt wurde, wurde Orban nach seinem Tod als Förderer und Wohltäter für das Ingolstädter Jesuitenkolleg präsentiert. So wird bereits in der Eulogie Orbans neben seiner Tätigkeit als Beichtvater des Kurfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg seine umfangreiche Sammeltätigkeit positiv hervorgehoben.¹⁴⁶ Zugleich lässt sich durch den Vergleich des Museums Orbanianum und des Museums Kircherianum erahnen, welche Ambitionen das Ingolstädter Jesuitenkolleg mit der Sammlung verknüpfte.¹⁴⁷ Tatsächlich wurde nach dem Tod Orbans eine Umgestaltung der Sammlungsräume und eine Ergänzung durch ein umfangreiches, repräsentatives Deckenmalereiprogramm angestrebt, welches jedoch nie vollständig realisiert werden konnte (Abb. 5).¹⁴⁸ Der Orban-Saal entwickelte sich jedoch in den folgenden Jahren zu einer frequentierten Attraktion für Gelehrte und bedeutende Adelige und wurde von Seiten des Kollegs als Repräsentationsplattform der umfangreichen Tätigkeitsbereiche des Jesuitenordens aktiv zur Anwerbung neuer Mitglieder und Patrone genutzt. So wird beispielsweise berichtet, wie die Kurfürstin Maria Anna von Bayern von der Sammlung so beeindruckt gewesen sei, dass sie ein Armband dem Museum als Schenkung zurückließ.¹⁴⁹ Obwohl solche Erzählungen nur unter Vorbehalt weiter tradiert werden sollten, geben Sie einen Eindruck von der damals empfundenen Wirkmacht der Bestände. Hierbei verwiesen der jeweilige Kustos und Kurator im Rahmen der moderierten Führungen im Orban-Saal auf die Entstehungsgeschichte der Sammlung und den Namensgeber des Ausstellungsraums. Aus den Reiseberichten geht jedoch nicht

Fasces-Hellebarde der Ludwig-Maximilians-Universität aus dem 18. Jahrhundert, in: Szepter, Ketten und Pokale: die Insignien der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt, Landshut und München, hg. von Katharina Weigand, München 2020, S. 97–122.

146 Johann Nepomuk Mederer: *Annales Ingolstadiensis Academiae* Bd. 3, Ingolstadt 1782, S. 187 zu 1732, abgedruckt in: Stein 2018 (Anm. 4), S. 177f.

147 *Litterae Annua provinciae Germaniae superioris Societatis Jesu 1732*, BayHStA, Jesuitica 125, S. 4, die relevante Passage ist abgedruckt in: Stein 2018 (Anm. 4), S. 173.

148 Sigfried Hofmann: Die Entwürfe für den Orbansaal in Ingolstadt: Werke Melchior Puchners oder Christoph Thomas Schefflers, in: *Sammelblatt des Historischen Vereins Ingolstadt* 104 (1995), S. 209–228. Eine weitere Behandlung der Deckenfresken wäre lohnend.

149 *Inventarium 1774* (Anm. 12), Abschnitt 2, Nr. 11, fol. 6r.



Abb. 5: Christoph Thomas Scheffler: Entwurf eines Deckenfreskos für den Orban-Saal (Conubium von Wissenschaft und Tugend), 1727–1728, Federzeichnung in Grau und Braun (laviert), 307 × 1091 mm, Staatliche Graphische Sammlung München

eindeutig hervor, ob von Seiten der Gäste die Objekte unterschiedlichen Sammlerpersönlichkeiten zugeordnet werden konnten. Stattdessen wird suggeriert, dass die zusammen ausgestellten Objekte, wie sie im Inventar von 1774 aufgeführt werden, als gemeinsame Orban-Sammlung wahrgenommen wurden.

Was sich im späten 18. Jahrhundert schon andeutete, wird bis in die Gegenwart weitertradiert. 1881 wurden große Sammlungskonvolute an das heutige Museum Fünf Kontinente und das Bayerische Nationalmuseum überführt.¹⁵⁰ Bis in die Gegenwart klingen die Gleichsetzungen der im Orban-Saal ausgestellten Objekte mit dem ursprünglichen Sammler in den Angaben der Provenienzen als Orban-Sammlung nach. Im Rahmen weiterer Forschung wäre es deswegen interessant, den Blick vertiefend auf die Provenienzen einzelner Objekte zu richten. Hier wäre es entscheidend, Steins erste Einschätzungen aufzugreifen, und sowohl aktuell unsichere Provenienzen der Sammlung zu überprüfen als auch bisherigen, nicht in das Inventar von 1774 aufgenommenen, aber der Sammlung zugehörigen Objekttrajektorien, wie der Schenkung mathematischer Instrumente Carolines von Brandenburg-Ansbach, nachzuspüren. Dadurch könnten frühneuzeitliche Bewegungsströme sichtbar gemacht und neue Einblicke in die historische Orban-Sammlung gegeben werden. Unabhängig davon zeigen die aktuellen Zuschreibungen, dass die von Orban intendierte langfristige Bindung der Objekte an seine Sammlerpersönlichkeit bis in die Gegenwart nachwirkt.

¹⁵⁰1881 und 1885 bekommen das Museum Fünf Kontinente (200 Objekte) und das Bayerische Nationalmuseum (272 Objekte) die größten Objektkonvolute aus dem Orban-Saal als Dauerleihgaben unter Eigentumsvorbehalt der Universität zugesprochen und spiegeln damit den historischen Sammlungs- und Ausrichtungsschwerpunkt wider. Vgl. Stein 2018 (Anm. 4), S. 62f. Weitere Objekte lassen sich auch in der Archäologische Staatssammlung München, dem Ingolstädter Stadtmuseum und weiteren Münchner oder der Stadt München nahen Einrichtungen finden.

Elizabeth Harding

AUKTIONSPROTOKOLLE UND -KATALOGE: ZUGÄNGE ZUR VERSCHRÄNKUNG VON KOMMERZ, SAMMELN UND VERZEICHNEN BEI BÜCHERAUKTIONEN

Auktionskataloge machten bereits in der Frühen Neuzeit und machen noch immer ein Versteigerungsangebot bekannt, und sie sind so ein wichtiges Zeugnis der Sammlungs-, Wirtschafts- und Wissensgeschichte.¹ Für die Beschäftigung mit Gestalt und Form der eigentlichen historischen Versteigerungen zieht die Forschung ergänzend handschriftliche Marginalien, die am Rande der Kataloge eingetragen wurden, heran. Besonders umfangreiches Material bieten darüber hinaus sogenannte Auktionsprotokolle.² Man kann solche handschriftlichen Zeugnisse, die vor allem von den verkaufenden Personen angelegt wurden, an dieser Stelle zunächst verkürzt als ›Ergebnislisten‹ bezeichnen. Im Verlauf der Frühen Neuzeit wurde die Verzeichnispraxis zunehmend standardisiert: Die Protokolle enthalten in Listenform aufgezählt die Losnummern der versteigerten Dinge, die Preise, die sie in der Versteigerung erzielten, und bzw. oder die Käufernamen; sie dokumentieren so nicht das eigentliche Bietverfahren, sondern die Ergebnisse. In der Mehrzahl sind

- 1 Vgl. zu dieser Quellengruppe aus der Fülle an Literatur zuletzt: Arthur der Weduwen, Andrew Pettegree und Graeme Kemp (Hg.): *Book Trade Catalogues in Early Modern Europe*, Leiden 2021; Susanna Avery-Quash und Christian Huemer (Hg.): *London and the Emergence of a European Art Market, 1780–1820*, Los Angeles 2019; Paul Raabe: *Bibliothekskataloge als buchgeschichtliche Quellen. Bemerkungen über gedruckte Kataloge öffentlicher Bibliotheken in der frühen Neuzeit*, in: *Bücherkataloge als buchgeschichtliche Quellen in der frühen Neuzeit*, hg. von Reinhard Wittmann, Wiesbaden 1984, S. 275–297; allgemein auch Hans Dieter Gebauer: *Bücherauktionen in Deutschland im 17. Jahrhundert*, Bonn 1981.
- 2 Man findet diesen Begriff in unterschiedlichen Texten, so bei Reinhard Wittmann: *Ein Eisenberger Auktionsprotokoll aus dem Jahre 1777*, in: *Von Ladenhütern und Paukenschlägern. Beiträge zur deutschen Buchgeschichte 1600–1900*, hg. von dems., Leipzig 2023 (Nachdruck von 2020), S. 81–93. Auch in der grundlegenden Arbeit zu Kunstauktionen kommt die Bezeichnung vor: Thomas Ketelsen und Tilmann von Stockhausen: *Einleitung*, in: *Verzeichnis der verkauften Gemälde im deutschsprachigen Raum vor 1800*, Bd. 1 (a–hi), hg. von denselb., München 2002, S. 11–40.

solche Protokolle verstreut in den Archiven verwahrt, wo man sie etwa im Zusammenhang mit Erbschaftsangelegenheiten überliefert findet.

Eingang in die Bibliotheken haben die Protokolle in solchen Fällen gefunden, wenn sie mit Druckwerken verbunden sind. Dies ist vor allem bei durchschossenen Katalogen der Fall, also solchen Verzeichnissen, die im Vorfeld einer Versteigerung um leere Zwischenblätter für handschriftliche Notizen ergänzt wurden. Auf das epistemische Potential durchschossener Werke als intermediale Objekte für die Wissensproduktion wird seit einigen Jahren hingewiesen.³ Die in Auktionskataloge eingearbeiteten Versteigerungsprotokolle sind ein weiteres Beispiel für dieses Potential, denn sie bildeten die Grundlage für einen im 18. Jahrhundert in Magazinen und Journalen intensiv geführten Diskurs über Marktpreise und Objektwerte, auf den im Weiteren noch eingegangen wird.

Auktionskataloge ziehen in den letzten Jahren verstärkt Aufmerksamkeit auf sich, auch und vor allem in digitalen Projekten. Indem sie Auktionskataloge auf der Grundlage älterer Bibliographien zu Verlagskatalogen systematisch erschließen, machen digitale Ansätze das bislang versprengt verwahrte und kaum zugängliche Material heute neu verwertbar.⁴ In zunehmendem Maße gelangen damit auch die durchschossenen Handexemplare, die hier im Mittelpunkt stehen, in den Blick.⁵ Ähnlich wie in Bezug auf die Kataloge selbst werden diese Druck-Handschrift-Hybride als ein quasi-Datenarchiv für die Erforschung von Objektprovenienzen und Sammlerverhalten behandelt. Drängend gilt in diesem Sinne die Frage, welche infrastrukturellen Maßnahmen ergriffen werden müssen, um eine technische Verarbeitung der Annotationen bzw. Hybridität zu bewerkstelligen.⁶

3 Petra Feuerstein-Herz: Seitenwechsel. Handschrift und Druck in durchschossenen Buchexemplaren der frühen Neuzeit, in: *Materialität: Von Blättern und Seiten* 9, 2019, S. 19–26.; Anne C. Henry: Blank Emblems: The Vacant Page, the Interleaved Book and the Eighteenth-century Novel, in *Word and Image* 22/4, 2006, S. 363–371; Arndt Brendecke: Durchschossene Exemplare. Über eine Schnittstelle zwischen Handschrift und Druck, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 59, 2005, S. 91–105.

4 Etwa: *Book Sales Catalogue Online (BSCO)*, vom Verlag Brill vertrieben und kostenpflichtig: <https://brill.com/display/db/bsco>, Zugriff: 8. Dezember 2023. Die Datenbank geht zurück auf ein bibliographisches Projekt: *Dutch Book Sales Catalogues, 1599–1800*, bearb. von Jan A. Gruys und Bert van Selm, Leiden 1990–2001; *Book Sales Catalogues of the Dutch Republic, 1599–1800*, bearb. von Jan A. Gruys und Henk W. de Kooker, (zgl. ein ›Guide‹), Leiden 2004.

5 Etwa Wittmann (Anm. 2); Hans Dieter Gebauer: Eine Helmstedter Bücherauktion von 1661, in: Wittmann (Anm. 1), S. 79–112.

6 Dieses Themenfeld wird vor allem im Projekt *German Sales* angegangen: <https://>

Indem der Beitrag fragt, wie die Auktionsprotokolle und durchschossenen Kataloge als hybride Werke angelegt und genutzt wurden, lenkt er aus kulturgeschichtlicher Perspektive den Blick auf die Auktionspraxis und ihre Überlieferung. Zugleich geht es um Wandlungsprozesse im Kontext eines sich zunehmend kommerzialisierenden Markts und die Herausforderungen, die sich daraus ergaben.

Zunächst werden die medialen Formen von ›reinen‹ Auktionskatalogen einerseits und von hybriden, um durchschossene Protokolle erweiterte Kataloge andererseits in ihren Grundzügen genauer bestimmt. Im zweiten Schritt wird am Beispiel einer Auktion des späten 18. Jahrhunderts exemplarisch vorgeführt, was, wie und mit welcher Absicht verzeichnet wurde. Der Abschnitt skizziert zugleich das Verhältnis von Präsenz- und Stellvertreterkultur bei Auktionen und zeigt, wie diese Texte dazu beitragen können, personelle Konstellationen und Netzwerke im Kontext des kommerziellen Akts besser zu verstehen. Der dritte Abschnitt ist dem zeitgenössischen Diskurs um den Nutzen von Auktionsprotokollen und Wandlungs- und Ausdifferenzierungsprozessen im Umgang mit diesen Quellen gewidmet. Durchschossene Auktionskataloge, so die These, sind ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis der sozialen Praktiken und Bedingungen, unter denen frühneuzeitlicher Objektkommerz stattfand, und können so erkenntnisfördernd herangezogen werden, um sich den spezifischen Eigenschaften der frühneuzeitlichen Sammlungskultur überhaupt zu nähern. Damit schließt der hier erprobte Ansatz an aktuelle Forschungsfragen an, wie einleitend vor der Auseinandersetzung mit der Medialität von Auktionskatalogen erläutert wird.

1. Forschungszugang: Sammlungskultur und Kommerz

Im Kontext der Sammlungsgeschichte dominierte lange Zeit die traditionelle Meistererzählung, wonach in der Frühen Neuzeit die Sammlungsgeschichte von einer Öffentlichkeit und Kommerzialisierung erfasst worden sei, die zur Nivellierung etablierter sozialer Ordnungsprinzipien und so zu einer ins-

www.arthistoricum.net/themen/portale/german-sales/about, Zugriff: 8. Dezember 2023. Zum Thema Annotation als Problem für die Erschließung von Bibliotheken grundsätzlich auch: Anke Jaspers: Digitalisierung als epistemische Praxis. Vom Nutzen und Nachteil der digitalen Katalogisierung und Erschließung von Autor:innenbibliotheken, in: Zeitschrift für Germanistik NF 32, H. 1, 2022, S. 133–154.

gesamt neuen Sammlungskultur geführt habe.⁷ Allerdings wird gegen diese Sichtweise inzwischen von unterschiedlichen Seiten angeschrieben, u. a. wird auf die Verschränkung von Angebot und Absatz und die sozialen Bedingungen für Konsum hingewiesen.⁸ Im Kontext der Sammlungsgeschichte ist die Forschung darüber hinaus auch bemüht, Sammlungs-, Kanonisierungs- und Wertzuschreibungsprozesse insgesamt mehr als bislang geschehen vor dem Hintergrund des frühneuzeitlichen Handels zu beleuchten, wobei dieser eben auch nicht nur in seinen monetären Bezügen analysiert wird, sondern als eine epistemisch, sozial und politisch wirkmächtige kulturelle Praxis.⁹

Dass auch die Geschichte von Auktionskatalogen nur angemessen beschrieben werden kann, wenn man eine Perspektive wählt, die Ökonomie (verstanden in einem engeren, monetären Sinne), Wissensgeschichte und Sammelpraxis verbindet, hat die Forschung bereits adressiert. So lässt sich seit einigen Jahren eine kulturwissenschaftliche Erweiterung des Blickwinkels feststellen, die diese Verschränkung zum Thema macht, während zuvor die Auktionskataloge traditionell eher zur Anfertigung von Buchdistributionswegen einerseits und Sammlungsprofilen andererseits herangezogen wurden:¹⁰ Inzwischen liegen mehrere Studien zur Semiotik und Wertevermittlung durch Kataloge, zur Logik der Sammlungsfiktion dieser Texte und

- 7 Als Argumentationsrahmen findet sich ein solches Entwicklungsnarrativ in Ansätzen noch bei Paula Findlen: *Inventing Nature. Commerce, Art, Science in Early Modern Cabinet of Curiosities*, in: *Merchants and Marvels. Commerce, Science, and Art in Early Modern Europe*, hg. von Pamela H. Smith und ders., New York/London 2002, S. 297–323, bes. S. 300f.
- 8 Aus Sicht der Material Studies etwa Bert de Munck und Dries Lyna: *Locating and Dislocating Value: A Pragmatic Approach to early Modern and Nineteenth-Century Economic Practices*, in: *Concepts of Value in European Culture 1500–1900*, hg. von denselb., Ashgate 2015, S. 1–29.
- 9 Eher mit Ausrichtung auf die Moderne: Nils Güttler und Ina Heumann (Hg.): *Sammlungsökonomien*, Berlin 2016; mit Blick auf die Frühe Neuzeit: Dániel Margócsy: *Commercial Visions. Science, Trade, and Visual Culture in the Dutch Golden Age*, Chicago 2014; Pamela H. Smith und Paula Findlen (Hg.): *Merchants and Marvels. Commerce, Science, and Art in Early Modern Europe*, New York/London 2002; Paula Findlen: *Possessing Nature. Museums, Collecting, and Scientific Culture in Early Modern Italy*, Berkeley 1994.
- 10 Zuletzt auch aus digitaler Perspektive. Zu Distributionswegen siehe das Projekt *MEDIATE*, vorgestellt bei Helwi Blom, Rindert Jagersma und Juliette Reboul: *Printed Private Library Catalogues as a Source for the History of Reading in Seventeenth- and Eighteenth-Century Europe*, in: *Early Readers*, hg. von Mary Hammond, Edinburgh 2020, S. 249–269; zur Sammlungsgeschichte: Hartmut Beyer, Jörn Münkner, Katrin Schmidt und Timo Steyer: *Bibliotheken im Buch: Die Erschließung von privaten Büchersammlungen der Frühneuzeit über Auktionska-*

zu Kanonisierungsprozessen von Inhalten vor. Sie zeigen allesamt, dass solche Verkaufskataloge wichtig für die Wissensproduktion waren, oder, anders formuliert, dass sie bereits in der Frühen Neuzeit in vielfältiger Weise genutzt und rezipiert wurden.¹¹ Der Beitrag möchte diese Ergebnisse am Beispiel von in Auktionskatalogen eingearbeiteten Protokollen aufgreifen und in Bezug auf die kommerzielle und soziale Praxis weiterführen.

2. Vorüberlegungen zur Gattungsbestimmung von Auktionskatalogen: Kommerzielle Ephemerität und Sammelobjekt

Auf den ersten Blick ist das Hauptmerkmal von Auktionskatalogen ihre Kommerzialität. Entsprechend gehören sie in modernen bibliographischen Verzeichnissen zu den Verkaufskatalogen. Versucht man sich idealtypisch den Auktionskatalogen zu nähern, wird deutlich, dass ihnen tatsächlich eine Ephemerität eingeschrieben ist, die durch das Verkaufsgeschäft bedingt wird.¹² Als Medien zeichnen sie sich beispielsweise dadurch aus, dass sie in der Masse vergleichsweise einfach und preiswert hergestellt sind. Auktionskataloge nennen in der Regel ihren Verfasser nicht. In der Frühzeit ihrer Entstehungsgeschichte um 1650 fehlten auch andere bibliographische Angaben zu Druckort oder -jahr. Das erschwert heute die bibliographische Erschließung. Besonders im 17. Jahrhundert, aber auch zu einem gewissen Grad danach entzogen sich diese Objektlisten so einer klaren Zuordnung zu Vertriebs- und Zirkulationsweisen. Und wie Auktionskataloge von den etablierten medialen Konventionen abwichen, so wanderten sie offenbar auch über ein vielschichtiges soziales Netzwerk, dessen Aufbau und Eigenlogiken noch wenig erschlossen sind. Hierauf macht auch David McKitterick aufmerksam, der den Fall einer englischen Bücherauktion von 1687/88 beschreibt, bei der die Liste der Buchhändler, die bereit waren, einen Katalog an Interessierte zu verteilen, von Amsterdam, Brüssel über Paris nach Köln

taloge, in: *Kodikologie und Paläographie im Digitalen Zeitalter 4 – Codicology and Palaeography in the Digital Age 4*, 2017, S. 43–70.

- 11 Tilmann von Stockhausen: Formen des Ordners. Auktionskataloge des 18. Jahrhunderts als Beginn der modernen Kunstgeschichte, in: *Räume der Kunst. Blicke auf Goethes Sammlungen*, hg. von Markus Bertsch und Johannes Grave, Göttingen 2005, S. 89–101. Siehe auch die in Anm. 1 genannte Literatur.
- 12 Zur Ephemerität als Forschungsgegenstand zuletzt: Hartmut Beyer: Einleitung: Das Abgelegene und Vergängliche als eine zentrale Konstante der Buch- und Sammlungsgeschichte, in: *Medium Buch 3*, 2021 (Special Issue zum Thema, zugl. Festschrift für Petra Feuerstein-Herz), S. 3–24.

reichte (diese Liste befand sich, paradoxerweise und gemeinhin üblich, im Auktionskatalog selbst).¹³

Phänomenologisch ähneln Auktionskataloge ephemeren Texten auch deshalb, weil sie nur für eine begrenzte Zeit Relevanz beanspruchen und viele von ihnen nicht grundsätzlich für die Aufbewahrung und Wiederverwendung bestimmt sind. Wie das Objektensemble, das in den Katalogen her- und dargestellt wird, mit dem Verkauf aufgelöst wird,¹⁴ so ist die Aktualität des Textes, versteht man ihn als Verkaufsliste, mit der Versteigerung veraltet. Das Altern des Inhalts thematisieren die Texte auf unterschiedlichen Ebenen sehr explizit. So enthalten viele Auktionskataloge etwa auf der Rückseite des Deckblatts »Regieanweisungen«, zu denen zählte, dass die Objekte nur mit »barem« Geld ersteigert werden dürfen. Dies bedeutete, dass weder Wechsel angenommen noch Kredite gewährt wurden. Es war keine weitere Anschlusskommunikation im Nachgang zum Verkauf notwendig oder vorgesehen. Der Inhalt markierte damit eine zeitliche Begrenzung der Bedeutung der Kataloge, in Bezug auf die Dauer der Aktualität des Ereignisses ebenso wie der durch das Ereignis gestifteten Geschäftsbeziehungen.

Indes, die Geschichte von Auktionskatalogen erklärt sich gleichzeitig vor dem Hintergrund besonderer Gebrauchs-, Rezeptions- und Sammlungspraktiken, die eine gattungsspezifische Bestimmung erschweren. Denn sie reichen über den Moment der Versteigerung hinaus und setzen der Ephemerität Grenzen, was zugleich in Bezug auf die besonderen intermedialen Bezüge zwischen Text und Versteigerungspraxis aufschlussreich ist: Für die Auktionskataloge im Allgemeinen ist bekannt und vielfach beschrieben worden, wie diese durch eine Reihe von gelehrten und publizistischen Aktivitäten verarbeitet und zugänglich gemacht wurden, wodurch den Drucken insgesamt die Funktion eines Sammelobjekts zugeschrieben wurde. Mit dem Genre des Auktionskatalogs wurden Sammlerpersonen gelehrte Denkmäler gesetzt (etwa durch die Einleitungen) und Provenienzgeschichten von Objekten aus den Sammlungen bedeutender Sammlerpersonen konstituiert; auch nutzte man sie als Nachschlage- und Nachweiswerke für die Existenz, die Rarität und den Wert von Objekten. Angeführt sei der Rechtshistoriker und Publizist Hermann Conring (1606–1681), der in marktförmigen Kontexten entstandene Kataloge als wesentliche Informationsquelle für die Existenz

13 David McKitterick: *The Invention of Rare Books. Private Interest and Public Memory, 1600–1840*, Cambridge 2018, S. 112.

14 Das gilt gleichermaßen für die Sammlung eines einzelnen Besitzers wie für tatsächlich temporär als Ensemble existierende Kommissionsware, denn der Katalog konstituiert für die Interessierten und die Nachwelt diese Zusammenstellung durch die In- und Exklusion der Dinge.

und Verbreitung von Büchern beschrieb und damit die Kataloge als Sammelobjekte klassifizierte.¹⁵

Ihre Funktion als Sammlungsding dokumentiert die Materialität der Druckwerke. Um den unterschiedlichen Interessentenkreisen der Verzeichnisse gerecht zu werden, wurden von einigen Katalogen in den Druckereien zwei Fassungen produziert. Neben einfacheren Katalogen auf Druckpapier gaben Verleger zusätzlich Kataloge auf hochwertigem Schreibpapier heraus. Während die kostengünstigere Variante ein Wegwerfprodukt war, das zur Ephemerität des Ereignisses passt, sollten die teuren Schreibpapierfassungen eine dauerhafte, ästhetischen Ansprüchen genüge tragende Nutzung erlauben. Journale des 18. Jahrhunderts bewerteten in ihren Besprechungen von Katalogen entsprechend nicht allein den eigentlichen Sammlungsinhalt (gab es darin interessante Objekte, die angeboten wurden?). Man sah gleichermaßen auf die Qualität des Papiers und die ästhetische Komposition der Objektliste.¹⁶ Ihre Eigenschaft als Sammlungsobjekte zeigt sich schließlich auch darin, dass Auktionskataloge auch zu Sammlungen zusammengeführt wurden: Ähnlich moderner bibliothekarischer Verwahrungs- und Verzeichnungspraktiken findet man sie in frühneuzeitlichen Buchsammlungen, häufig gleichberechtigt neben anderen Sammlungs- oder Verkaufskatalogen.

3. Die besondere Medialität durchschossener Kataloge: Protokolle und Temporalität

Im Laufe des 18. Jahrhunderts gab es in den Städten zunehmend die Pflicht, Versteigerungen zu protokollieren, was eine Transparenz und Überprüfbarkeit des Handels garantieren sollte. Solche handschriftlichen Protokolle enthalten in der Regel Angaben zu Käufernamen, zu Käuferpreisen und zur Abrechnung (»dedit«, »bezahlt«).¹⁷ Sie stammen meist aus der Hand des Auktionators oder Veranstalters einer Auktion; mit dem Protokoll legte der

15 Hermann Conring: Die Bibliotheca Augusta zu Wolfenbüttel. Zugleich über Bibliotheken überhaupt. Brief an Johann Christian Freiherrn von Boineburg. Aus dem Lateinischen übersetzt u. hg. von Peter Mortzfeld, Göttingen 2005, S. 42.

16 So etwa die Bewertung des Auktionskatalogs zur Buchsammlung des Juristen und Prokanzlers der Universität Altdorf, Johann Conrad Feuerlein (1725–1788), die 1793 versteigert wurde. Dort heißt es: »Das hierüber mit vielem Fleiß gefertigte Verzeichnis ist auf sauber Papier, sehr correct, und nicht so gedrängt, wie die meisten Auctions-Catalogen, mit lateinisch. Lettern gedruckt [...]«, in: Auction, in: Journal von und für Franken 6, 1793, [Beylage] S. 1–32, Zitat: S. 1.

17 Eine Darstellung auch bei Wittmann (Anm. 2), S. 83f.

Auktionator gegenüber der (bisweilen abwesenden) verkaufenden Person bzw. den verkaufenden Personen Rechenschaft über die Kauf- und Bezahlvorgänge ab. Notwendig war dies auch deshalb, weil entgegen den genannten Bestimmungen in den Katalogen der Geldtransfer häufig nicht umgehend stattfand und die Geschäftsbeziehung nicht in situ beendet wurde. Vielmehr wurden in der Praxis vielfach Bezahlvorgänge bis ans Ende der Veranstaltung und später hinausgeschoben, Kredite gewährt und Forderungen auf andere Ebenen verlagert bzw. in anderen Zusammenhängen verhandelt. Es bedurfte daher einer schriftlichen Abrechnung, die die teilweise längerfristigen Vorgänge dokumentierte und ausstehende Forderungen nachvollziehbar machte.

Bei der Verwendung der für diese Gattung etablierten, nicht unproblematischen Bezeichnung *Auktionsprotokoll* ist entsprechend zu berücksichtigen, dass die Angaben vielfach nicht auf in situ erfolgte Vorgänge verweisen. Dies gilt auch für die aufgeführten Namen von Bietenden. Denn wie das Wort *Protokoll* die Dokumentation von Aktualität bzw. die Momentaufnahme einer ephemeren Handlung suggeriert, so vermittelt es in Bezug auf die genannten Namen auch die Vorstellung einer in actu präsenten Interaktionsgemeinschaft. Fraglos: Frühneuzeitliche Auktionen wurden in Präsenz verhandelt und Gebote mündlich abgegeben. Es gab konkurrierende kaufende und verkaufende Parteien, die die Erfolge und Misserfolge bei einzelnen Bietgefechten miterleben konnten; im Falle von Buchauktionen etwa nahmen daran auch Studenten teil, denen dort die Bedingungen des Buchmarkts und die *historia litteraria* beigebracht wurden.¹⁸

Dennoch sind die Auktionsprotokolle kein Zeugnis der Präsenzinteraktion und sozialen Zusammensetzung vor Ort, sondern folgen anderen Logiken, worauf im Weiteren in Bezug auf die Verzeichnungspraxis anhand eines konkreten Beispiels genauer eingegangen wird. Dass man für die Abwicklung des Geschäfts vielfach im Vorfeld der Auktion das technisch aufwendige Mittel des Druck-Manuskript-Hybrids anlegte, anstatt die Protokolle gesondert zu behandeln, kann ebenso mit Datenspeicherungsmanagement wie mit der beschriebenen Sammelbegeisterung von auf Auktionen bezogenem Datenmaterial erklärt werden. An dieser Stelle ist daher zunächst festzuhalten, dass das kommerzielle Ereignis einer frühneuzeitlichen Auktion nicht mit der Flüchtigkeit des Bietprozesses abgeschlossen war und dass die Hybride – als

18 Gebauer, *Bücherauktionen* (Anm. 5), S. 28; für Kunstauktionen etwa auch Dries Lyna, Filip Vermeylen und Hans Vlieghe (Hg.): *Art Auctions and Dealers: The Dissemination of Netherlandish Art during the Ancien Régime*, Turnhout 2009; Jeremy Warren und Adriana Turpin (Hg.): *Auctions, Agents and Dealers: the Mechanisms of the Art Market 1660–1830*, Oxford 2007.

Werbeinstrument wie Geschäftsbuch – hierzu einen wichtigen medialen Beitrag leisteten.

4. Eine universitäre Buchauktion von 1789: Verzeichnispraxis, Bietende und Stellvertreter

Um die Überlegungen zu Form und epistemischer Logik durchschossener Auktionskataloge und zum Quellenwert dieser Werke für ökonomie- und sammlungsgeschichtliche Zusammenhänge zu vertiefen, wird im Weiteren ein konkretes Beispiel eines Auktionsprotokolls aus der Universitätsstadt Helmstedt vorgestellt. Die Auseinandersetzung mit dem hybriden Konstrukt geschieht einerseits mit Blick auf die genannten Käufernamen, die in leser- und sammlergeschichtlichen Studien zur Entwicklung sozialgeschichtlicher Sammlerprofile genutzt werden. Andererseits, und damit verbunden, zielt das Erkenntnisinteresse auf die Frage nach der Bedeutung dieser Medien für die Erforschung der Biet- und Interaktionspraxis.

Zunächst zum hybriden Werk, das im Zentrum steht: Der durchschossene, im Pappband gebundene Katalog »Systematisches Verzeichniß von Büchern, aus allen Theilen der Wissenschaften [...], welche vom 17ten August an zu Helmstädt öffentlich versteigert werden« machte eine in Bezug auf ihre Herkunft und Geschichte unbekannte Buchsammlung publik.¹⁹

Im Vorwort des gedruckten Katalogs wird als Vorbesitzer ein Herr »von Stande« genannt, »welcher eine von seinen Vorfahren geerbte Bibliothek als Minister und Gesandter« erweitert habe. Eine landadlige Provenienz ist aus mehreren Gründen sehr wahrscheinlich (vermutlich Familie von Schulenburg, Wolfsburger Linie).²⁰ Der Transfer der Bücher in die Universitätsstadt Helmstedt, zwischen Braunschweig und Magdeburg gelegen, hing gewiss mit den infrastrukturellen und sozialen Bedingungen vor Ort zusammen, die auf einen größeren Absatz hoffen ließen.²¹

19 Systematisches Verzeichniß von Büchern, aus allen Theilen der Wissenschaften insbesondere historischen und in französischer Sprache, welche vom 17ten August an zu Helmstädt öffentlich versteigert werden, Helmstedt 1789, digitalisiert unter: <http://diglib.hab.de/drucke/q-421-4f-helmst/start.htm>, Zugriff: 8. Dezember 2023.

20 Zur Geschichte der Schulenburgischen Bibliothek(en), allerdings mit Fokus auf das Gut Hehlen: Werner Arnold: Die Bibliothek der Grafen von der Schulenburg, Wolfenbüttel 1994. Es handelt sich offenbar um die Bibliothek von Gebhard Werner von der Schulenburg, der 1788 verstarb. Zu diesem auch Wilhelm Arnold Eschenburg: Carl Friedrich Gebhard Graf von der Schulenburg-Wolfsburg – Biographischer Abriß, [Braunschweig] 1819.

21 Ebd. Rückseite des Titelblatts, § 1.



Abb. 1: Titelblatt Helmstedter Auktionskatalog 1789,
Herzog August Bibliothek, H: Q 421.4° Helmst.

In Helmstedt gab es keine Auktionsordnung, die einen normativen Orientierungsrahmen für die materielle oder inhaltliche Konzeption von Auktionskatalogen oder die Zensur bot. Überliefert ist allerdings, dass die Hochschule im Vorfeld von Auktionsveranstaltungen darin involviert war, u.a. wählte sie vor Auktionen jeweils ein Buch aus dem Angebot als Gebühr und markierte dadurch zugleich ihren politisch-sozialen Vorrang gegenüber den Bietenden.²² Außerdem nahm sie, vertreten durch die Person des Universitätsbibliothekars, selbst an Helmstedter Auktionen teil und hielt dies für eine kosten- und aufwandschonende Praxis. Tatsächlich gab es auch im Vorfeld der 1789 veranstalteten Auktion einen intensiven Austausch zwischen dem Bibliothekar und der Landesherrschaft über die Beteiligung der Hochschule an der Auktion, die zu einer fürstlichen Bewilligung einer Einmalzahlung

22 Niedersächsisches Landesarchiv, Abteilung Wolfenbüttel [NLA WO], 2 Alt Nr. 16258.

an die Universität für Auktionskäufe führte.²³ Es gab demnach eine nennenswerte Beteiligung und Unterstützung der akademischen Korporationen an den Vorgängen. Die Erforschung des Einflusses solcher externen Autoritäten auf die vormoderne Auktion steht noch aus; für die Frage nach der Kommerzialisierung der Vorgänge und ihrer Grenzen wäre ein solcher Zugang zur Geschichte der Auktion indes eine vielversprechende Perspektive.

Ebenso wenig wie es eine Auktionsordnung gab, existierten in Helmstedt Regeln hinsichtlich zwingend einzubindenden Personals bei einer Versteigerung. Im Gegensatz etwa zu Großstädten wie Leipzig oder Berlin, wo es bestellte Auktionatoren gab, hatten in Helmstedt Veranstalter hier freie Hand. Als Auktionator fungierte bei der 1789 veranstalteten Versteigerung eine Person namens Rhode. Allem Anschein nach war die Geschäftsbeziehung zu diesem eine eher flüchtige, denn es handelt sich bei ihm offenbar um den späteren Publizisten und Dramaturg Johann Gottlieb Rhode (1762–1827), der sich zu dieser Zeit als Student bzw. Dozent in der welfischen Hochschulstadt und in Braunschweig aufhielt.

Das Angebot bestand aus 9.000 Losnummern, die auf über 350 Seiten gelistet wurden. Die Versteigerung dauerte laut Auktionsprotokoll fast einen Monat, mit etlichen Unterbrechungsperioden. Wie schnell abgerechnet wurde, ist unklar. In dem Katalog hieß es, die Versteigerung als eine ephemere Veranstaltung darstellend: »Ohne baare Bezahlung können keine Bücher verabfolget werden, und man ersuchet die Bücher, weil der Platz bald geräumt werden muß, gleich nach geendigter Auction abholen zu lassen.«²⁴ Allerdings wurde das handschriftliche Protokoll nachweislich noch ein halbes Jahr später bearbeitet, als der Auktionator aus dem nicht versteigerten Buchbestand, der an ihn gefallen war, ein Buch an die Vorbesitzer abließerte und dies mit Datumsnachweis vermerkte; auch dies verweist auf die längere Nutzungsdauer des Kataloghybrids.²⁵

Listentext: Käufernamen und Agenten

Laut Protokoll war eine sozial wie auch in Hinblick auf deren geographische Herkunft sehr heterogene Personengruppe an der Versteigerung beteiligt.

23 Ebd., 2 Alt Nr. 16337. Einige Hinweise zur Beteiligung der Hochschule an Auktionen finden sich auch in Britta-Juliane Kruse: *Gelehrtenkultur und Sammlungspraxis. Architektur, Akteure und Wissensorganisation in der Universitätsbibliothek Helmstedt (1576–1810)*, Berlin/Boston 2023, S. 330–344.

24 Systematisches Verzeichnis, Rückseite des Titelblatts, §6.

25 Systematisches Verzeichnis, eingelegetes Zusatzblatt zu Losnummer 7870 (unpaginiert).

Genannt werden neben einer Gräfin von Schulenburg und adligen Herren der Häuser von Alvensleben, von Asseburg, von Berbisdorf, von dem Bussche und von Münchhausen auch der Braunschweiger Literaturhistoriker Johann Joachim Eschenburg (1743–1820), der Theologe Johann Jakob Griesbach (1745–1812) aus Jena, der Schriftsteller Friedrich Nikolai (1733–1811) und der Buchhändler Johann Friedrich Gottlieb Unger (1753–1804), beide aus Berlin. Weitere Namen sind mit den Herkunftsangaben Dresden, Rostock und Württemberg verzeichnet. Bevor daher auf den Gebrauch des Handexemplars und die Verzeichnungspraxis eingegangen wird, sei zunächst der Blick noch auf Teilnahmebedingungen des Kaufgeschäfts gelenkt. Tatsächlich fällt auf, dass bereits am Anfang des Katalogs Maßnahmen vorgestellt werden, die eine Beteiligung an dem Geschäft über Distanz ermöglichen und damit eine größere Kundschaft garantieren sollten. Zu diesen Maßnahmen gehörte der Einsatz von *Brokern* bzw. Buchagenten. Wie in anderen Kontexten auch begleiteten und erleichterten diese Mittelsmänner den kommerziellen Transfer von Objektwissen und Gegenständen.²⁶ Gleichzeitig produzierten sie durch ihre Vermittlungs- und Übersetzungstätigkeit ihrerseits Objektwissen und -wert und trugen damit, etwa durch die Vermittlung ihrer Preisvorstellungen, zur Kanonisierung von Objekthierarchien bei.²⁷

Im Versteigerungskatalog finden sich Namen von Personen, die anboten, Aufträge für die Auktion anzunehmen, und die von den Veranstaltern legitimiert waren, als Stellvertretende mitzubieten. Dies war eine sehr schleichend einsetzende Professionalisierung des Mittelsmännerndensystems, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts einen Anfang nahm und zu Auseinandersetzungen um Zuständigkeiten und Verbindlichkeiten führte. Anstatt Agenten bzw. Mittelsmännerndens individuell beauftragen zu müssen, konnten Interessenten so auf eine vorhandene Infrastruktur zurückgreifen. Dass dieses neue System gesellschaftlich und wirtschaftlich noch wenig ausdifferenziert war, zeigt sich schon daran, dass es nicht grundsätzlich Händler waren, die als Kommissionsäre agierten. In diesem Helmstedter Fall waren es relativ eng miteinander verbundene Mitglieder der vor Ort tätigen akademischen Gelehrtenwelt,

26 Aus der Fülle an Literatur zu diesem Feld: Marika Keblusek und Badeloch Noldus (Hg.): *Double Agents. Cultural and Political Brokerage in Early Modern Europe*, Leiden 2011; auch Michael Wenzel: *Philipp Hainhofer. Handeln mit Kunst und Politik*, München 2020.

27 Dies zeigen etwa die Kommunikationswege in Bezug auf Kommissionsgeschäfte im Umfeld von Goethe: Héctor Canal: *Weimarer ›Commissionen [...] aus dem Kupferstichkatalogus der Regensburgischen Auktion‹. Der unbekannte Bestellzettel zu Goethes Brief an Knebel vom 10. Januar 1783*, in: *Jahrbuch des Freien Hochstifts* 2021, S. 125–146.

die als legitimierte Agenten ihre Dienste anboten und damit auch einen ständischen Vorrang dokumentierten. »Auswärtige Aufträge« übernahmen Hochschulprofessoren und -dozenten unterschiedlicher Disziplinen sowie der Auktionator selbst. Ihre Namen findet man vielfach im Auktionsprotokoll als Käufer.²⁸ Solche Kommissionsmänner gewannen im 18. Jahrhundert an Bedeutung und erweiterten das Spektrum an Möglichkeiten, wie man sich an der Auktion beteiligen konnte, ohne in Person daran teilzunehmen. Da es jedoch kein grundsätzliches Verbot für andere Akteure gab, Aufträge zu erhalten, konnte in der Praxis jede Person ein Mittelsmann sein – womit sich die Frage nach dem Verhältnis von Repräsentation und Realpräsenz bzw. physischer Anwesenheit stellt, auf die noch zurückgekommen wird.

Der Sinn der Liste

Die beschriebenen Netzwerke bedingten die Gebrauchsweisen des durchschossenen Handexemplars: Das Auktionsprotokoll diente primär der Rechnungsstellung bzw. diente dem Auktionator als mnemotechnisches Instrument für seine Forderungen.²⁹ Dass es damit also keine Präsenzliste im engeren Sinne war, zeigt sich bereits daran, dass Rhode in einer Reihe von Fällen nicht Personen, sondern Korporationen als Beteiligte nannte: Nach Ausweis des Protokolls hatten etwa bei der Versteigerung die »Hallische Universitätsbibliothek«³⁰ oder die »Bibliothek im Kloster Michaelstein« (im Harz)³¹ mitgeboten. Er notierte also in diesem Fall die Zuständigkeit und nicht die Person, die das Gebot abgegeben hatte.

- 28 »Auswärtige Aufträge, welche man postfrei einzusenden bittet, übernehmen die Herren Abt Henke, Hofrath Häberlin, Professor Günther, Hofrat Beireis, Bergrath Crell, Professor Bruns, Remer, Wiedeburg, M. Lademann, M. Martens und der Auctionator Rhode«, Systematisches Verzeichniß, Rückseite des Titelblatts §4.
- 29 In dieser Hinsicht ähneln die Protokolle den Objektinventaren. Zur mnemotechnischen Funktion dieser Quellengruppe und den Herausforderungen, die sich für die Forschung ergeben: Thomas Ertl und Barbara Karl (Hg.): *Inventories of Textiles. Textiles in Inventories: Studies on Late Medieval and Early Modern Material Culture*, Göttingen 2017; Giorgio Riello: »Things seen and unseen: The material culture of early modern inventories and their representation of domestic interiors, in: *Early Modern Things: Objects and their Histories, 1500–1800*, hg. von Paula Findlen, Abingdon 2013, S. 125–150; Jessica Keating und Lia Markey: *Introduction. Captured Objects: Inventories of early modern collections*, in: *Journal of the History of Collections* 23, 2011, S. 209–213.
- 30 Systematisches Verzeichniß, eingeschossenes Blatt nach Auktionskatalogseite 76, Losnummer 1532.
- 31 Ebd., eingeschossenes Blatt nach Auktionskatalogseite 14, Losnummer 318.

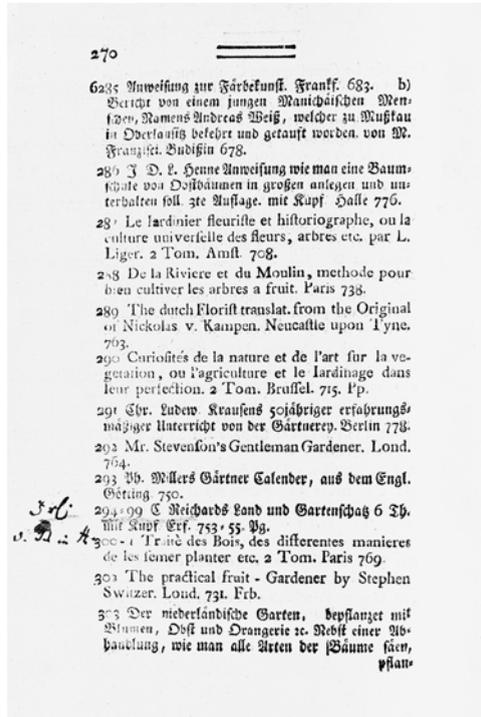


Abb. 2: Durchschossener Auktionskatalog (1789) mit Marginalie,
Herzog August Bibliothek, H: Q 421.4° Helmst., S. 270

Die mnemotechnische Funktion äußert sich auch in seiner eigenen Be-
teiligung an der Auktion, denn Rhode erhielt ebenfalls Aufträge und bot
für andere Auftraggeber mit, die ihm zuvor offenbar einen Maximalpreis
genannt hatten. Agierte er im Namen seiner Auftraggebenden, dann trug der
Auktionator in Falle des Zuschlags im Protokoll nicht seinen eigenen Namen
ein, sondern nannte seine Kommittenten bzw. Klienten. Diese Praxis lässt
sich an Unterschieden zwischen Druck und handschriftlichem Protokoll
nachvollziehen: Den Druck nutzte der Auktionator zum Eintragen von
Aufträgen, die er bei einer Auktion zu erinnern und berücksichtigen hatte.
Deshalb finden sich in einigen Fällen neben den gedruckten Losnummern
als Marginalie die Summe des beauftragten Maximalpreises samt auftrag-
gebender Person aufgeführt. Im handschriftlichen Protokoll auf der gegen-
überliegenden Seite führte Rhode den Auftraggebenden als Kaufenden auf,
zumindest dann, wenn der vereinbarte Maximalpreis nicht überboten wurde

N ^o .	Transp.	Rtlr.	Gr.	S.
8285.	H. Lud. Willan	dit	1.	—
85.	H. Adl. Sestno	dit	1.	22.
87.	H. Adl. R. Boje	dit	7.	—
88.	idem	dit	—	6.
89.	idem	dit	—	6.
90.	idem	dit	—	6.
91.	H. Aug. Ludemann	buy	1.	—
92.	H. Adl. R. Boje	dit	8.	—
93.	H. v. Guzik v. Halberstadt	—	10.	—
94-99.	H. v. Ten Busche in Halberstadt	—	12.	—
200. 1.	H. v. Ten Busche	—	8.	—
2.	H. Adl. Sestno	dit	1.	—
3.	idem	dit	2.	—

Abb. 3: Auktionsprotokoll mit Dokumentation der Zuschläge, Herzog August Bibliothek, H: Q 421.4° Helmst., S. 270

und das Gebot des Klienten den Zuschlag erhalten hatte. So heißt es etwa bei Losnummer 6294 als Merkhilfe für den Bietprozess »5 Rtlr. [von] v[on dem] B[usche] in H[alberstadt]« (als kommittierter Maximalpreis). Auf der gegenüberliegenden, eingeschossenen Protokollseite notierte er den Ausgang des Bietvorgangs mit »Hr. von dem Busche in Halberstadt, 2 Rtlr., 2 Gr.«³²

Ähnlich notierte Rhode im Druck handschriftlich zu einem angebotenen Atlas, der Losnummer 2 unter den ungebundenen Büchern: »4, 6 Hr. HR. Adellung in Dresden.«; dem Protokoll ist zu entnehmen, dass »Hr. HR. Adellung in Dresden 1 Rtlr.« erfolgreich geboten hatte und der Auktionator damit unter dem mit seinem Auftraggeber vereinbarten Maximalpreis geblieben war.³³ Soweit erkennbar, verlief die Auktion in Hinblick auf das Kom-

32 Ebd., Auktionskatalogseite 270 und eingeschossenes Blatt danach.

33 Ebd., Auktionskatalogseite 364 und eingeschossenes Blatt danach.

missionsgeschäft durchaus marktförmig und garantierte die Beauftragung des Auktionators nicht grundsätzlich, dass solche Gebote das Ergebnis des Verfahrens vordefinierten. Denn in anderen Fällen reichten die vermerkten Auftragsgebote des Bibliothekars und Sprachforschers Johann Christoph Adelung (1732–1806) nicht, und die Lose gingen an andere Bieter.

Die Auktion wird hier verstanden als eine Präsenzsituation, die unter der Beteiligung politisch-sozial divergenter Akteure stattfand, welche in dieser Beobachtungssituation Gebote abgaben und sich der Bewertung ihres Handelns nicht entziehen konnten; auch deshalb galten Auktionen in der Vormoderne als wichtige Orte, um Geschmack und Objektwissen zu erlernen. Von ihrer Anlage her war die Versteigerung damit ein labiles, sozial prekäres Geschäft. Vor diesem Hintergrund erklärt sich der Nutzen eines solchen Mittelsmännersystems nicht allein mit der räumlichen Distanz zwischen Aufenthaltsort einer Käuferperson und dem Versteigerungsort, die bei Kaufgeschäften zu überbrücken war. Es war auch funktional in Hinblick auf die Anwesenheitskommunikation, die die Auktion als Geschäftsform kennzeichnete. Die zunächst noch wenig formalisierte Vertreterrolle stand im Spannungsfeld zur zunehmenden Kommerzialisierung und Etablierung der Auktion als marktförmiges Geschäft der Objektzirkulation und war Thema in vielen Verordnungen. Eine diesbezügliche Regel, die in Auktionsbestimmungen im 18. Jahrhundert eingeführt wurde, besagte, dass ein Auktionator nicht verpflichtet war, jemand anders als die anwesende, bietende Person als Käufer zu behandeln und im Protokoll zu vermerken. Diese Norm sollte gewährleisten, dass Bietende, die behaupteten, nur als Agenten stellvertretend zu bieten, für die Gebote belangbar waren. Für das Auktionsprotokoll bedeutete dies, dass dessen mnemotechnische Funktion für den Auktionator eingeschränkt und es stärker als eine Präsenzliste im engeren Sinne verstanden wurde.

*Zur Lesbarkeit von Praxis und Liste:
Gebote und Zurechenbarkeit des Kaufgeschäfts*

Bemerkenswert sind allerdings die zugleich eingeräumten Spielräume, die der Beobachtbarkeit und Zurechenbarkeit sozialen Handelns Grenzen setzten. In den Verordnungen selbst finden sich Hinweise darauf, dass die Bemühungen untergraben wurden, Verantwortlichkeiten bei Haftungsfragen zu definieren. Ein solche Lücke war etwa die Einschränkung, dass anderweitige Absprachen zwischen einem Auktionator und Agenten durchaus möglich waren, wenn sich beide einigen konnten auf die Stellvertretung bzw. genauer: fiktive Präsenz und damit die Übertragung von Verbindlichkeiten. So heißt

es, um ein Beispiel exemplarisch anzuführen, in einer Ordnung von 1746, die Prozedere bei Auktionen an der Universität Erlangen regelte:

10.) Ist der Auctionator nicht schuldig, die erstandenen Bücher auf eines anderen als des Bietenden Namen aufzuschreiben, sondern kann sich schlechterdings an diesen, wann er sich auch mit gehabter Commission entschuldigen solte, halten; es wäre denn, daß der Commissarius [Buchagent] vorher mit ihm darüber einig geworden und sich legitimirt.³⁴

Ob solche Legitimierungen bzw. fiktiven Präsenzen als Geheimnisse gehandelt wurden, ob dies die gegenseitige Wahrnehmung bei den Bietverfahren beeinflusste und was dies für die Kaufpraxis insgesamt bedeutete, ist unklar. Eine Untersuchung dieser Fragen lässt sich jedoch nicht allein anhand der durchschossenen Auktionskataloge durchführen. Dass bei der Helmstedter Auktion von 1789 ein konkretes Wissen um solche Klientel-Verhältnisse existierte und dies durchaus aufmerksam im Verfahren verfolgt wurde, belegt ein kleiner Zettel, der in dem vorgestellten Handexemplar Rhodes überliefert ist. Demnach hatte zunächst der Helmstedter Theologieprofessor Heinrich Philipp Sextro (1746–1738) ein Werk ersteigert, das er im Anschluss aber einem Mitinteressenten namens Stuve aus Braunschweig überließ; dies war vermutlich der Pädagoge Johann Stuve (1752–1793). Der Auktionator Rhode strich entsprechend im Protokoll den Namen Sextro durch und passte die Änderung auf Stuve als Käufer an. Mit der kurzen Notiz dokumentierte der Helmstedter Theologieprofessor, dass ihm die Losnummer nicht in Rechnung zu stellen sei: »[Zur] Nr. 2391 wird von meiner Rechnung abgesetzt, und für Hr. Prof. Stuve, für [welchen] der Hr. Prof. Remer gekauft hat, auf dessen Rechnung notiert. [Unterzeichner] S[extro].«³⁵

Dies ist damit ein weiteres Zeugnis für die Divergenz zwischen Biet- bzw. Anwesenheitskommunikation und der mnemotechnischen Dokumentationspraxis. Bemerkenswert an der Notiz ist aber vor allem die Nebenbemerkung des Theologieprofessors, dass der Geschichtspräsident Julius August Remer (1738–1803) die eigentlichen Gebote abgegeben hatte; Remer war offiziell im Auktionskatalog als Kommissionär deklariert. In anderen Worten: Die im Katalog nachträglich verzeichnete Käuferperson (Stuve) war nicht identisch mit der Person, die in Präsenz geboten hatte (Remer), und

34 Verordnung wie es bei denen öffentlichen Auctionen auf der Hochfürstl. Brandenb. Culmbachl. Friedrichs-Universität solle gehalten werden, in: Vollständige Sammlung von Actis Publicis und Staats-Schriften, XIII. bis XVII. Stück, 1749, S. 89–92.

35 Systematisches Verzeichniß, Beizettel zu Losnummer 2391, ungebunden.

dieses Agent-Klient-Verhältnis war einer dritten Person (Sextro) bekannt. Vor diesem Hintergrund wäre genauer zu prüfen, welche Beteiligten (wie Sextro) das kommerzielle Handeln von Agenten überhaupt Dritten sicher zurechnen konnten und inwiefern die Zurechenbarkeit die kommerzielle Objektzirkulation beeinflusste. Das Dokument ist jedenfalls ein Hinweis darauf, dass die Stellvertretung ein relevantes Thema für die Beteiligten war. Gut denkbar also, dass in Zeiten einer besonderen »Ökonomie der Ehre« (A. Pečar) die kommerzielle Objektzirkulation (auch) solche Vertretungstechniken benötigte, um reibungslos erfolgen zu können.

Damit sind auch Quellenwert und die -grenzen der Auktionsprotokolle benannt: Als mnemotechnische, individuell vom Auktionator angelegte Dokumente geben sie keine Auskunft über Präsenzen und Käuferprofile in einem engeren Sinne, wohl aber sind sie ein wichtiges Zeugnis zu Handels- und Abrechnungspraktiken. Und im Zusammenspiel mit weiteren Quellengattungen können sie dazu beitragen, die Auktion in ihrer facettenreichen Gestalt als Präsenz- und Stellvertreterkommunikation und ihre Ausdifferenzierung als marktformig organisierte Handelsform zu beschreiben.

5. Das Nachleben der durchschossenen Kataloge: Formalisierung von Verfahren und mediale Verarbeitung

Wie relevant Buchauktionskataloge als Sammlungsobjekte waren, zeigt die Tatsache, dass sie in eigenständigen Bibliographien bzw. Dokumentensammlungen zusammengeführt wurden. Eine solche Bibliographie von Auktionskatalogen scheint erstmals in Frankreich in 1753 aufgelegt worden zu sein.³⁶ Diese enthielt auch Namen von den Personen, die die Objekte auf den Auktionen erstanden hatten. Möglicherweise orientierte man sich dabei an dem 1752 vom niederländischen Kunsthändler Gerard Hoet d.J. (1698–1760) veröffentlichten Werk, das wiederabgedruckte Auktionskataloge zu Gemälden in Auszügen enthielt, die um Verkaufspreise ergänzt wurden; Hoet legte damit wichtige Grundlagen für die spätere Provenienz- und Handelsforschung.³⁷

Auch im Kontext der Buchauktionen gab es eine Reihe publizistischer Auseinandersetzungen mit Auktionskatalogen insgesamt und insbesondere

³⁶ David McKitterick (wie Anm. 139), S. 123–125.

³⁷ Gerard Hoet: *Catalogus of naamlyst van schilderyen met derzelver pryzen, zedert een langen reeks van jaaren zoo in Holland als op andere plaatzen in het openbaar verkogt, benevens een verzameling van lysten van verscheyden nog in wezen zynde cabinetten*, 3 Bde. [Bd. 3 bearb. von P. Terwesten], Den Haag 1752–1770.

mit durchschossenen bzw. mit Marginalien versehenen Werken, die für die Frage nach dem zeitgenössischen Verständnis ihres Nutzens sehr aufschlussreich sind. Denn an ihnen lässt sich nachvollziehen, wie im 18. Jahrhundert eine Fokussierung auf die zahlenmäßigen Daten, die die Texte enthielten, erfolgte. Ein Verfasser eines anonym veröffentlichten Zeitschriftartikels hielt es etwa für ratsam, wenn »nach geendigter Auction die Nummern des Katalogs mit den Preisen abgedruckt« würden, und der Autor brachte seine Verwunderung zum Ausdruck, dass sich diese publizistische Praxis nur sehr schleppend durchsetze. Dies habe doch »mannigfaltigen Nutzen«. ³⁸ Zum Nutzen zählte der Autor u.a., dass das Kommissionsgeschäft für die Klienten bzw. Kommittenten transparenter werde. Auftraggebende könnten etwa anhand der Drucke nachvollziehen, welche Preise bezahlt worden seien. »Jeder auswertige Käufer wird dadurch überzeugt, daß das Buch, welches er empfängt, wirklich um den Preis ist erstanden worden, welchen er dafür bezahlt.« ³⁹

Auffällig dabei ist, dass sich das Problem für den Autor vor allem aus den wenig formalisierten Rollen der Beteiligten ergab. Ziel war es daher, die vielfältigen, sich überlagernden Interessen zwischen den Kommissionären und Agenten aus dem Verfahren herauszutrennen, und zwar insofern als die Agenten von den sich daraus ergebenden Erwartungen im Bietverfahren entlastet werden sollten – um dadurch die Bindungen letztlich auch erhalten zu können (Verfahrenssicherheit sollte vor Konflikten zwischen Kommissionären und Agenten im Nachgang schützen); der Autor wollte dieses Thema insgesamt daher nicht nur als monetäres Thema, sondern auch »in der Moral« untersucht sehen. ⁴⁰ Der Ursprung dieser Idee war also der Versuch, durch Transparenz die existierenden Netzwerke zu stabilisieren. Er lag nicht oder zumindest nicht primär im Ansinnen, eine für die breitere Öffentlichkeit gedachte allgemeine Datengrundlage zum Buchmarkt zu schaffen.

Die Idee, die Zuschläge, die Gebote bei einer Auktion erhalten hatten, zugänglich zu machen, nahm tatsächlich Form in Gestalt von Drucken an. Ein Beispiel hierfür sind die *Preiße zu der Bibliothek des Herrn geh. Rath und Kammerpräsident von Einsiedel*, ein Werk, das auf eine 1795 in Altenburg veranstaltete Versteigerung zurückging. ⁴¹ Das Buch, heute in mehreren

³⁸ Ueber Bücherauctionen, in: Der Anzeiger 28, 1791, S. 188f., Zitat S. 188.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd. S. 189.

⁴¹ *Preiße zu der Bibliothek des Herrn geh. Rath und Kammerpräsident von Einsiedel* in Altenburg, wie selbige vom 21. May 1795 und folgende Tage in Altenburg durch die Auktion verkauft worden, Leipzig 1795, digitalisiert unter: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN635925184>, Zugriff: 8. Dezember 2023.



Abb. 4: *Preiße zu der Bibliothek des Herrn geh. Rath und Kammerpräsidenten von Einsiedel* (1795), Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8 HLL XI, 1415

Bibliotheken überliefert, war offenbar eine von dem ursprünglichen Auktionskatalog unabhängige verlegerische Unternehmung.⁴² Der Unterschied

42 Die ›Preiße‹ erschienen in Leipzig, der ursprüngliche Katalog war in Gera veröffentlicht worden. Vorreiter war offenbar die Auktion zur Buchsammlung des Kanzlers der Universität Halle, Johann Peter von Ludewig, der 1743 verstarb. 1746 erschien in 5 Teilen unter wechselnden Titeln der Katalog: [Johann David Michaelis:] *Catalogus Praestantissimi Thesauri Librorum Typis Vulgatorum, Et Manuscriptorum, Joannis Petri De Ludewig [...] Publicae Auctionis Lege Finitis Nundinis Lipsiensium Vernalibus 1746 Vendendi*, Halle 1745 und 1746. Im Anschluss an die Auktion erschien 1746 in der Reihe noch ein Zusatzband, der die Preise bekannt machte: *Pretia auctionis bibliothecae Ludewigianae venditae*, Halle 1746 (digitalisiert unter: <https://opendata.uni-halle.de/handle/1981185920/90855>, Zugriff: 8. Dezember 2023). Der Band war, wie die Reihe insgesamt, in Latein verfasst und enthielt, wie die anderen Teile auch, eine kurze Einleitung. Laut dem Buchhändler, der die

10

Nummer.	tbl.	ar.	pi.	Nummer.	tbl.	ar.	pi.
137		6	6	1398		10	
28		12		1401		2	3
29		8		3		4	6
33	35	19	6	4		3	
36		5		5		15	
38 a)		10		6	7	1	6
38 b)		4		8		2	10
39		12		9		1	19
40		7		10		1	19
41		15		11		6	
42		4	6	12		1	
43		4		13		2	10
44		11		14		2	20
45		5	6	15		17	
48		7		16	21	7	
49	60	8	14	22	23	11	14
61		6	6	24		10	
62		8	6	25		2	5
65		1	22	26		1	21
66		1	18	27		2	9
68		1	5	28		3	19
69		16	6	29		2	12
70		5		30	34	7	8
71		5		35	41	18	10
72		13		42		5	
73		1	1	43		8	
74		9		44		0	
75		14		45		5	
76		9	6	46		1	
77 a)		14	6	48		4	11
77 b)		1	23	49		1	5
78	79	23		50	51	2	
80		15		52		6	
81		7	6	53	57	1	9
84		7		58		4	
85	92	4	1	59		1	18
93	95	2	10	60		1	14

Abb. 5: Radikale Geldwirtschaft als Datenordnungsprinzip in einem gedruckten Protokoll (1795), S. 10, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8 HLL XI, 1415

zwischen Katalog und Preisverzeichnis äußert sich bereits im Umfang: Die über 12.000 Losnummern wurden ursprünglich im älteren Auktionskatalog auf rund 500 Seiten angeboten. Die jüngeren »Preiße« kommen mit rund 80 Druckseiten aus, auf denen in gedrängter Form bis zu 200 Losnummern je Druckblatt aufgeführt sind.

Der Inhalt des Preisverzeichnisses ist letztlich nicht ohne den Katalog zu erschließen, denn es listet in numerischer Reihenfolge nahezu alle Losnummern auf, ergänzt um die Preise. Insofern ist es in seiner medialen Form dem

Einführung für die Preisliste verfasst und die Auktion ausgerichtet hat, verstand sich dieser letzte Teil u. a. als Rechenschaftsbericht für die Erben. In dieser Hinsicht unterschied sich das ältere Vorbild von den »Preise[n]«, die offenbar unabhängiger vom Kontext Auktion und ihren sozialen Bindungen entstanden sind und damit als stärker marktförmige Unternehmung auf eine Ausdifferenzierung hinweisen.

— II —

Nummer.	tbl.	st.	pf.	Nummer.	tbl.	st.	pf.
1461.	63	6	16	1527			19
64		1	23	31			22
65		1	3	32			4
66			9	33			1 6
67			14	34	35		5 4
68.	69	2	15	35			1 15
70			12	37			15
71		1	15	38			22
72.	73	2		39			4
74		1		40			2 19
75	77	1	4	42			2 6
78	80	5	11	43			2 18
81.	82	1	16	44			3 20
83		1	3	45			16
84		1	17	46			1 4
85		1	3	47			23
86.	87	1		48			11
88	90	2	10	49			1 22
91.	92	16		51.	52		18
94	95	9		53.	54		2 3
97		1	12	55			1 20
98			8	56			1 17
1500		5	3	57			15
1			21	58			1 2
2		8		60			4 20
3.	4	5	5	61			9
5	7	4	16	63			6 6
15			4	64			11
16			6	65.	67		1 15
17			13	68			4
18			12	70			4 6
18			9	71			1 11
19			1 17	72			1 5
20			2 1	73			1
21			18	74			16
22			5 12	75			18
23.	24	8	6	76			15
25.	26	8	6				

Abb. 6: Gegenüberliegendes Blatt, S. 11, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8 HLL XI, 1415

durchschossenen Protokoll nicht unähnlich: Handschriftliche Protokolle und die gedruckten Preisverzeichnisse teilen, dass man zum einen den Inhalt nur mit dem älteren Katalog erschließen kann (die »Preise« richten sich damit an ein begrenztes Publikum, das Zugang zum Katalog hatte). Zum anderen zeichnet beide mediale Formen aus, dass man ihnen Zuschläge und preisliche Wertigkeiten entnehmen kann.⁴³ Allerdings eröffnet die listenförmig angeordnete radikale Numeralität der gedruckten Preisliste, das Aufzählen und Bepreisen von Losnummern ohne Käufernamen, den Blick für den direkten Vergleich, und zwar ebenso in Bezug auf das generelle Preisniveau wie auf die Relationen zwischen einzelnen Höchstpreisen. Damit trugen diese Drucke in ganz besonderer Weise zur Formierung von Wertigkeiten und einer Kanonisierung von Sammlungsobjekten bei – zumal die in den Protokollen angeführten Bezahlvermerke, also der soziale Kontext des Kaufgeschäfts,

⁴³ Brendecke (Anm. 3), S. 64.

ebenso wenig Eingang in den Druck fanden wie ausstehende Forderungen (womit die Option ignoriert wurde, dass Handelsvorgänge teilweise abgebrochen wurden).

Solche kleineren, scheinbar für den engeren Beteiligtenkreis entwickelten Produkte – man musste Zugang zum Katalog haben, um den Inhalt zu verstehen – konnten Eingang finden in größere Veröffentlichungsprojekte. Diese waren zunehmend auf einer Metaebene angesiedelt und entledigten sich weiterer Informationen zum Entstehungskontext Auktion. Auch wenn man diese Unternehmungen zunächst allein auf theoretischer Ebene erprobte, so waren sie für die Geschichte der Kataloge und des Markts ein weiterer bedeutsamer Schritt: Ein anonymer Autor eines Journalartikels zu den »Kenntnissen[en] der mittlern Auctionspreise von Büchern« etwa zog vor dem Hintergrund seiner Lektüre vieler Kataloge den heute vielleicht irritierenden, weil übermäßig vereinfachten Schluss, man solle anhand solcher Preislisten den Durchschnittspreis eines jeden Buchs ermitteln (Unterschiede in Zustand und Ausstattung etc. waren für ihn unerheblich).⁴⁴

Deswegen halte ich es für ein sehr nützlich Werk, wenn jemand einen Catalogus von den besten und wichtigsten, ältern und neuern kostbaren ausländischen Büchern, in allen Theilen der Gelehrsamkeit, drucken ließe, und die mittlern Auctionspreise jeglichem Buche beyfügte. [...] Die sämmtliche Auctionspreise muß der Verfertiger eines solchen Verzeichnisses genau innehaben, und er wird sie, nebst einer nöthigen Kenntniß von den Büchern selbst, gewiss haben, wenn er ein rechter Bücherjäger ist.⁴⁵

Diese Datengrundlage erspare das langwierige Sammeln von Erfahrungswissen der ephemeren Veranstaltungen. Auch diese Idee wurzelte zunächst noch sehr in der Gedankenwelt und den Ordnungsmustern der Frühen Neuzeit, denn nach Auffassung des Autors wäre so eine Datenbasis auch deshalb wichtig und nützlich, weil man daran den Grad der Verbreitung von Buchwissen (»Gelehrsamkeit«) innerhalb eines »Lande[s] oder an einem Orte« bemessen könne.⁴⁶ Es ging also auch um den politischen Nutzen der Datensammlung und -veröffentlichung, den man daraus für den Staat ziehen konnte. Das Produkt, die Auktionspreisverzeichnisse, konnte so jedoch Schule machen und bildet tatsächlich heute einen wichtigen Bestandteil des

44 Ueber die Kenntniß der mittlern Auctionspreise von Büchern, in: Wittenbergisches Wochenblatt 12, 1783, S. 89–94 und S. 105–108.

45 Ebd., Zitat S. 92 und 93.

46 Ebd., S. 106.

ausdifferenzierten modernen Markts, wie analoge wie digitale Listen zu Auktionsergebnisse zeigen.⁴⁷

Tabellarische Zusammenstellungen zu den Käufernamen bzw. Sammlerpersonen oder die vergleichende Auseinandersetzung mit Sammlungsprofilen lassen sich nicht nachweisen.⁴⁸ Das Nachleben der durchschossenen Kataloge in Tabellen ist damit von einer Dekontextualisierung des eigentlichen, vielschichtig organisierten Anwesenheitsgeschäfts gekennzeichnet.⁴⁹ Diese Entwicklung ist indes nur dann angemessen beschrieben, wenn auch eine Auseinandersetzung mit den frühneuzeitlichen Eigenlogiken des Prozesses der Kommerzialisierung stattfindet und damit vor allem die Bedingungen und Begründungen thematisiert werden, die im Diskurs entfaltet wurden. Die Beispiele zeigen, dass die Auktionspreiserhebungen teilweise nur indirekt einer zunehmenden Kommerzialisierung des Auktionsgeschäfts den Weg bereiteten. Vielmehr wurden die vorgestellten Projekte vor dem Hintergrund der frühneuzeitlichen politisch-sozialen Gesellschaftsordnung entwickelt, an deren Grundfesten man nicht grundsätzlich rüttelte. In Hinblick auf die Auktionspraxis zeigt sich dies in dem weiterhin bestehenden Vorrang, den man informellen sozialen Netzwerken als Distributionswege von Wissen und Dingen einräumte. Auf der Ebene der Diskussion um den Wert von öffentlich zugänglichen Preisverzeichnissen belegt dies, dass ein expliziter Fluchtpunkt die Lage in einem Territorium bzw. in einer Gegend war. Nicht nur die Interessen einzelner Personen oder Gruppen ließen solche publizistischen Maßnahmen nützlich erscheinen, sondern ebenso jene des Staates.

47 Etwa: Taschenbuch der Auktionspreise alter Bücher (Radtke); Jahrbuch der Auktionspreise für Bücher, Handschriften und Autographen (JAP) oder Auktionspreise Online (APO) des Verbands Deutscher Antiquare.

48 Eher beschäftigen sich die entsprechenden Texte mit den komplexen Bedingungen des Kommissionsgeschäfts als der Rezeption und Verarbeitung von Namen, so etwa der Artikel: Ueber Bücherauctionen (Anm. 38).

49 Für die Kunstgeschichte lässt sich das gut nachvollziehen in dem wirtschaftstheoretischen Überblick bei Darius A. Spieth: Information Efficiency in Art Markets Past and Present, in: *Researching Art Markets. Past, Present and Tools for the Future*, hg. von Elisabetta Lazzaro, Nathalie Moureau und Adriana Turpin, Abingdon 2021, S. 141–151.

6. Zusammenfassung

Aus einer mediengeschichtlichen Perspektive betrachtet ist es Ziel des Beitrags, zu zeigen, dass sich der Sinn von durchgeschossenen Auktionskatalogen und -protokollen nicht auf die von ihnen dokumentierten Informationen zu Preisen und Namen beschränkt und ein eng gefasster Blick der Eigenart dieser Medien und ihrer Entstehungskontexte nicht gerecht wird. Auktionsprotokolle sind in erster Linie ein mnemotechnisches Instrument, das die Abrechnung des Bietverfahrens begleiten sollte. Die Druck-Handschrift-Hybride sind nicht nur ein Kennzeichen dafür, dass das kommerzielle Ereignis einer frühneuzeitlichen Auktion nicht mit der Flüchtigkeit des Bietprozesses abgeschlossen war, sondern waren auch Mittel, um die Handelsbeziehungen mit anwesenden wie abwesenden Personen zu organisieren.

Auf einer allgemeineren Ebene, die den Blick auf die eigentliche kommerzielle Auktionspraxis lenkt, ist es Anliegen dieses Beitrags, Zugänge zum frühneuzeitlichen Handel als einer epistemisch, sozial und politisch folgenreichen kulturellen Praxis zu ermöglichen. Dazu gehört, auf Ausdifferenzierungsprozesse von kommerziellem Objekthandel einerseits und die Grenzen dieser Entwicklungen andererseits aufmerksam zu machen. Als wichtiges Ergebnis der Auseinandersetzung mit den Logiken der Auktionsprotokolle und den Gebrauchsweisen ist festzuhalten, dass Neuerungen, wie die Professionalisierung von Ämtern, Normierungen von Zuständigkeiten und druckmedial hergestellte Transparenzen, keine eindeutigen Schritte hin zu einer Kommerzialisierung und Marktöffnung waren, diese Ambivalenzen aber den Weg dafür ebneten (dies betrifft die Diskurse ebenso wie die Auktionspraktiken, beispielsweise die facettenreiche Beteiligung der Hochschule als exklusive Autorität an den Helmstedter Auktionen).

Die Analyse von durchgeschossenen Auktionskatalogen kann so insgesamt betrachtet dazu beitragen, weitere Perspektiven auf die Wechselwirkungen zwischen Handel und Sammlungs-, Kanonisierungs- und Wertzuschreibungsprozessen zu eröffnen, indem sie die Geschichte des Erwerbs und der Zirkulation von Sammlungsobjekten als Praxis und damit zugleich in ihren spezifisch frühneuzeitlichen Eigenarten zu erklären sucht.

Angela Strauß

ZUSCHREIBUNG DER WERTE

GUTACHTEN ZU GEOWISSENSCHAFTLICHEN SAMMLUNGEN
IN PREUSSEN (1810–1840)

Das Königliche Mineralienkabinett in Berlin beherbergte im frühen 19. Jahrhundert eine der bedeutendsten Mineraliensammlungen Europas.¹ Dieser Stellenwert des Kabinetts, das seit dem Jahre 1810 dem Preußischen Innenministerium unterstand,² fußte auf einer Vielzahl von Sammlungszugängen: In den drei Jahrzehnten zwischen 1810 und 1840 gingen dem Kabinett 24 Sammlungen zu, je etwa zur Hälfte durch Schenkungen und durch Ankäufe. Diese Zugänge aber erfolgten nicht wahllos und nicht ungesteuert. Die Sammlungszugänge waren das Ergebnis eines systematischen, an unterschiedliche Wissensfelder anschließenden und mitunter auch wissenschaftspolitisch gefärbten Auswahlprozesses. Dieser Prozess wird in den Gutachten greifbar, die der Kabinetts-Direktor Christian Samuel Weiss (1780–1856) für jeden der Zugänge verfasste.

Weiss, der vom Kultusministerium berufen worden war,³ korrespondierte bis zum Ende seiner Amtszeit 1856 viele Male mit dem Minister und den

- 1 Zur Sammlungsgeschichte: Günter Hoppe: Das Königliche Mineralienkabinett in Berlin. Vorläufer des Mineralogischen Museums der Berliner Universität. *Neue Museumskunde*, 30 (1987), S. 295–307.
- 2 Das Mineralienkabinett ging auf die erste Berliner Bergakademie zurück und unterstand seit dem Jahre 1810 der Sektion für Kultus und öffentlichen Unterricht im Preußischen Innenministerium. Im Jahre 1817 wurde diese Sektion zum selbständigen Ministerium für geistliche Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Christina Rathgeber: Strukturelle Vorgeschichte und Gründung des Kulturministeriums, in: *Acta Borussica. Neue Folge. 2. Reihe: Preußen als Kulturstaat*, hg. von Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Abteilung I. Das preußische Kulturministerium als Staatsbehörde und gesellschaftliche Agentur (1817–1934). Bd. 1.1: Die Behörde und ihr höheres Personal. Darstellung, Berlin 2009, S. 4–19.
- 3 Sylvia Paletschek: Verbreitete sich ein ›Humboldt'sches Modell‹ an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert?, in: *Humboldt International. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von Rainer Christoph Schwinges, Basel 2001, S. 75–104; Günter Hoppe: Zur Geschichte der Geowissenschaften im Museum für Naturkunde zu Berlin. Teil 3: Von A.G. Werner und R.J. Haüy zu C.S. Weiss – Der Weg von C.S. Weiss zum Direktor des Mineralogischen

Räten in der preußischen Verwaltung über den Wert von Naturaliensammlungen.⁴ »Die Stücke selbst«, so urteilte er etwa im Frühjahr 1815 über eine Sammlung, die der Gesandte Heinrich von Struve (1772–1851) zum Kauf angeboten hatte, »sind eine zu schöne Bereicherung der Königl. Sammlung [...] als daß die Gelegenheit, sie für das Königl. Kabinet für einen so wirklich geringen Preis zu erwerben, anders als mit Bedauern vorbeigelaßen werden könnte.«⁵ Spricht er in diesem Beispiel die monetäre Dimension an – den »wirklich geringen Preis« –, so zeigt die Analyse seiner Gutachten, dass sich die Preise nicht allein nach der Qualität der Stücke bemaßen, sondern unterschiedliche Wertdimensionen adressierten. Weiss' Bewertungspraxis weist damit Analogien zur zeitgenössischen Bewertung von Konsum- und Kunstgegenständen auf. Wie die neuere Forschung gezeigt hat, fußte deren Wertschätzung gleichfalls weniger auf dem Materialwert oder auf den dem Objekt immanenten Eigenschaften. Wichtiger waren oftmals epistemische oder symbolische Zuschreibungen.⁶ Doch inwieweit lässt sich diese Wertevielfalt auf Naturalien im Allgemeinen und auf geowissenschaftliche Proben im Spezifischen übertragen?

Seit den 1990er Jahren setzen sich Wissenschaftler:innen verschiedener Fachdisziplinen vermehrt mit Werten und Werteverhältnissen von Dingen und Objekten auseinander: So erfasste der Anthropologe Arjun Appadurai das »soziale Leben der Dinge« und schloss hieran sein »concept of a tournament of value« an. Der Paläontologe John R. Nudds und der Zoologe Charles W. Pettitt legten einen Tagungsband zum Thema Wert und Bewertung naturhistorischer Sammlungen vor.⁷ Beide Arbeiten wurden in ihren jeweiligen Disziplinen stark rezipiert und in den letzten Jahren, vor dem Hintergrund des neuen Interesses an den Werten von Sammlungen sowohl

Museums der Berliner Universität, in: *Mitteilungen aus dem Museum für Naturkunde in Berlin*, 3 (2000), S. 3–25.

4 Verwaltungsakten des Königlichen Mineralienkabinetts: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK), I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1 (1810–1813) bis Bd. 6 (1834–1841).

5 Weiss an Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts des Innenministeriums, 18. Mai 1815, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 172.

6 Hans Peter Hahn und Anja Klöckner (Hg.): *Values and Revaluations. The Transformation and Genesis of ›Values in Things‹ from Archaeological and Anthropological Perspectives*, Oxford 2022.

7 John R. Nudds und Charles W. Pettitt (Hg.): *The Value and Valuation of Natural Science Collections*, London 1997; Arjun Appadurai, *Introduction. Commodities and the Politics of Value*, in: *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, hg. von Arjun Appadurai, Cambridge 1986, S. 3–63.

in der theoretischen Analyse als auch in der praxisorientierten Arbeit, wieder aufgegriffen.⁸

Laut Nils Güttler und Ina Heumann bewegt sich das Sammlungsobjekt in »einem komplexen Geflecht von Wertzuschreibungen«. Dabei überlagerten sich die »Zuschreibungen von Geldwert, Kulturwert und epistemischem Wert«.⁹ Aus dem vielfältigen Ökonomiebegriff ergibt sich die Forderung von Güttler und Heumann, dass die monetären und wirtschaftlichen Interessen nicht mehr in Fußnoten verschwinden oder durch den Fokus auf das Epistemische übergangen werden dürften. In diesem Sinne sollen in diesem Beitrag Praktiken der Wertzuschreibung aus einer sammlungsökonomischen Perspektive erörtert werden. Aus dieser Perspektive steht die Frage im Raum, an welche Wissensfelder die Wertermittlung anschloss. Wurde beispielsweise der monetäre Wert einer Sammlung höher bemessen, wenn diese nach einer aktuell wissenschaftlich vertretenen Systematik geordnet war?

Fraglich ist auch, ob es im Fall der Mineralienschenkungen des frühen 19. Jahrhunderts ein strategisches Handeln zur Wertgenerierung gab. Inwiefern ließ sich im Falle von Naturaliensammlungen der Wert durch die beteiligten Akteure erhöhen, so wie Marketing- und Produktionsprozesse bei Kunstgegenständen die externen Zuschreibungen beeinflussten?¹⁰ Wenn ja, war dieses Handeln in soziale Kontexte – zum Beispiel wissenschaftliche oder Experten-Netzwerke – eingebettet? Und steht es in einem Zusammenhang mit der seinerzeitigen Verdichtung und Vertiefung von Staatlichkeit und Bürokratie?

Wertedimensionen sind aus einer wissenschaftshistorischen Sicht bislang nur selten für Mineraliensammlungen thematisiert worden. Zumeist standen Pflanzen- und Tiersammlungen im Mittelpunkt. Unter den geowissenschaftlichen Sammlungen sind am ehesten die paläontologischen Sammlungen historisch hinsichtlich der Wertediskussion betrachtet worden; vorwiegend stand aber der epistemische Wert der Naturalien im Vordergrund. Dass sich

8 Robert Huxley et al.: *Managing Natural Science Collections. A Guide to Strategy, Planning and Resourcing*, London 2020; Andrew V. Suarez und Neil D. Tsutsui: *The Value of Museum Collections for Research and Society*, in: *BioScience*, 54 (2004), Nr. 1, S. 66–74; Hans Peter Hahn: *Notizen zur Umwertung der Werte. Perspektiven auf ökonomische Konzepte im interdisziplinären Diskurs*, in: *Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen*, hg. von Inga Klein und Sonja Windmüller, Bielefeld 2014, S. 17–36.

9 Nils Güttler und Ina Heumann (Hg.): *Sammlungsökonomien*, Berlin 2016, S. 7f.

10 Adriana Turpin: *The Value of a Collection. Collecting Practices in Early Modern Europe*, in: *Concepts of Value in European Material Culture, 1500–1900*, hg. von Bert De Munck und Dries Lyna, Farnham 2005, S. 255–284.

die Rede vom Wert nicht ausschließlich auf das Wissen bezog, sondern auch Bezüge zu monetären und sozialen Werten bestanden, wird im Weiteren an den Gutachten über die Sammlungszugänge ersichtlich werden.

Am Beispiel der Weiss'schen Gutachten für die geowissenschaftlichen Sammlungen wird im Folgenden untersucht, wie im Betrachtungszeitraum die Wertermittlung ablief, auf welche Wissensfelder sie Bezug nahm und welche sozialen Praktiken sie anstieß. Dazu wird in drei Schritten erörtert, wie Werte zustande kamen. In einem ersten Schritt soll das Wertesystem in den Sammlungsgutachten abgesteckt und nach der sozialen Praxis des Begutachtens gefragt werden. Im zweiten Schritt wird gezeigt, welche Rolle der monetäre Wert in der Sammlungsbeurteilung spielte und inwiefern hier von einer Marktförmigkeit der Sammlungen gesprochen werden kann. Daran anknüpfend wird im dritten Schritt beleuchtet, wie die beteiligten Akteure den Preis in Bezug zum wissenschaftlichen Wert setzten. Abschließend geht es um die Frage, wie der Gutachter – in dieser Studie der Direktor des Berliner Mineralienkabinetts, Weiss – seine Rolle im Bewertungsprozess selbst reflektierte.

1. Wertzuschreibungen

Der Mineraloge Christian Samuel Weiss¹¹ wurde 1780 in Leipzig als Sohn eines Theologieprofessors geboren. Nach seinem Studium an der Universität Leipzig und der Bergakademie Freiberg lehrte er in Leipzig als Professor für Physik, bis er 1810 als Professor für Mineralogie nach Berlin berufen und zugleich zum Direktor des Berliner Mineralienkabinetts ernannt wurde.¹² Bis zu seinem Tod 1856 beurteilte er nicht nur die Sammlungen, die dem Mineralienkabinett in Berlin angeboten worden waren. Er beurteilte auch jene, die den Mineralienkabinetten in Königsberg und Breslau übereignet werden sollten.¹³ Das war beispielsweise der Fall, als 1817 die Witwe Marie

11 Das stand im Zusammenhang mit den Abgaben von Sammlungsstücken an andere Universitätsmuseen. Bericht des Regierungsrats und Mitarbeiters des Kultusministeriums Friedrich Wilhelm Dieterici an den Kultusminister Karl Freiherr von Altenstein, 8. Dezember 1826, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va. Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 4, Bl. 92f.

12 Leopold von Buch hatte Weiss vorgeschlagen. Günter Hoppe: Christian Samuel Weiss und das Berliner Mineralogische Museum, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Mathematisch-Naturwissenschaftliche Reihe*, 31 (1982), S. 245–254.

13 GStA PK, I. HA Rep. 76, Va. Sekt. 11, Nr. 13, Mineralien-Kabinett der Universität Königsberg, Bd. 1 (1818–1829, 1861, 1873–1877).

Madeleine Simon (?–?) dem Kultusministerium die Mineraliensammlung ihres verstorbenen Mannes Paul Ludwig Simon (1771–1815) verkaufen wollte.¹⁴ Daraufhin wurde Weiss mitgeteilt, dass »das Ministerium wünscht von dem Werth derselben unterrichtet zu sein, und fordert Sie hierdurch auf, Ihr Gutachten darüber anher baldigst einzureichen.«¹⁵ Die Simon-Sammlung, deren Zusammensetzung sich nicht aus den Verwaltungsakten erschließen lässt, wurde für 600 Reichstaler angekauft.¹⁶

Für den Prozess der Begutachtung ist festzuhalten, dass alle Sammlungsangebote von Weiss persönlich begutachtet wurden, selbst wenn sie zunächst direkt an den Staatskanzler Karl August Fürst von Hardenberg gegangen waren. Alle beteiligten Akteure in der Verwaltung sprachen vom »Gutachten«. Das tat auch 1811 der Professor Henrik Steffens (1773–1845), der beauftragt worden war, nach der Berufung von Weiss dessen Privatsammlung zu begutachten, die Weiss an seine neue Institution abgeben wollte.¹⁷ Steffen sollte sagen, »ob und zu welchem Preise es ratsam wäre die erwähnte Sammlung ganz oder zum Theil zu acquirieren und mit der Berliner Sammlung zu verbinden.«¹⁸ Bei der Beauftragung von Steffens war bereits nach dem Preis der Sammlung gefragt worden; sein Gutachten enthielt entsprechend die Angabe einer Geldsumme.¹⁹ Es war, wie auch alle Gutachten von Weiss, an das Kultusministerium sowie an den Staatskanzler Karl August Fürst von Hardenberg gerichtet und endete, wie die Weiss'schen Gutachten mit der Empfehlung für oder gegen die Annahme einer Sammlung.

14 Marie Madeleine Simon (geborene Royer) an das Kultusministerium, 4. Dezember 1817, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va. Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 2, Bl. 69.

15 Kultusministerium an Weiss, 8. Dezember 1817, Berlin, Konzept, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va. Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bl. 70.

16 GStA PK, I. HA. Rep. 76, II Sekt. I h, Nr. 41 Die von der Hauptkasse der wissenschaftlichen Anstalten und der Generalkasse des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten geleisteten Vorschüsse sowie die bei den Regierungshaupt- und anderen Spezialkassen für Rechnung des diesseitigen Ministeriums gemachten Vorschüsse und deren Aufräumung (1816–1851), nicht paginiert. Im gleichen Jahr erhielt Weiss Auslagen für circa 680 Reichstaler von der Kasse erstattet.

17 Hoppe: Zur Geschichte (Anm. 3), S. 3–25, hier S. 20–22.

18 Henrik Steffens an das »Departement für den Cultus und den öffentlichen Unterricht«, Halle, 6. September 1811, Abschrift, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va. Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 19.

19 Die Weiss-Sammlung wurde für 1.500 Reichstaler angekauft. Kabinettordre von König Friedrich Wilhelm III., 10. Juli 1811, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va. Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 23.



Abb. 1: Epidot von Christian Samuel Weiss
MfN, Mineraliensammlung, Inventarnr. 1999-5017;
Fotografin: Antje Dittmann

Wegen der Zuspitzung des Urteils auf die Frage: Annahme oder Ablehnung, stellen diese Sammlungs-Gutachten eine spezifische und elaborierte Textform dar. Sie waren durchweg argumentativ angelegt, bedienten sich einer sachlich-objektivistischen Sprache, referierten auf »harte« Empirie und entsprachen insofern dem seinerzeitigen Wissenschafts-Sprachduktus. Sie waren darauf ausgerichtet, innerhalb der Institutionen Vertrauen zu erzeugen und nach außen Autorität zu vermitteln.²⁰ Die Weiss'schen Gutachten lassen sich damit als Experten-Gutachten qualifizieren.²¹

²⁰ Siehe übergreifend Bettina Dietz: *Das System der Natur. Die kollaborative Wissenskultur der Botanik im 18. Jahrhundert*, Köln u.a. 2017; Frank Büttner, Markus Friedrich und Helmut Zedelmaier: *Sammeln, Ordnen, Veranschaulichen. Zur Wissenskompilatorik in der Frühen Neuzeit*, Münster 2003.

²¹ Lemma »Gutachten«, in: *Goethe-Wörterbuch*, Bd. 4, Sp. 587, bes. 3 a, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB>, abgerufen am 31.3.2023.

Das jeweilige Gutachten setzte die Besichtigung der Sammlung voraus: Steffens reiste zu Weiss nach Leipzig; Weiss reiste entweder ebenfalls zu den zu begutachtenden Sammlungen oder ließ sich diese, wie im Fall der Struve-Sammlung, zur Ansicht nach Berlin schicken. Das Gutachten zur Sammlung Struve begann Weiss mit den Worten:

Die Sammlung ist wohlbehalten hier angelangt und erfüllt, was die Güte der Stücke betrifft die Erwartungen zu welchen sie berechtigt, vollkommen. Nur die Größe der Stücke bleibt bei der Mehrzahl derselben hinter der angekündigten so bedeutend zurück.²²

Hier zeigt sich, wie wichtig es für den Gutachter war, die Sammlungen persönlich in »Augenschein« zu nehmen. Anzahl und »Güte« der Proben konnte der Gutachter nur erfassen, wenn er die Sammlung gesehen hatte. Das Beispiel zeigt, dass die Beurteilung von Sammler und Gutachter auseinandergehen konnte.

Zahlreiche Sammlungen kannte Weiss aber auch bereits durch frühere Sammlungsbesichtigungen. Bekannt war ihm etwa die Sammlung des Arztes Carl Wilhelm Nose (1753–1835) gewesen, die 1818 als Schenkung angenommen werden sollte.²³ Auch die Sammlung des Herzoglich-Nassauischen Oberbergrats Ludwig Wilhelm Cramer (1755–1832) hatte Weiss schon besichtigt, bevor er 1818 vom Kultusministerium gefragt worden war, »ob er glaube, daß die Acquisition dieser Sammlung, so weit er sie kennt, für die hiesige besondere wichtig und wünschenswerth sey«.²⁴ Weiss kannte die Cramer-Sammlung: »Ich habe sie«, formulierte er in seinem Gutachten,

mit großem Interesse gesehen und eine sehr ansehnliche wohl gesammelte und wohl erhaltene Privatsammlung in ihr gefunden, nach, so viel ich mich erinnere, sehr vollständig, an Mineralprodukte der Nieder-Rheinischen Länder, des Siegenschen Nassauischen u. Schl[esien].²⁵

22 Weiss an Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts des Innenministeriums, 18. Mai 1815, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 172.

23 Weiss an Schuckmann, 28. Februar 1814, Berlin, Abschrift, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 62v.

24 Randvermerk von Johann Wilhelm Süvern, 22. Juni 1818. Christian Samuel Weiss, 18. Juni 1818, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 2, Bl. 122.

25 Weiss an Kultusministerium, 18. Juni 1818, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 2, Bl. 122–122v.

In den Schriftwechseln zwischen Weiss und dem Kultusministerium wird in diesem Fall deutlich, wie relevant die Fundorte waren. Schlussendlich gelangte diese »ansehnliche« und »vollständige« Sammlung von Cramer allerdings an die Universität Bonn statt an die Universität Berlin.²⁶

Die Gutachten von Weiss beinhalten wiederkehrende Kriterien. Zu diesen zählten die Stückzahl, die Fundorte und auch die »Güte« – heute würde man Qualität sagen. Alle drei Kriterien bedingten einander und trugen zur Bewertung einer Sammlung bei. Auf der Grundlage dieser Auswahlkriterien und ökonomischer Erwägungen entschied abschließend das Ministerium über den Kauf oder die Schenkung der Privatsammlung. Die Schlüsselstellung des Sammlungsverantwortlichen als fachlicher Experte liefert die beste Erklärung dafür, dass das Ministerium in aller Regel den Wertgutachten folgte.

Die Adjektive »selten« und »merkwürdig« kennzeichneten zusätzlich zu den drei Kriterien erwünschte Besonderheiten.²⁷ Als vom Direktor einer Mädchenschule im slowakischen Erzgebirge, dem Professor Andreas Christian Zipser (1783–1864), mehrere Sammlungen angeboten und nach Berlin gesendet wurden, teilte Weiss dem Kultusministerium mit:

Unter den für die oryctognostische Sammlung merkwürdigen Stücke verdient sowohl eine bedeutende Anzahl von Opalen (gemeinem Opal, Halbopal, Holzopal und Opaljaspis), als auch unter den Erzen vorzüglich ein schönes Stück krystallisiertes phosphorsaures Kupfer von Libethen, nebst den sog. Kupferglimmer von Poinick, ferner der Pecheisenstein mit Gneiseisenerde von Badin ausgezeichnet zu werden.²⁸

In den Gutachten unterschied Weiss die Zuordnung der Proben zu »oryctognostischen« Sammlungen in Abgrenzung zu »geognostischen«. Das ers-

26 Georg August Goldfuß (1782–1848), Professor für Naturgeschichte an der Universität Bonn, war vom Kultusministerium mit der Besichtigung und Begutachtung beauftragt. Bastian Röther: *Institutionalisierung der Naturwissenschaften in Preußen als Investition in die Zukunft. Die Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn und die Leopoldina (1818–1830)*, unveröffentlichtes Manuskript der Dissertation 2016, S. 144f.

27 Hinweis von Marianne Klemun bei der Tagung »Sammlungen mit Nutzen betrachten. Akteure geowissenschaftlicher Sammlungen um 1800 und ihre epistemischen Praktiken« im November 2022 in Görlitz; Marianne Klemun: *Communicating Geology between Bureaucracy, Public, Society and Layman. Private Conversation and Productivity in the Metropolis Vienna*, in: *Physis* LVI, 2022, S. 167–180.

28 Weiss an Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts des Innenministeriums, 3. März 1815, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va. Sect. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 175v.

tere Adjektiv bezeichnete im damaligen Sprachgebrauch die Mineralien-, die zweite die petrographischen Sammlungen; Opale und Erze zählen zu den Mineralien. Zu den Gesteinen, die in der zur Schenkung angebotenen, 200 Stück umfassenden Sammlung enthalten waren, schrieb er, dass die »Gebirgsarten insbesondere, welche in der Zipserschern Sammlung ohngefähr die Hälfte der Stücke ausmachen, [...] manche gar interessante und lehrreiche Exemplare« enthalten.²⁹

Ergänzend zu den Angaben von Anzahl, Fundorten, Güte und Besonderheiten fügte Weiss in dem Gutachten sein Urteil über die mögliche Verwendung bei. Zentral war die Frage, wie gut angebotene Sammlungen den Bestand des Königlichen Mineralienkabinetts in Berlin ergänzen konnten. Dies war für Weiss immer dann der Fall, wenn sie eine wie auch immer verstandene Vollständigkeit und damit Lehre und Forschung zu fördern versprochen. Bei der Zipser-Sammlung lobte Weiss die »Kenntniß der Ungarischen Produkte«,³⁰ und mit ihren Stücken »von vorzüglicher Güte« könnte sie die systematische Hauptsammlung in Berlin bestens vervollständigen. Das Ideal der Vollständigkeit begleitet das Reden über das Sammeln und das Anlegen von Sammlungen weitemfassend.³¹

2. Der Preis der Sammlung

Die Frage ist nun, wie sich die epistemischen Zuschreibungen zu den ökonomischen Bewertungen verhielten, die Weiss in seinen Gutachten vornahm. Spitzte er nur die Gutachten, die auf einen Ankauf ausgerichtet waren, auf eine Zahl zu – die empfohlene Kaufsumme – oder enthielten alle Annahmempfehlungen Aussagen zum monetären Wert? Wie begründete er seine Zahlen, inwiefern lässt sich hier von einer Monetarisierung oder gar Ökonomisierung der vormals ganz anhand von wissenschaftlichen beziehungsweise ästhetischen Kriterien beurteilten Objekten sprechen? Als Beispiel dienen zunächst wiederum die Schenkungen des zuvor schon erwähnten Schuldirektors Zipser, die er in nicht weniger als zehn Lieferungen nach Berlin auf den Weg brachte.

Im Herbst 1814 hatte Zipser dem Staatskanzler Karl August Fürst von Hardenberg eine erste Tranche von hundert ungarischen Mineralien ange-

²⁹ Ebd., Bl. 175v–176.

³⁰ Ebd., Bl. 175.

³¹ James Delbourgo: Commentary: Collect or Die, in: *The British Journal for the History of Science*, Special Issue: How Collections End, 2019, S. 1–9.



Abb. 2: Opale aus der Sammlung von Andreas Christian Zipser
MfN, Mineraliensammlung, Inventarnr. 2006-9195, 2006-9198, 2006-9194,
2006-9197; Fotografien: Maraike Hofer

kündigt; im Frühjahr 1815 sandte er weitere hundert Stücke nach Berlin.³² Daraufhin wurde Weiss beauftragt, die Stücke zu begutachten. Er urteilte, dass »im Ganzen die schöne Auswahl der Stücke [...] nicht anders als dankbar und mit Auszeichnung anerkannt werden« könne.³³ Als die dritte Lieferung von Zipser ankommen sollte, forderte der Staatskanzler vom Kultusministerium erneut die »gutachtliche Ansicht über den Werth«.³⁴ Doch einen Preis hatte Weiss bis dahin offenbar nicht genannt, denn nach zwei weiteren Lieferungen von je hundert Stück forderte der Staatskanzler Har-

32 Andreas Christian Zipser an Fürst von Hardenberg, Neusohl, 25. September 1814, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 116, und Hardenberg an Schuckmann, in welchem er von der zweiten Lieferung sowie dem Wunsch Zipers nach Anerkenntnis berichtet, Wien, 10. April 1815, ebd., Bl. 170.

33 Weiss an Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts des Innenministeriums, Berlin, 5. März 1815, als Antwort auf deren Aufforderung vom 20. Februar 1815, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 176.

34 Hardenberg an Schuckmann, Wien, 6. September 1815, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 182.

denberg, nun endlich eine Wertangabe, um Zipser »durch Verleihung eines Ordens, oder in Gelde«³⁵ zu belohnen.

Daraufhin teilte Weiss dem Innenministerium und damit auch dem Staatskanzler mit, dass er »die von dem Herrn Professor Zipser zu Neusohl eingesandten 500 Stück Ung[a]rischen Mineralien auf 250 bis 300 Thaler an Werth schätze«³⁶ – was keine besonders hohe Summe darstellte: Nach weiteren internen Abstimmungen³⁷ teilte die zweite Abteilung des Innenministeriums dem Staatskanzler mit, »daß die gesamten Mineralien wohl wissenschaftlichen aber keinen bedeutenden materiellen Werth haben und auf 250 bis 300 rthl. geschätzt werden«.³⁸ Dabei ist die Angabe einer Preisspanne durchaus typisch, so schrieb Weiß 1818 über die Sammlung des Potsdamer Regierungsrats Wilhelm von Türk (1774–1846): »Was den Geldwerth der von Türk'schen Sammlung betrifft [...] so schlage ich ihn nach meinen Erfahrungen zu 1500 bis 2000 rt. an.«³⁹ Die Preisspanne von 1.500 bis 2.000 Reichstalern ermöglichte es den anderen Akteuren, allen voran im Kultusministerium, den Preis auszuhandeln.⁴⁰ Zumeist folgte das Kultusministerium dem Urteil von Weiss.⁴¹

Bemerkenswert ist im Falle der Zipser-Sammlung zudem, dass diese im Laufe des Begutachtungsprozesses wissenschaftlich aufgewertet wurde:

35 Hardenberg an Schuckmann, Berlin, 11. März 1817, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 2, Bl. 19, mit der Frage nach dem Wert der von Zipser eingesandten Sammlung.

36 Weiss an Schuckmann, Berlin, 22. März 1817, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 2, Bl. 21.

37 Diese Abstimmungen erfolgten mit dem Direktor und geheimen Rat Ludwig Nicolovius und dem Kultusminister Freiherr Friedrich von Schuckmann. Handbuch über den Königlich Preußischen Hof und Staat für das Jahr 1818, Berlin 1818; Bärbel Holtz, Hartwin Spenkuch und Reinhold Zilch: Geschäftsgang und Geschäftsverteilung, in: Das preußische Kultusministerium als Staatsbehörde und gesellschaftliche Agentur (1817–1934), Bd. 1.1: Die Behörde und ihr höheres Personal. Darstellung, hg. von Wolfgang Neugebauer und Jürgen Kocka, Berlin 2009, S. 138–148.

38 Schuckmann an Hardenberg, Konzept vom 27. März 1817, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 2, Bl. 22,

39 Weiss an das Kultusministerium, 20. Mai 1818, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 2, Bl. 111.

40 Quittung für den Kauf bei Johanna Christina Geisler, 12. Oktober 1811, Leipzig, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 33.18,

41 Weiss gab den monetären Wert ohne eine Berechnung an, sondern aufgrund der Kriterien und basierend auf seinen Erfahrungen etwa beim Kauf von Objekten auf Auktionen. Eine Ausnahme stellt der Ankauf der Tamnau-Sammlung dar, siehe unten.

Beim Eintreffen der ersten von Zipser zugesandten und geschenkten Sammlung hatte der Staatsrat Uhden noch notiert, dass die von Zipser gesandten Mineralien weder von materiellem noch von wissenschaftlichem Wert seien »und größtentheils ohne zu großen Kostenaufwand von ihm angekauft werden können«.42 In der Folge hatte Weiss in seinem Gutachten jedoch ausgedrückt, dass er sich von den Stücken »lehrreiche wissenschaftliche Resultate«43 versprach44 – ohne diesen wissenschaftlichen Mehrwert aber mit einer monetären Aufwertung zu verbinden. Der Preis war hier nicht an die epistemische Wertschätzung gekoppelt – es handelte sich nicht um einen symbolischen Preis, wie es in der Forschung mit Blick auf Kunstgegenstände angenommen wird.45

Warum aber hatte der Staatskanzler trotz dieser Entkopplung von wissenschaftlichem und monetärem Wert im Falle einer Schenkung darauf beharrt, deren monetären Wert in Erfahrung zu bringen? Obwohl Zipser frühzeitig signalisiert hatte, dass er seine Sammlungen als »kleine Gabe«46 verstanden wissen wollte, war die Verwaltung bestrebt, eine angemessene Gegengabe auf den Weg zu bringen, ganz im Sinne von Marcel Mauss' Gabentheorie.47

42 Randvermerk von Wilhelm Uhden, 22. Juni 1815 Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 182.

43 Weiss an Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts des Innenministeriums, 3. März 1815, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 175r.

44 Die sog. »Nützlichkeit« der Sammlung bestand nicht nur bei einer Universitätsammlung wie dem Königlichen Mineralienkabinett in Berlin im Gebrauch für die Lehre. Maddalena Napolitani: *The Wonder of Mineralogy. Teaching and Collecting Practices within the Cabinet of Balthazar Georges Sage between Science and the Marvellous (1783–1794)*, in: *Ordnen, Vernetzen, Vermitteln. Kunst- und Naturalienkammern der Frühen Neuzeit als Lehr- und Lernorte*, hg. von Eva Dolezel u. a., Stuttgart 2018, S. 95–120; zu »Wissensdingen« siehe Miriam Müller: *Sammelnde Professoren. Die Ökonomie der Objektakkumulation an den Universitäten Helmstedt und Göttingen im 18. Jahrhundert*, in: *Wissen und Wirtschaft: Expertenkulturen und Märkte vom 13. bis 18. Jahrhundert*, hg. von Marian Füssel, Philip Knäble und Nina Elsemann, Göttingen 2017, S. 391–416.

45 Olav Velthuis: *Symbolic Meanings of Prices. Constructing the Value of Contemporary Art in Amsterdam and New York Galleries*, in: *Theory and Society*, 32 (2003), 2, S. 181–215.

46 Zipser an Hardenberg, 25. September 1814, Neusohl, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 1, Bl. 116r.

47 Die gesamte Thematik der Reziprozität bei Sammlungsschenkungen wird bearbeitet im Projekt »Schwerwiegende Schenkungen« (<https://www.museumfuernaturkunde.berlin/de/wissenschaft/schwerwiegende-schenkungen>). Einführend: Stephan

Denn Hardenberg sah mit der goldenen Medaille der Akademie der Wissenschaften Zipser unzureichend »entschädigt«, weswegen Zipser auch noch das »Magazin der hiesigen Gesellschaft naturforschender Freunde« erhalten sollte, dessen Preis von 35 Reichstalern und 12 Groschen die Staatsdiener zum Medaillenwert hinzuaddierten.⁴⁸ Im Vergleich zum Ankauf war der monetäre Wert bei Schenkungen wie bei der Zipser-Sammlung also weniger dafür erforderlich, um zu entscheiden, ob die Sammlung angenommen werden sollte. Es ging darum, die Höhe der Gegengabe zu bestimmen. Daneben drückt sich in diesem Bestreben, einen Geldwert zu ermitteln, aber auch eine allgemeine Ökonomisierung der Verwaltung im Zuge des Aufstiegs der Nationalökonomie aus.⁴⁹

Tatsächlich zielt die Formulierung »materieller Werth« auf die Staatsfinanzen ab; sie ist in der kameralistischen Literatur um 1800 häufig zu finden. Der Philosophieprofessor Ludwig Heinrich Jakob (1759–1827) schrieb in seinem Buch über die Nationalökonomie von »materiellen« Werten, die zusammen mit den »immateriellen Gütern« den Reichtum vergrößern können.⁵⁰ Der Minister des Innern, Freiherr von Schuckmann, hatte 1817 noch vom »merkantilisten Werth« geschrieben, den Weiss für Edelsteine benennen solle, die König Friedrich Wilhelm III. zu kaufen erwogen hatte.⁵¹ Dass die beteiligten Akteure beim Begriff »Wert« in den Jahren nach 1800 von einem monetären Wert beziehungsweise Kaufwert ausgingen – keineswegs von einem symbolischen oder kulturellen Wert –, zeigt die Begutachtung der Zipser-Sammlung.

Die Preisangabe zu den Sammlungsschenkungen war damit einerseits die Konsequenz aus einem »ökonomischen Blick«, den die Staatsdiener infolge der Aufklärungsideen im 17. und 18. Jahrhundert zunehmend einnahmen. Hierdurch erreichten ökonomische Denkmuster sukzessive alle Lebens-

Moebius: Marcel Mauss, *Essai sur le don*, in: *Schlüsselwerke der Kulturwissenschaften*, hg. von Claus Leggewie u. a., Bielefeld 2012, S. 47–49. Zur Anwendung auf Mineralien siehe Elizabeth Emma Ferry: *Not Ours Alone. Patrimony, Value and Collectivity in Contemporary Mexico*, New York 2005.

48 Hardenberg an Schuckmann, 9. April 1817, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 2, Bl. 27.

49 Kerstin Vincenz: *Bewerten. Strategien für universitäre Sammlungen*, in: *Sammlungsökonomien* (Anm. 9), S. 187–200.

50 Ludwig Heinrich Jakob: *Grundsätze der National-Oekonomie, oder National-Wirtschaftslehre*, Halle 1805, S. 241 f.

51 Schuckmann an Weiss mit dem Auftrag, das Angebot des Edelsteinschleifers Carl Beckers zu begutachten, 19. Mai 1817, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 2, Bl. 39.

bereiche.⁵² Zum anderen erfolgte der administrative Austausch über den Preis von Sammlungen vor dem Hintergrund einer zunehmenden Marktförmigkeit von naturkundlichen Artefakten und Sammlungen,⁵³ die sich auch außerhalb der Bürokratie widerspiegelt, zum Beispiel in Gestalt von Zeitschriftenanzeigen, in denen Sammlungen zum Kauf angeboten wurden.⁵⁴

3. Wertsteigerung aufgrund von Systematik?

In Weiss' Gutachten kam neben dem Preis also auch der wissenschaftliche Wert der jeweiligen Sammlung zur Sprache. Naturwissenschaftliches Wissen konstituierte eine zentrale Referenz der Weiss'schen Gutachten. Der Bezug auf Bildung und Forschung war für Weiss ein Wert an sich, der unabhängig vom Materialwert bestand.

Prägnant zeigt sich dies in dem Gutachten, das er im Zusammenhang mit dem Erwerb der über 4.800 Stücke umfassenden Sammlung des Berliner Chemikers Martin Heinrich Klaproth (1743–1817) nach dessen Tod verfasste. Zwar schloss seine Bewertung den materiellen Wert ein, der bei Materialien wie Gold oder Silber direkt zum Monetären überleitet.⁵⁵ Stärker aber stellt Weiss den Wert der Sammlung in einen Zusammenhang mit deren wissenschaftlicher Relevanz:

- 52 Steven L. Kaplan und Sophus A. Reinert: The Economic Turn in Enlightenment Europe, in: *The Economic Turn. Recasting Political Economy in Enlightenment Europe*, hg. von Steven L. Kaplan und Sophus A. Reinert, London 2019, S. 1–34.
- 53 Anne Coote u.a.: When Commerce, Science and Leisure Collaborated. The Nineteenth-Century Global Trade Boom in Natural History Collections, in: *Journal of Global History*, 12 (2017), S. 319–339; Simon Ville: Researching the Natural History Trade of the Nineteenth Century, in: *Museum History Journal*, 13 (2020), Nr. 1, S. 8–19; Staffan Müller-Wille: Nature as a Marketplace. The Political Economy of Linnaean Botany, in: *Oeconomies in the Age of Newton*, hg. von Margaret Schabas und Neil De Marchi, Duke 2003, S. 154–172.
- 54 1809 neu eingeführte Rubrik »Mineralien-Handel«, in: *Taschenbuch für die gesammte Mineralogie mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen für das Jahr 1809*, Frankfurt am Main 1809, S. 395–400. Das Interesse daran begründet der Herausgeber Karl Cäsar Leonhard im Vorwort der dritten Ausgabe; Wendell E. Wilson: The Heidelberger Mineralien-Comptoir. One of Europe's earliest mineral dealerships, in: *The Mineralogical Record*, 41 (2010), 6, S. 513–519; Bernhard Fritscher: Making Objects Move. On Minerals and Their Dealers in 19th Century Germany, in: *HoST – Journal of History of Science and Technology*, 2012, S. 84–105.
- 55 Erica Schoenberger: Why is gold valuable? Nature, social power and the value of things, in: *Cultural Geographies*, 18, Nr. 1, S. 3–24.

Der Wert der Klaprothischen Mineraliensammlung ist ein zweifacher; einestheils, sofern er an den Stücken an und für sich haftet; anderentheils, sofern er in enger Verbindung mit den Arbeiten und literarischen Werken steht, durch welche Klaproth in der mineralogischen Chemie Epoche gemacht hat, und wodurch diejenigen Stücke, mit welchen er gearbeitet, zu einem klassischen Gegenstande der Wissenschaft geworden sind.⁵⁶

In seinen Gutachten erklärte Weiss zudem, dass er keinen »Geldwert« für die Klaproth-Sammlung schätzen könne. Seiner Argumentation nach seien alle Sammlungsteile – das schloss neben den Mineralien und Gesteinen auch Meteoriten, Münzen und ein Herbarium ein – mit dem Namen Klaproth verknüpft, der in ganz Europa bekannt sei, und deswegen könnten sie »ohne Rücksicht auf ihren Wert an sich [...] für die verlangte Summe«⁵⁷ verkauft werden. Klaproth hatte seine Sammlung vor seinem Tod dem preußischen Staat für 12.000 Taler in Gold angeboten, und für diese Summe wurde die Sammlung schlussendlich den Erben abgekauft.⁵⁸ Das war die höchste Summe, die in den Gründungsjahren des Kabinetts vom preußischen Staat für eine Gesteins- und Mineraliensammlung gezahlt wurde.

Dass die wissenschaftliche Reputation des Sammlers den monetären Wert einer Sammlung erhöhte, zeigt sich auch am Beispiel der Sammlung des Naturforschenden Ernst Florens Friedrich Chladni (1756–1827). Chladni hatte in seinem Testament seine Meteoritensammlung dem preußischen Staat als Geschenk vermacht. Kultusminister Karl Freiherr von Altenstein urteilte dazu: »Die treffliche Gesinnung, welche der Verewigte durch diese Schenkung ausgesprochen hat, verdient um so mehr dankbare Anerkennung, je unschätzbare der wissenschaftliche Werth der gedachten Sammlung ist.«⁵⁹ Auch in diesem Fall gingen also die wissenschaftliche Leistung und die Re-

56 Bericht von Weiss über den Nachlass von Klaproth, 22. Januar 1817, Berlin GStA PK, Abschrift, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 2, Bl. 9, erwähnt auch in Günther Hoppe: Die Mineraliensammlung Martin Heinrich Klaproths und seine mineralanalytischen Bestrebungen, in: Zeitschrift für geologische Wissenschaften, 11 (1983), S. 1245–1253.

57 Bericht von Weiss über den Nachlass von Klaproth, 22. Januar 1817, Berlin, Abschrift, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 2, Bl. 9r.

58 GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 17, Erwerbung der naturhistorischen Sammlungen und Kunstsammlungen des Obermedizinalrats Professor Dr. Martin Heinrich Klaproth (1816–1819).

59 Altenstein an den König Friedrich Wilhelm III., 11. Juli 1827, Berlin GStA PK, I. HA Rep. 89, Nr. 21524, das Mineralien-Kabinet der Universität zu Berlin und das dabei angestellte Personal (1824–1913), Bl. 4.

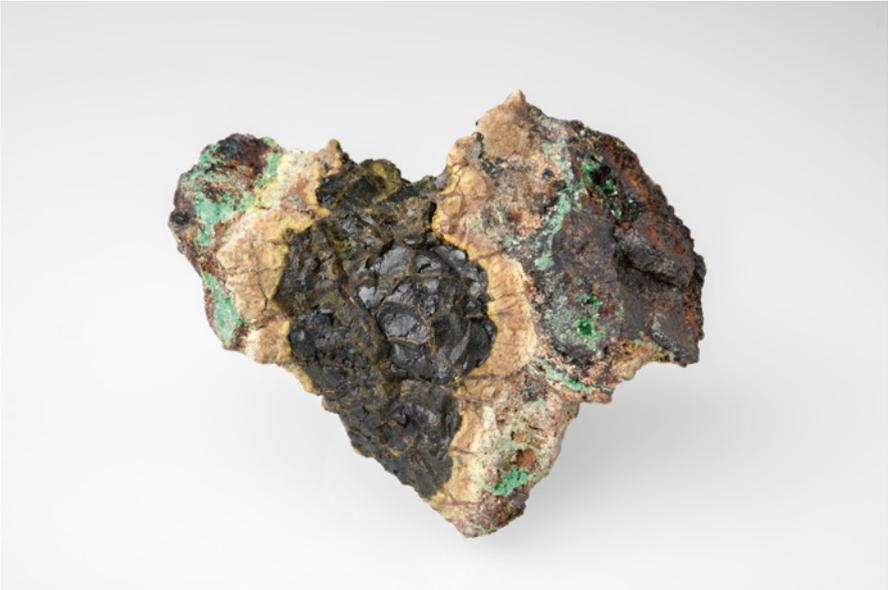


Abb. 3: Typprobe zur Uranentdeckung von Martin Heinrich Klaproth
MfN, Mineraliensammlung, Inventarnr. 1999-0498;
Fotografin: Hwa Ja Götz

putation des Sammlers auf die Sammlung über. Hintergrund dürfte sein, dass mit dem Namen einer wissenschaftlich erfolgreichen Person die Aussicht verbunden war, dass die von ihr erstellte Sammlung wissenschaftlich gut erschlossen war. Zur wissenschaftlichen Erschließung zählte unter anderem, dass die Proben beschriftet waren und dass sie Etiketten besaßen, auf denen die Bezeichnung und im günstigsten Fall der Fundort vermerkt waren.⁶⁰

Freilich ging für Weiss der wissenschaftliche Wert einer Sammlung nicht in dem wissenschaftlichen Renommee des Sammlers auf. Er schrieb nicht nur jenen Sammlungen einen wissenschaftlichen Mehrwert zu, die von einem renommierten Naturforschenden stammten. Doch wodurch bemaß Weiss in diesen Fällen den wissenschaftlichen Wert? An welchen Kriterien machte er fest, ob eine Sammlung wissenschaftlichen Mehrwert besaß oder nicht – in einer Zeit, in der die Bezeichnungen der Mineralien und Gesteine noch

60 Johann Zenz: Von Sammlern, Sammelsurien und Sammlungen – Betrachtungen zur Philosophie, Anthropologie, Kultur und Geschichte des privaten Mineraliensammelns, in: Mineralien-Welt, 5 (2019), S. 65–76, hier S. 68f.

oftmals divergierten und schlechterdings nicht als Referenz für »Wissenschaftlichkeit« herangezogen werden konnten?⁶¹

Viel spricht dafür, dass für Weiss die Verbindung der Sammlung mit einem Ordnungssystem einen zentralen Aspekt ihrer Wissenschaftlichkeit – oder ihrer fehlenden Wissenschaftlichkeit – ausmachte. Vom Ende des 18. Jahrhunderts an war die Mineralogie neben der Arbeit an der Nomenklatur geprägt von der Suche nach einer Systematik.⁶² Da Anfang des 19. Jahrhunderts für Mineralien und Gesteine noch keine eindeutige, allumfassende Systematik verwendet wurde, stellten das Sammeln und das Zusammenstellen von Sammlungsproben Praktiken dar, die auf Systematisierungsversuche reagierten beziehungsweise diesen vorangingen.

An dieser Stelle kommt der von den Zeitgenossen im deutschsprachigen Raum als bedeutendster Mineraloge wahrgenommene Abraham Gottlob Werner ins Spiel. Was Linné für die botanische und zoologische Taxonomie darstellte, war Werner für die mineralogische und petrographische Systematik: die Autorität, an der sich Sammelnde orientierten und deren Maßstäbe es weiterzuentwickeln galt. Werner klassifizierte die Sammlungen nach deren äußeren Kennzeichen, insbesondere nach der Farbgebung. Weiss war Schüler von Werner. Gab er deshalb der Klassifikation von Mineralien und Gesteinen höheres, deren Wert konstituierendes Gewicht?

Der Befund fällt uneindeutig aus: Zwar nahm ab den 1830er Jahren die Bedeutung der Mineraliensystematik für die Bewertung der Sammlungszugänge sichtbar zu.⁶³ Im Zusammenhang mit dem Ankauf der 1837 akquirierten Bergmann-Sammlung wurde explizit auf die Weiss'sche Systematik hingewiesen:

Das System, nach welchem die Krystalle geordnet sind, ist diejenige welches nicht allein die bequemste Übersicht darbietet sondern auch in wissenschaftlicher Beziehung so große Vortheile gewährt und welches dem Herrn Professor Weiss seine Entstehung verdankt. Durch diese Art der Aufstellung ist die Krystallsammlung mit der ebenfalls nach dem Weissischen System geordneten oryktognostischen Sammlung in den nächsten Zusammenhang gebracht.⁶⁴

61 Die Problematik der Nomenklatur schon im 19. Jahrhundert wird thematisiert bei Franz von Kobell: *Geschichte der Mineralogie von 1650–1860*, München 1964, S. 173.

62 Bernd Voland: *Über die Entwicklung der Mineralsystematik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Schüler A. G. Werners*, in: *Freiberger Forschungshefte*, C 223 (1967), S. 179–189.

63 Was nicht ausschließt, dass die Ordnung relevant war, nur eben an anderer Stelle im Aneignungsprozess.

64 *GStA PK, I. HA Rep. 76, Va. Sect. 2 Tit. X Nr. 57* Erwerbung der Sammlung von Mineralien des Medizinalrats Gottlieb Wilhelm Bergemann aus Berlin, Bl. 2r, Be-

Andererseits genügte es Weiss vielfach, dass die neuen Sammlungen gut verzeichnet waren, denn er sortierte die neu aufgenommenen Sammlungen sowieso in die bereits bestehenden Teilsammlungen des Berliner Mineralienkabinetts ein.⁶⁵ Der monetäre Wert ergab sich für ihn aus der Seltenheit (teils bedingt durch Zugänglichkeit) der Einzelstücke, aber auch aus den Nutzungsmöglichkeiten der Sammlung. Insofern basierte in den Gutachten von Weiss der monetäre Werte oft entweder auf den wertvollsten Stücken oder auf den Anwendungsbereichen in Lehre und Forschung.

Letzteres galt etwa für eine im Jahre 1828 übernommene Sammlung von Gesteinen aus England, Wales und Schottland. Dieser Schenkung schrieb Weiss einen »klassischen Werth« zu und erwähnte – wie schon bei Klaproth – die Sammlerreputation, denn »diese Sammlung [war] von so ausgezeichneten Kennern der Wissenschaften, als die Herrn von Oeynhausen und von Dechen sind, zusammengebracht und durch den zweckmäßigsten Ankauf belehrender Versteinerung noch vervollständigt worden.«⁶⁶

Neben den Kriterien wie Seltenheit und Wissenschaftlichkeit führte Weiss also die Sammlerpersönlichkeit als weiteres Kriterium an, das Einfluss auf den Wert der Sammlung haben konnte. Erneut kam der Topos vom unsichtbaren Band zwischen Sammler und Sammlung zum Tragen.⁶⁷ Viel spricht dafür, dass für Weiss bei seinen Bewertungen der Sammlungen dieser soziale Faktor sogar wichtiger gewesen sein könnte als die wissenschaftliche Mineraliensystematik.

richt ohne Datum und Namen des Verfassers, eventuell verfasst von Carl Wilhelm Sigismund Bergemann (1704–1884), Sohn des Sammlers, der wie sein Vater auch Mediziner und Apotheker war. Die Sammlung wurde von dem Schuldirektor Kayser geordnet. Gustav Eduard Kayser: Beschreibung der Mineraliensammlung des Herrn Medicinalrath Bergemann zu Berlin, Abteilung 1–2, Berlin 1834.

65 »Ich bin während des ganzen verfloßenden Herbstferien [...] ununterbrochen mit der totalen Umordnung der systematischen Sammlung beschäftigt gewesen.«, Weiss an Kultusministerium, 29. November 1819, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 11 Tit. X, Nr. 13 Bd. 1, nicht paginiert.

66 Weiss an Kultusministerium, 4. Februar 1828, Berlin, GStA PK, I. HA Rep. 76, Va Sekt. 2, Tit. X, Nr. 21, Bd. 4, Bl. 128.

67 Simon J. Knell: Consuming Fossils and Museums in the Nineteenth-Century, in: Museums in the Material World, hg. von Simon J. Knell, London/New York 2007, S. 261–273, hier S. 270.

4. Gutachter im sozialen Prozess

Die soziale Interaktion von Weiss war geprägt von seinem persönlichen Netzwerk.⁶⁸ Neben dem Netzwerk, das aus seinen Schülern bestand,⁶⁹ war Weiss auch in andere Zirkel eingebunden, allen voran der »Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin«.⁷⁰ Zu letzterem Netzwerk gehörte auch der Berliner Apotheker und Arzt Gottlieb Wilhelm Bergemann (1764–1837). 1837 sollte dessen Sammlung für das Königliche Mineralienkabinett angekauft werden. Weiss konnte die Sammlung des im April 1837 verstorbenen Bergemann nicht mehr besichtigen, weil er bereits verweist war. Er erlaubte sich anhand des Katalogs ein Urteil.⁷¹ Letztlich sollte, so Weiss, die Bergemann-Sammlung mit 8.000 Mineralienstücken für 8.000 Reichstaler angekauft werden.⁷²

In dem Gutachten über die Bergemann-Sammlung schrieb Weiss an Olfers, der zwei Jahre später Generaldirektor der königlichen Museen werden sollte und den Weiss als »Freund« ansprach, dass Bergemann seine Sammlung mit »Liebhaberei« über 20 Jahre hinweg angelegt habe. Zudem sei Bergemann immer bemüht gewesen, diese zu vervollkommen habe viel Zeit aufgewendet, die »auswärtigen Mineralienfunde« unentgeltlich zu erhalten. Die Erben ver-

68 Zur Bedeutung von Netzwerken im Kontext der Geowissenschaften: Ernst P. Hamm: Mining History. People, Knowledge, Power, in: *Earth Sciences History*, 31 (2012), 2, S. 321–326; Marianne Klemun: Internationale Kontakte und Funktionen des Mineraliensammelns am Beispiel von Sigmund Zois (1747–1819), in: *Berichte der Geologischen Bundesanstalt*, 51 (2000), S. 13–19.

69 Günter Hoppe: Zur Geschichte der Geowissenschaften im Museum für Naturkunde zu Berlin. Teil 4: Das Mineralogische Museum der Universität Berlin unter Christian Samuel Weiss von 1810 bis 1856, in: *Mitteilungen aus dem Museum für Naturkunde in Berlin*, 4 (2001), S. 3–27, S. 9 mit einer Übersicht über seine »Schüler«, unter andere von Dechen und von Oeynhausens; zudem zu Friedrich Hoffmann und dessen Sammlung.

70 Katrin Böhme: Artikel: Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin [GNF], in: *Handbuch der Berliner Vereine und Gesellschaften 1786–1815*, hg. von Uta Motschmann, S. 79–90. Beispielsweise waren auch Abich, Nose und Zipser dort Mitglieder, siehe Bernhard Zepernick: Die Mitglieder der Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin 1773 bis 1973, hg. von Walter Sudhaus, Keltern 2013, S. 22, 251 und 392.

71 Ebd., Bl. 5.

72 Günter Hoppe: Friedrich Tamnau (1802–1879) – Mineraloge, Mineralsammler und Mäzen, in: *Mitteilungen aus dem Museum für Naturkunde in Berlin*, 7 (2004), 1, S. 45–59, hier S. 49, demnach besaß er 13.000 Mineralienstücke, vgl. E. Kayser: Beschreibung der Mineraliensammlung des Herrn Medicinalrath Bergemann zu Berlin. Abt. 1–2, Berlin 1834.

kauften die Sammlung in den Augen von Weiss für einen »angenäherten und ermäßigten Werth«.73 Mit seiner Argumentation forcierte er den Ankauf also.

Im Falle der zeitgleich zum Ankauf angebotenen Sammlung des Bankiers Friedrich Tamnau (1802–1879) urteilte er ganz anders. Zwar besaß dieser Sammler in den Augen von Weiss »zwar noch mehr [als Bergemann], und Schönes [...] aber, wenn wir ihm seine Sammlung heute abkaufen, [wird er] in ein paar Jahren wieder alles ähnliche oder noch besser zu verkaufen haben«.74 Es waren aber weniger die von Weiss abgelehnte Sammlungspraxis und die kommerziellen Interessen von Tamnau, die dem Ankauf im Wege standen. Dass sich wissenschaftliche und kommerzielle Interessen beim Sammeln von Naturalien nicht voneinander trennen lassen, zeigen Forschungen zu kolonialen Sammlungskontexten.75 Wichtiger war, dass Tamnau einem anderen wissenschaftlichen Netzwerk angehörte: Er hatte bei Friedrich Mohs promoviert und folgte dessen Systematik; womit sich Weiss' Ablehnung seiner Person und seiner Sammlung erklären lässt.76

Die Wertzuschreibungen einschließlich des Ermitteln des monetären Wertes erklären sich also auch aus den sozialen Gefügen heraus, in die der Gutachter eingebunden war. Auch die Sammlungsschenkung des Arztes Johann Anton Stolz (1778–1855) im Jahr 1826 lässt sich als sozialer Akt deuten.77 Weiss hebt zwar auch in seinem Gutachten über diese Sammlung hervor, dass die Stücke selten seien und das Berliner Mineralienkabinett vervollständigen würden. Aber zugleich erklärt er:

Sammlungen in solcher Art sind im Handel gar nicht zu erhalten, sondern müssen entweder durch eigens angestellte Reisen zusammengebracht werden, oder können nur durch freundschaftliche Verbindungen mit Männern im Lande, die eine lange Zeit und Muße auf das Sammeln in ihrer Gegend verwendet haben, erlangt werden.78

73 GSTA PK, I. HA Rep. 76, Va. Sekt. 2 Tit. X Nr. 57, Bl. 5r.

74 Ebd.

75 Tomomi Kinukawa: *Learned vs. Commercial? The Commodification of Nature in Early Modern Natural History Specimen Exchanges in England, Germany, and the Netherlands*, in: *Historical Studies in the Natural Sciences*, 43 (2013), 5, S. 589–618.

76 Hoppe: Tamnau 2004 (Anm. 72), S. 48, dort auch Ausschnitte des Gutachtens von Weiss über die Tamnau-Sammlung.

77 Zur Theorie David Graeber: *Toward an Anthropological Theory of Value. The False Coin of Our Own Dreams*, New York 2001.

78 Weiss an Kultusministerium, 14. Januar 1827, GSTA PK, I. HA Rep. 76, Va. Sekt. 2, Tit. X, Nr. 24 Überlassung und Abgabe der geognostischen Mineraliensammlung des Dr. Stolz in Tepliz an die mineralogische Sammlung (1826–1854), Bl. 6r.

So hoch Weiss in seinen Gutachten die Bedeutung der Sammlungsreisen schätzte – er selbst hatte hier nie praktische Erfahrungen gesammelt. In seiner fachlichen Beurteilung der Stolz-Sammlung führte er an, dass er durch eine Durchreise immerhin die »Kenntniß des Landes« erlangt hatte. Stolz, der aus Teplitz in Böhmen kam, hatte im Gegensatz dazu Mineralien und Gesteine im Feld gesammelt. Weiss schloss sein Gutachten mit dem Fazit, die Stolz-Sammlung sei eine »schätzbare und wissenschaftlich hochzuachtende Bereicherung unseres mineralogischen Museums«.79 Anstatt also selbst zu sammeln, übernahm Weiss als Professor für Mineralogie, als Gutachter und Experte das Zusammenführen der Sammlungswerte im bürokratischen Kontext.

Fazit

Dieser Beitrag ging von der Frage aus, wie die Wertzuschreibungen von mineralogischen und geologischen Sammlungen im Untersuchungszeitraum von 1810 bis 1840, den ersten Jahrzehnten der Mineraliensammlung an der Berliner Universität, zustande kamen. Die dafür untersuchten Expertengutachten spiegeln die Mehrdimensionalität der Wertzuschreibungen wider (wobei sich hier mit Blick auf die Gutachten zu den Sammlungsankäufen und den Schenkungen keine Unterschiede ausmachen lassen): Der Direktor des Mineralienkabinetts, Christian Samuel Weiss, begutachtete sowohl den wissenschaftlichen beziehungsweise epistemischen Wert als auch den monetären Wert. Dabei thematisierte er in seinen Gutachten vier Kriterien, aus denen sich die Wertzuschreibung einer Sammlung ergab.

Das erste Kriterium orientierte sich an systematischen Eigenschaften wie der Stückanzahl der geowissenschaftlichen Proben, an deren sogenannter Güte, ihrer Herkunft beziehungsweise ihrem Fundort. Ein zweites Kriterium gründete auf der Bedeutung der Naturalien für naturwissenschaftliche und ökonomische Wissensfelder, namentlich der Mineralogie, zunehmend aber auch für jene Felder, die sich heute unter den Begriff »Geowissenschaften« fassen lassen. In diesem Zusammenhang brachte Weiss Schlagworte wie Seltenheit, Vollständigkeit und nicht zuletzt Systematik an. Drittens spielte das wissenschaftliche Renommee des Sammlers eine wichtige Rolle, umso mehr, als seinerzeit noch keine einheitlichen Standards für die Wissenschaftlichkeit zum Beispiel einer mineralogischen Systematik existierten beziehungsweise sich erst in der Entwicklung befanden. Viertens spielten soziale Faktoren und

79 Ebd.

hier insbesondere die Beziehungen von Weiss zu dem jeweiligen Sammler eine große Rolle. Hier ging es auch um das etwas vage Konzept der »Sammelpersönlichkeit«, das sich wiederum nicht zuletzt auf das wissenschaftliche Renommee des Betreffenden bezog. Aus der Summe dieser Einzelkriterien schloss Weiss dann auf einen monetären Wert, einen geschätzten Preis, der zwischen 200 und mehreren tausend Reichstalern liegen konnte.

Die Untersuchung hat damit auch gezeigt, dass die Gutachten in einem sozialen und epistemischen Kontext verortet waren, der sich aus Weiss' sozialen und wissenschaftlichen Netzwerken konstituierte. Gleichzeitig bedurften die Gutachten offenbar des Bezugs auf den vermeintlich objektivierbaren Wertbegriff, um in der preußischen Bürokratie überzeugen zu können. In der sozialen Praxis, welche durch die Gutachten als spezifische Textform konstituiert wurde, blieb der Wertbegriff in der gesamten ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhalten. Auch wenn für die Universitätssammlung der Bezug zur Wissenschaft immer höchst bedeutsam war: Die Annahme eines linearen Wandels hin zu einem vornehmlich »wissenschaftlichen Wert« trifft für den Untersuchungszeitraum so nicht zu. Deutlich wurde stattdessen, dass der wissenschaftliche und der monetäre Wert fortwährend miteinander verschränkt waren.

In der Zusammenschau lässt sich schließlich festhalten, dass sich Weiss' soziales Handeln als Gutachter und seine Zuschreibungsstrategien vor dem Hintergrund von drei grundlegenden Prozessen vollzogen. Zum einen entstanden die Gutachten im Zuge der zunehmenden Institutionalisierung von Sammlungen, also der Gründung von Museen.⁸⁰ Zum anderen fand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine wissenschaftliche Ausdifferenzierung der geologischen Wissenschaften statt. Damit zusammenhängend waren die Jahrzehnte um 1800 eine Phase, in der mehr Mineraliensammlungen angelegt wurden als jemals zuvor oder danach.⁸¹ Schließlich spiegelt sich in den Wertbezügen und in der Bedeutung, die die monetäre Frage auch für die unentgeltlich übernommenen Sammlungen besaß, die Relevanz nationalökonomischen Denkens in der preußischen Verwaltung wider. Jeder der genannten Prozesse – die Institutionalisierung und damit Bürokratisie-

80 Carsten Kretschmann: *Räume öffnen sich. Naturhistorische Museen im Deutschland des 19. Jahrhunderts*, Berlin 2006; Anke te Heesen: *Theorien des Museums zur Einführung*, Hamburg 2012.

81 Wendell E. Wilson: *The History of Mineral Collecting 1530–1799. With notes on twelve hundred early mineral collectors*, Tucson, Ariz. 1994; *The New Science of Geology. Studies in the Earth Sciences in the Age of Revolution*, hg. von Martin J.S. Rudwick, Aldershot 2004; R. Laudan: *From Mineralogy to Geology: The Foundations of a Science, 1650–1830*, Chicago 1987.

zung des Sammlungswesens,⁸² die Differenzierung der Geowissenschaften im Zusammenspiel mit der quantitativen Zunahme von Sammlungen und schließlich die Ökonomisierung der Verwaltung haben die Bewertungspraxis beeinflusst.

82 Jüngst Déborah Dubald: Off the Beaten Path? Frédéric Cailliaud's Bureaucratic Practice of Geological Fieldwork in the Lower Loire, 1836–1869, in: *Journal for the History of Knowledge*, 3 (2022), 1, S. 1–17; Irina Podgorny: Change and Continuity. The Bureaucracy of Knowledge in South America, in: *Connecting Territories. Exploring People and Nature, 1700–1850*, hg. von Simona Boscani Leoni, Sarah Baumgartner und Meike Knittel, Leiden 2022, S. 127–148.

Petra Feuerstein-Herz

»DIE TEUERSTEN BÜCHER ALLER ZEITEN«

VORMODERNE SAMMLUNGSOBJEKTE
UND DIE ÖKONOMIE DES BESONDEREN

I. Einleitung

Die ökonomische Geschichte vormoderner Sammlungsobjekte setzt sich in unsere Zeit fort und sie wird auch eine Zukunft haben. Ein Ranking des Wirtschaftsmagazins *Forbes* zu »The World's 10 Most Expensive Books Ever Sold« aus dem Jahr 2014¹ führt anschaulich vor Augen, dass historische Bücher heute als Wertobjekte betrachtet und auf einem »Millionenmarkt«² gehandelt werden.

Der vorliegende Beitrag steigt an diesem speziellen Punkt der Verbindung von Sammlung und Ökonomie ein: wenn Handschriften und alte Drucke zu Kaufobjekten werden, indem sie als Angebote des antiquarischen Marktes zum Erwerb für öffentliche Sammlungen zur Verfügung stehen. Aber inwiefern ist es angebracht, in einem Band zur *vormodernen* Sammlungsgeschichte über die Bedingungen und Praktiken moderner Märkte nachzudenken? Ja nicht nur, weil sich darin die ökonomische Geschichte von Kulturobjekten bis heute fortschreibt. Der Reiz dieser möglicherweise überraschenden Perspektive liegt auch darin, über die ökonomische Gegenwart von historischen Objekten einen speziellen Zugang zur Vergangenheit von Sammlungen und damit zu der komplexen Thematik zu finden, die die ökonomische Wertbildung in öffentlichen Sammelinstitutionen in den Blick nehmen lässt.

Viele Beispiele aus der sammlungshistorischen Forschung belegen, dass Einzelstücke oder auch Konvolute nicht notwendigerweise dauerhaft in Sammlungen verankert sind.³ Zu ihrer individuellen Geschichte kann es gehören, dass sie zu Geschenken, Handels- oder Tauschobjekten wurden

1 Nathalie Robehmed: The World's 10 Most Expensive Books Ever Sold. *Forbes Magazine*, 5.11.2014. Die Listung erfolgt nach Angaben der Autorin in inflationsbereinigten Dollarangaben (»all dollar figures are adjusted for inflation«).

2 Diese Größenordnung betrifft sowohl die Preise, die einzelne Objekte erzielen, als auch die Umsätze, die einzelne Buchauktionen als Bilanzen veröffentlichen.

3 Vgl. etwa die Beiträge in dem Sammelband Ulrike Gleixner, Constanze Baum u.a. (Hg.): *Biographien des Buches*, Göttingen 2017 (Kulturen des Sammelns, Bd. 1).

oder auch Interesse als Diebesgut oder Kriegsbeute fanden und finden. Über solche historischen oder aktuellen Transaktionen gelangen alte Bücher auf die Wirtschaftsmärkte.

Im Rahmen dieses Beitrags wird es daher notwendig sein, den modernen Antiquariatsmarkt⁴ aus der institutionellen Perspektive von Bibliotheken und Museen zu betrachten und nach der Bedeutung für den Sammlungs- ausbau zu fragen. Spielen tatsächlich Rankings bei der Preisbildung eine Rolle oder will *Forbes* nur die Aufmerksamkeit der Leserinnen und Leser auf sich ziehen? Gibt es für Exemplare aus Sammlungen überhaupt so etwas wie einen taxierbar »angemessenen« Preis oder unterliegen die Objekte allein dem Kontingenzgeschehen des Sammeln und des kommerziellen Handels?

Vielversprechend erscheint es dabei, den Ansatzpunkt einer (wirtschafts-) soziologischen Perspektive zu wählen, wie sie die Arbeiten von Lucien Karpik und Andreas Reckwitz zur »Ökonomie des Besonderen« beziehungsweise zur »Ökonomie des Einzigartigen« entwickeln.⁵ Der vorliegende Beitrag wird untersuchen, inwieweit sich besonders die Thesen des französischen Soziologen Lucien Karpik auf den Bereich alter Bücher und Bibliotheken anwenden lassen und zu sammlungsökonomischen Erkenntnissen führen können. Der Buchbereich scheint in dieser Hinsicht auch deshalb interessant, weil er anders als Objekte der bildenden Kunst nur selten unter der Marktperspektive betrachtet wird. Dabei stellt der Handel mit antiquarischen Büchern einen – dem Kunstmarkt in dieser Hinsicht zwar nicht ganz ebenbürtigen, aber wie eingangs schon erwähnt – durchaus bemerkenswert umsatzstarken Markt dar.

Die Grundlage für die folgenden Betrachtungen bieten Erwerbungen der Wolfenbütteler Herzog August Bibliothek, die auch im 20. und 21. Jahrhundert noch ihre historischen Bestände durch Ankäufe systematisch ergänzen

4 Die Bewertung der ökonomischen Faktoren des antiquarischen Buchmarktes betrifft ein sehr weites und vielschichtiges Feld, das in einem Beitrag für einen Sammelband keineswegs auch nur ansatzweise erschöpfend behandelt werden kann. Es ist zunächst der Versuch, einige substantielle Rahmenbedingungen und Zusammenhänge aufzuzeigen. Eine umfassende Publikation ist in Planung.

5 Diese Begrifflichkeiten folgen der deutschen Übersetzung von Lucien Karpiks' *L'économie des singularités* (Paris 2007), ders.: Mehr Wert. Zur Ökonomie des Einzigartigen, aus dem Engl. unter Berücksichtigung des frz. Originals übers. von Thomas Laugstien, Frankfurt am Main/New York 2011, S. 13 und S. 20: »Ökonomie des Besonderen (économie des singularités)«; sowie Andreas Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2018. Während Karpik eine dezidiert wirtschaftssoziologische Perspektive einnimmt, beschreibt Reckwitz eine allgemeine soziale und kulturelle Entwicklung.

konnte beziehungsweise kann. Dies sowohl aus den Marktsegmenten für ein breiteres Publikum wie auch aus dem Hochpreisbereich.

2. Wertunsicherheit in der Ökonomie des Besonderen

Nach Andreas Reckwitz ist die spätmoderne Gesellschaft generell geprägt von der »Logik der Singularisierung«, das heißt von einem Bewertungsrahmen, den Besonderheit und Einzigartigkeit auszeichnen und der zugleich eine »Kulturalisierung der Ökonomie« nach sich ziehen soll.⁶ Demnach bilden sich Märkte aus und gewinnen ökonomische Bedeutung, auf welchen Nachfrage zu Gütern besteht, »denen die Konsumenten primär einen kulturellen Wert und kulturelle Bedeutung zuschreiben«.⁷ Es geht um Waren wie Weine, Designermode, Kommunikationsgeräte, desgleichen um mediale Formate wie kulturelle oder sportliche Events und einen breiten Bereich von Dienstleistungen, etwa Beratungen und Unterricht mit besonderer Kompetenz oder Urlaubsangebote in ungewöhnlichen Formaten, generell um individuell oder gruppenspezifisch realisierten, soziokulturell sowohl integrativen wie distinktiven »Stil« und seine ökonomischen Interessen, Vorlieben, Repräsentationen.⁸

Diese als gesellschaftlich und ökonomisch breit wirkend eingeschätzten Rahmenbedingungen rücken in der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung zunehmend die Problematik der Unsicherheit innerhalb der Güterbewertung und der hier geltenden Marktmechanismen in den Fokus. Wie erwähnt haben sich dabei die Fragestellungen der *Neuen Wirtschaftssoziologie* (*New Economic Sociology*)⁹ als besonders ertragreicher Forschungsansatz positioniert. Sie stellen die soziostrukturellen, kulturellen sowie institutionellen Grundlagen der Ökonomie in den Mittelpunkt¹⁰ und arbeiten mit theore-

6 Reckwitz (Anm. 5), S. 14.

7 Ebd., S. 111.

8 Bourdieu sieht den symbolischen sozialen Raum »durch die Gesamtheit dieser strukturierten Praxisformen, durch alle diese *unterschiedlichen* und *unterscheidenden Lebensstile*, die sich objektiv immer und subjektiv manchmal in ihren wechselseitigen Beziehungen definieren, abgesteckt«, Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, übers. von Bernd Schweibs und Achim Russler, Frankfurt am Main 1999, S. 175.

9 Richard Swedberg: Die Neue Wirtschaftssoziologie und das Erbe Max Webers, in: Handbuch der Wirtschaftssoziologie. hg. von Anne Maurer, Wiesbaden 2017, S. 61–78.

10 Jens Beckert und Jörg Rössel: Kunst und Preise. Reputation als Mechanismus der Reduktion von Ungewissheit auf dem Markt, in: Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 56 (2004), S. 32–50, hier S. 32.

tischen Instrumentarien wie der Akteur-Netzwerk-Theorie, der Organisationssoziologie und der Kulturosoziologie.¹¹ Unter der Grundannahme von Märkten als sozialen Konstruktionen und Interaktionen zwischen Akteurinnen und Akteuren¹² betrachten die Soziologen die Bestimmung der ökonomischen Wertigkeit von Gütern grundsätzlich als mit sozialen Prozessen von Wertzuschreibung und Wertabwägung verknüpft.¹³ Zu einem Schlüssel für die Untersuchung ökonomischer Wertigkeit wird damit die Frage nach gesellschaftlichen Werten. In diesem Rahmen hat sich die Ökonomie des Besonderen im Anschluss an Lucien Karpik als besonders aussichtsreiches Arbeitsgebiet erwiesen. Es geht dabei um singuläre Produkte als »Güter und Dienstleistungen, die *komplex, ungewiss* und *unvergleichlich* sind«. ¹⁴ Der Ansatz fragt danach, ob sich angesichts der Unvergleichbarkeit überhaupt ein Markt bilden kann und wie hier Wertbestimmung und Preisbildung funktionieren können. Neben Karpik bezieht sich im deutschsprachigen Raum besonders Jens Beckert in mittlerweile weit beachteten markttheoretischen Forschungen explizit auf den Kunstbereich, da hier Einigkeit besteht, dass gängige ökonomische Kategorien wie Nützlichkeit und breite Nachfrage nicht greifen.¹⁵ Diese Märkte sind nach Andreas Reckwitz zugleich »hochgradig affektiv unterfütterte *Attraktivitätsmärkte*, die von der Aufmerksamkeitslenkung und kulturellen Valorisierung leben«. ¹⁶ Zunächst soll kurz geklärt werden, inwieweit auch Handschriften und alte Bücher zu diesen Singularitätsmärkten zählen.

- 11 Jens Beckert: Vorwort, in: ders., Rainer Diaz-Bone und Heiner Ganßman (Hg.): Märkte als soziale Konstruktionen, Frankfurt am Main/New York 2007, S. 12.; Jens Beckert: Was ist soziologisch an der Wirtschaftssoziologie? Ungewissheit und die Einbettung wirtschaftlichen Handelns, in: Zeitschrift für Soziologie 25 (1996), S. 125–146. Einen wichtigen Beitrag lieferte schon um 1900 der sozialpsychologische Ansatz von Georg Simmel in seiner *Philosophie des Geldes* (Berlin 1900). Er begriff Geld als Grundnenner des Alltags und den ökonomischen Bereich als sozialanthropologische Konstante. Wertzuschreibung ergebe sich dabei nicht aus objektiven Merkmalen, sondern als Prozess zwischen handelnden Subjekten, als Ergebnis gesellschaftlicher Interaktion.
- 12 Jens Beckert, Rainer Diaz-Bone und Heiner Ganßman: Neue Perspektiven für die Marktsoziologie, in: dies. (Hg.): Märkte als soziale Konstruktionen (Anm. 11), S. 19–39, hier S. 19.
- 13 Anne K. Krüger: Soziologie des Wertens und Bewertens, Bielefeld 2022, S. 142.
- 14 Karpik (Anm. 5), S. 21.
- 15 Vgl. Beckert und Rössel (Anm. 10), S. 36f.; Krüger (Anm. 13), S. 149.
- 16 Reckwitz (Anm. 5), S. 114.

3. Alte Bücher – Singuläre Objekte?

»Alte Bücher« beziehen ganz allgemein betrachtet sowohl den mittelalterlichen handschriftlichen Kodex wie auch Drucke der ersten Jahrhunderte nach der Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern um das Jahr 1450 ein.¹⁷ Während es eindeutig ist, Manuskripte, die immer als einzelne Original- oder Abschrift von Hand hergestellt wurden, als einzigartige Güter einzuordnen, ist es für gedruckte Bücher nicht unbedingt naheliegend, dieses Attribut vorauszusetzen, gelten sie allgemein doch als seriell hergestellte, technisch vervielfältigte Produkte und heute auch als Massenware. Bedenkt man das »Originalitätsmodell« Walter Benjamins, wonach keine, auch die vollkommene Reproduktion nicht die Authentizität und Aura des originalen Kunstwerks, nicht seine einmalige »Echtheit« im Hier und Jetzt seines spezifischen Ortes, erreichen kann, erhebt sich schnell die Frage, ob gedruckte Bücher überhaupt singuläre Produkte sein können.¹⁸ Mit den Diskussionen um die Originalität von Kulturobjekten ist in der Nachfolge Benjamins die Singularität jedoch nicht grundsätzlich allein schon durch den Produktionsprozess in Frage gestellt worden. Demnach »können singuläre Produkte einzigartig oder multipel sein, und ihr materielles Medium kann industriell gefertigt sein, solange ihre Symbolkraft [...] erhalten bleibt.«¹⁹ Die »Kulturindustrie« akzeptiert demnach, dass sich die Besonderheit eines Unikats ebenso in der ersten oder späteren besonderen, limitierten Auflage etwa eines Romans ausdrücken kann. Die Vorstellung der Einmaligkeit bleibt intakt, so Karpik, »solange die Vielfältigkeit persönlicher Deutungen gewährleistet bleibt.«²⁰

Konkreter noch als diese moderne kultursoziologische Deutung relativieren auch Charakteristika, die auf der Herstellung und Geschichte der seriell im frühen Buchdruck produzierten Bücher verbunden sind, das Verständnis von Unikalität. Dazu zählt schon die Seltenheit, indem sehr viel niedrigere Auflagenhöhen üblich waren und beinahe immer nur eine sehr begrenzte

17 Der Kodex als handschriftliches Buch mit festem Einband gilt ebenso wie das gedruckte Buch als Ergebnis professioneller Hersteller und als quantitativ relevantes Überlieferungs- und Speichermedium. Vgl. Ursula Rautenberg und Dirk Wetzel: *Buch*, Tübingen 2001 (Grundlagen der Medienkommunikation, Bd. 11), S. 1. Unter dem Begriff »alte Drucke« werden im Regelfall gedruckte Bücher der Zeit 1450–1800 verstanden.

18 Walter Benjamin: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, 1935; dazu Karpik (Anm. 5), 29f.

19 Karpik (Anm. 5), S. 30f.

20 Ebd., S. 31.

Anzahl von Exemplaren die Zeiten überdauerte. Auch Eigentümlichkeiten des bis in das frühe 19. Jahrhundert praktizierten Drucks einer Auflage im sogenannten Handsatz konnten zu Unregelmäßigkeiten im Druckbild oder auch absichtlichen Veränderungen führen. Dies ist zum Beispiel der Fall bei bewussten Korrekturen nach ersten Abzügen, wenn man Fehler im Satz erkannt hatte, oder bei sukzessive erweiterten Drucken derselben Ausgabe, von irreführenden Titelaufgaben ganz zu schweigen. Die mit dem älteren Buchdruck Vertrauten üben sich generell in Zurückhaltung, von druckidentischen Exemplaren oder Dubletten einer Auflage zu sprechen. In Hinblick auf die Unikalität von Buchexemplaren wiegt aber sehr viel stärker noch, wie die weitere Verarbeitung der Druckseiten erfolgte. Bis in die Anfänge des 19. Jahrhunderts waren sogenannte Verlagseinbände unüblich. Bis dahin erwarb man als Käufer eines Buches lediglich die bedruckten Papierlagen, die weitere Verarbeitung zu dem, was wir als »Buch« bezeichnen, übernahmen städtische Buchbinder. Sie falteten und schnitten die Drucklagen auf und fertigten Einbände nach dem Geschmack und den finanziellen Möglichkeiten der Buchbesitzerinnen und -besitzer.

Neben der individuellen Einbandgestaltung war es häufig der Wunsch, unterschiedliche Einzelwerke, die ganz unabhängig voneinander entstanden sind, in einer Einbanddecke zu Sammelbänden zusammenbinden zu lassen. Das physische Objekt Buch enthält dann mehrere oder auch zahlreiche Werke.²¹ Das Buch wird damit zum Behältnis einer Sammlung von Werken. Nicht selten nutzte man auch die Möglichkeit, freie Papierseiten zu dem gedruckten Werk hinzufügen zu können, um Schreibraum für Notizen oder auch umfangreiche Kommentierungen zur Verfügung zu haben.²² Solche Bände stellen für die moderne Wissensforschung aufschlussreiche Objekte für lese- und rezeptionsgeschichtliche Fragestellungen dar.

Andreas Reckwitz folgend gehören Buchexemplare der vormodernen Zeit damit zu Objekten, die eine hohe »Eigenkomplexität« entwickeln. Das heißt sie besitzen jeweils ihre »eigene, innere Struktur«,²³ die sich aufgrund der Voraussetzungen ihrer Herstellung in einer individuellen Geschichte herausbildet. Damit scheint es legitim, auch für antiquarische Bücher die »prinzipi-

21 In der Wolfenbütteler Bibliothek sind einzelne »Bücher« mit mehreren hundert unabhängig voneinander gedruckten Werken vorhanden. Ein Beispiel ist ein Sammelband mit 345 Gelegenheitsschriften aus dem Zeitraum 1629–1683 im originalen Einband, vgl. HAB Signatur Xb 9448 (1–345).

22 Vgl. Petra Feuerstein-Herz: Weiße Seiten. Durchschossene Bücher in Alten Bibliotheken, in: Zeitschrift für Ideengeschichte XI/4 (2017), S. 101–114.

23 Reckwitz (Anm. 5), S. 126.



Abb. 1: Individuell gestaltete Einbände beim frühnezeitlichen Buch.
Blick auf antiquarische Neuerwerbungen der Herzog August Bibliothek

elle Wertunsicherheit«²⁴ singulärer Objekte zu konstatieren und ebenso die Einschätzungen der Kunstsoziologie heranzuziehen, welche »die ›Unkalkulierbarkeit‹ als Merkmal des Kunstsystems« statuiert.²⁵ Gemeint sind hier die nicht vorab berechenbaren Preismargen von Objekten und indirekt auch die nicht vorhersehbaren Handlungen von Akteuren und Akteurinnen auf dem Kunstmarkt.

Das demonstriert bei näherer Betrachtung auch überzeugend das Ranking von *Forbes*, worauf die Tageszeitung *Welt* im Jahr 2014 offensichtlich mit einem etwas unbeholfen wirkenden Kommentar hinweisen wollte: »Nun hat das Magazin die teuersten Bücher aller Zeiten gelistet«, heißt es dort. »Alle sind alt, viele prächtig bebildert – manche aber auch erstaunlich schlicht.«²⁶ Die Ansicht der gelisteten Stücke offenbart das Problem: Unter den zehn Buchexemplaren befinden sich neben Prachthandschriften wie dem Evangeliar Heinrichs des Löwen und Mathildes aus dem zwölften Jahrhundert, das aufgrund einer konsortialen Erwerbung im Jahr 1983 in die Obhut der Wolfenbütteler Bibliothek übergang (Rang 2), auch schlichte Drucke aus dem 17. Jahrhundert, darunter ein Exemplar der Erstausgabe des sogenannten *Bay Psalm Book* von 1640 (Rang 5), des ersten in den englischen Kolonien

24 Karpik (Anm. 5), S. 22.

25 Jürgen Gerhards: Kunstsoziologie der Kunst. Einleitende Bemerkungen, in: Soziologie der Kunst. Produzenten, Vermittler und Rezipienten, hg. von J. Gerhards, Opladen 1997, S. 7–19, hier S. 15f.

26 Die Welt, 6.11.2014.

in Nordamerika gedruckten Buchs, von dem heute weltweit immerhin noch weitere zehn Exemplare bekannt sind. Den ersten Rang besetzt unangefochten der berühmte *Codex Leicester*,²⁷ eine zum Buch gebundene Sammlung von handschriftlichen Aufzeichnungen und Skizzen Leonardo da Vincis aus dem späten 15. Jahrhundert. Im Weiteren rangiert dann vor einem Exemplar der legendären First Folio von William Shakespears *Comedies, Histories, & Tragedies* von 1623 (Rang 10) ein Vogelbuch aus dem frühen 19. Jahrhundert (Rang 7).²⁸ Schnell wird klar: Das Ranking gestaltet sich ausschließlich nach den bezahlten Preisen, die Listung lässt sich aber nicht schlüssig nach einer Skala intersubjektiv nachvollziehbarer Qualitätskriterien, etwa Alter, Herstellungstechnik oder Ausstattung, und auch nicht der einmaligen »Aura« erklären. Zwar bestimmen bei Büchern in vielen Fällen – anders etwa als bei moderner Kunst – auch materiale Eigenschaften wie Pergamentpapier, kunst- und wertvolle Einbände oder die reiche Ausstattung durch Illuminierungen die Preise mit, wie das Ranking zeigt, stellen sie aber nicht eindeutige oder »objektive« Kriterien dar, aus welchen sich ein »angemessener« Preis taxieren lässt.

Bevor die Wertbestimmungs- und Preisbildungsprozesse der singulären Ware »altes Buch« exemplarisch an einigen Praktiken betrachtet werden, wird im Folgenden ein Blick auf den Markt dafür – den Antiquariatsbuchhandel – geworfen.

4. Im Kreislauf der Objekte – Der antiquarische Buchmarkt

Von den verschiedenen Akteuren des antiquarischen Buchmarkts sind im Zusammenhang der Fragestellung dieses Beitrags vor allem der kommerzielle Handel und die privaten sowie institutionellen Sammlerinnen und Sammler von Bedeutung.²⁹ Es gibt zwei unterschiedliche Handelsformen: Auktionshäuser und Antiquariate. Letztere sind Lagergeschäfte, die Bücher, Graphik, Karten und ähnliche Materialien zumeist aus Privatbesitz ankaufen und über den Laden, im Onlinehandel oder auch auf Verkaufsmessen anbieten. Die La-

27 Neben der Bezeichnung als *Codex Leicester* ist auch die Benennung als *Codex Hammer* bekannt. Beide Bezeichnungen beziehen sich auf Vorbesitzer des Codex, den Earl of Leicester (18. Jh.) sowie Armand Hammer (20. Jh.).

28 Ein komplettes Exemplar der *Birds of America* von John James Audubon (London 1827 und 1838) mit mehr als 400 Vogelbildern in Aquatinta-Technik und handkoloriert.

29 Die Strukturen des antiquarischen Buchmarktes können in diesem Beitrag nur in einigen grundlegenden Charakteristika skizziert werden.

gerhaltung bindet Kapital, etwa für Miete, konservatorische und Sicherungsmaßnahmen. Auktionshäuser hingegen nehmen die Ware für öffentliche Versteigerungen in Kommission. Sie erhalten sowohl von den die Objekte einliefernden wie auch von den sie ersteigernden Personen jeweils prozentual an den erzielten Preisen bemessene Provisionen. Die Preisbildungsprozesse unterscheiden sich bei beiden Angebotsformen gravierend und können zu deutlich unterschiedlichen monetären Ergebnissen führen. Besonders die Auktionshäuser, aber auch viele der Lagerantiquariate beschreiben die zum Verkauf stehenden Bücher in gedruckten Katalogen beziehungsweise in digitaler Form. Sie verkaufen nicht nur, sondern leisten damit einen bedeutenden Beitrag zur Bergung, Erschließung und Bekanntmachung des kulturellen Erbes.

Um Denkweisen und Habitus der Händler mit alten und wertvollen Büchern verstehen zu können, muss man sich damit auseinandersetzen, dass ihre Realität aus eben diesen beiden parallel existierenden diskrepanten sozialen Welten besteht. Einerseits führen sie Wirtschaftsunternehmen, die Gewinne erzielen müssen, um zu funktionieren und bestehen bleiben zu können, andererseits sind sie Aktanten von Kultur, Ästhetik, Geschichte und mehr noch wichtige Kulturvermittler. Galeristinnen, Antiquare, Auktionatoren und Auktionatorinnen stellen eine Art »Gatekeeper« für kulturelle Objekte dar. Nicht nur innerhalb der bildenden Kunst, in der der Einfluss der Galerien gerade für noch nicht bekannte Künstlerinnen und Künstler entscheidend sein kann, auch Handschriften und alte Drucke unterliegen als Objekte mit hohem symbolischen Kapital und zugleich als Verkaufsware entsprechenden Vermittlungsaktivitäten der Händler. Kultursoziologen wie Olav Velthuis beschäftigen sich mit dieser doppelten Logik des Kunsthandels (»one market, two logics«), die sich mehr oder weniger sichtbar in Rahmenbedingungen und Fakten äußert.³⁰ Schon der räumliche Auftritt der Auktionshäuser, Galerien und Antiquariate gibt das gut zu erkennen: Dem Publikum präsentiert man sich gleich im Eingangsbereich als Schauraum, als Museum oder auch Theater, inszeniert mit Gemälden, Graphiken, Karten an den Saalwänden, die die Plätze für die Kundschaft umgeben. Hinter dieser öffentlichen Kulisse entziehen sich am selben Ort die Räume des Wirtschaftens und Verwaltens den Blicken: Das Lager für die Ware, Büros für das Personal, Rechnungsstelle und Packstation, in der man nach Ende der Auktionen eilig die Bücherlieferungen für die Käuferinnen und Käufer versandfertig zusammenstellt, um schnell Kapazitäten für die kommenden Einlieferungen zur

30 Olav Velthuis: *Talking Prices. Symbolic meanings of Prices on the Market for Contemporary Art*, Princeton 2005, S. 23–37.



Abb. 2: Bieterszene aus der Auktion Wertvolle Bücher, 21. Mai 2012, Abendauktion, Ketterer Hamburg; Copyright: Ketterer Kunst

nächsten Versteigerung zu schaffen. Im Schaumraum verbinden sich die beiden Bereiche, dort, wo auf dem Podium Auktionator oder Auktionatorin sitzen und an ihrer Seite Personal die Auktionsobjekte im Original präsentiert.

Hier entsteht bewusst ein Flair vom Handel mit *wertvoller* Ware, die Atmosphäre eines Marktplatzes, auf dem nüchtern oder auch unerbittlich in Bietergefechten Preise ausgehandelt werden. Diese Performanz findet sich in umgekehrter Form analog auch in anderen Versteigerungsformaten: vom Fisch- und Viehmarkt bis zur ebay-Versteigerung mit ihrer zeitlichen und bieterischen Akzeleration zum Ende der Angebotsfrist hin.

»Sammeln – Eine Leidenschaft« unter diesem Motto veranstaltete der Verband Deutscher Antiquare im Jahr 2022 eine Vortragsreihe, zu der auch die Verleihung eines »Preises für junge Sammlerinnen und Sammler«³¹ gehörte. Nicht nur die Ehrung kulturgeschichtlich interessierter junger Menschen ist hier intendiert, die Würdigung deutet vielmehr auch auf ein hohes Eigeninteresse des Antiquariatsmarktes hin und offenbart eines seiner fundamentalen strukturellen Merkmale: Private Sammlungen sind essentiell für das Funktionieren eines Marktes für alte Bücher. Die Anzahl von Handschriften und

³¹ Vgl. <https://www.antiquariatsmesse-stuttgart.de/de/start> (Zugriff: 19.6.2023).

Drucken aus der vormodernen Zeit ist endlich, und für die Marktbildung ist es demnach unerlässlich, dass das Angebot im Fluss bleibt. Mittelalterliche und frühneuzeitliche Handschriften und Drucke dürfen zumindest in größeren Mengen letztlich nicht dauerhaft an Sammlungen gebunden bleiben, will man weiterhin Erlöse erzielen. Ein repräsentativer Teil muss immer wieder aus solchen Zusammenhängen gelöst werden und zum Verkauf zur Verfügung stehen. Nur so ist eine verlässliche Marktbildung für Antiquaria überhaupt denkbar. Die Garanten dafür sind in erster Linie private Sammlerinnen und Sammler. Sie treten auf diesem Markt in der Doppelrolle von Käufern und Anbietern auf. Während Bibliotheken und weitgehend auch Museen sich mit ihrem Selbstverständnis als Einrichtungen des kulturellen Gedächtnisses nur in seltenen Fällen von gewachsenen historischen Beständen trennen,³² folgt das private Sammeln anderen Logiken, was das Messe-Motto mit dem Begriff der »Leidenschaft« auszudrücken versucht. Private Sammler geben sich weniger formal als sammelnde Institutionen. Sie sind individuell und emotional mit ihren Beständen verbunden: jedes erworbene Buch ist ihnen ein Versprechen auf das nächste und, dem sammlungsökonomischen Telos nach, auf das letzte (das doch immer nur ein vorletztes ist), das man zur Bereicherung beziehungsweise Vervollständigung der Sammlung haben *muss*.³³ Das schließt eine wechselnde, von ästhetischen, kulturellen, wissenschaftlichen oder auch ökonomischen Einflüssen berührte Perspektive auf die Sammlungsobjekte keineswegs aus, und Sammlungsziele oder -schwerpunkte können verändert oder auch völlig neu konzipiert werden. Trotz aller emphatischen Verbundenheit mit den oftmals über Generationen zusammengetragenen Beständen, trotz aller Sammelbegeisterung, die den Kreislauf der gehandelten Bücher überhaupt erst an- und weiterrreibt, werden private Buch- oder Kunstsammlungen in letzter Konsequenz auch als Form ökonomischer Sicherheitsreserve angelegt. So werden sie nicht selten ganz oder in Teilen aufgelöst und

32 Zu der Entwicklung der neuen Museumspolitik des »Museums Deaccessioning« im Bereich von Kunstmuseen vgl. die online zugängliche Studie von Dieuwertje Wijsmuller: *Deaccessioning & disposal in Europe 2008–2017. A research on possibilities and attitudes across the European Member States*, https://www.academia.edu/35639397/Deaccessioning_and_disposal_in_Europe_2008_2017 (Zugriff: 19.6.2023).

33 Sogar von »Besessenheit« und im Rückgriff auf Jorge Louis Borges vom »Wahnsinn« des Sammelns spricht Philipp Blom: *Sammelwunder, Sammelwahn. Szenen aus der Geschichte einer Leidenschaft*, Frankfurt am Main 2004, S. 315 und S. 330. Vgl. Wolfgang Petry: *Melancholie des Erlesenen. Zum Verzeichnis einer Bibliothek*. In: ders.: *Melancholiana. Verzeichnis einer Bibliothek*, Puchheim 2002, S. 7–23.

über den Handel zu Geld gemacht. Vorzugsweise wählt man hier die Form der Auktion, die höheren Gewinn verspricht.

Antiquarinnen und Antiquare sind häufig die ersten, vermutlich sogar die vorrangigen Ansprechpartner für Privatpersonen, wenn sie alten Buchbesitz veräußern wollen. Die Händler nutzen aber auch Buchauktionen ausgiebig selbst, um ihr Angebot zu erweitern. Viele von ihnen zählen zu ausgewiesenen Spezialisten, die aufgrund ihrer Kenntnisse der Entstehungs- und Rezeptionszusammenhänge von Werken und auch anhand materialer Eigenschaften von Exemplaren die Bedeutung von Objekten oftmals neu bewerten können. Damit deutet sich ein anderes wichtiges Merkmal des antiquarischen Marktes an: Der Kreislauf-Charakter sorgt nicht – wie etwa bei einem klassischen Secondhandmarkt – für einen Wertverlust. Meist werden Objekte dadurch aufgewertet, dass sie aus anderen Sammlungen stammen. Spuren, die etwa bekannte oder bedeutende Vorbesitzer am Buch hinterlassen haben, können vielmehr den Preis deutlich anheben. Allerdings sollte daraus nicht regelhaft geschlossen werden, dass alle Stücke, die aus älteren Sammlungen angekauft werden, grundsätzlich eine Wertsteigerung erfahren. Dafür ist die Preisbestimmung insgesamt ein zu komplexes Geschehen.

5. Buchauktionen und die Kontingenz des Sammelns

Im antiquarischen Buchbereich existiert keine Buchpreisbindung wie bei Neuerscheinungen, und für die Preisfindung gibt es drei Verfahrensweisen.³⁴ In vielen Fällen legen die Antiquarinnen und Antiquare mit Ladengeschäften oder im Onlinehandel einen Preis fest, unter dem sie das Buch anbieten. Es bleibt ihnen überlassen, ob und, wenn ja, inwieweit sie auf Anfragen zu Preisnachlässen eingehen. Bei Stücken aus dem Hochpreisbereich, vor allem kostbaren Handschriften, findet eher ein längerer Verhandlungsprozess statt, wobei es zunächst darum geht, überhaupt ein Preisniveau zu finden, auf das sich Anbieter wie auch potentielle Käufer einlassen können.³⁵

Die Preisunsicherheit und damit auch die prinzipielle Offenheit, ja sogar Zufälligkeit von Preisentscheidungen für historische Objekte kann nichts so klar verdeutlichen wie der Dritte der üblichen Preisfindungsmechanismen, das Geschehen auf Kunst- und Buchauktionen. Hier geben das Auktionshaus auf-

³⁴ Es geht an dieser Stelle tatsächlich nur um das Einstiegsverfahren für die Preisgestaltung. Mit der Frage, ob sich überhaupt ein Markt bilden kann, und über die Vorgänge im Einzelnen siehe Kap. 6 und 7.

³⁵ Velthuis (Anm. 30), S. 80.

grund seiner Schätzung beziehungsweise die Einlieferer, die auf einem Mindestpreis bestehen, zwar einen Anhaltspunkt vor, aber letztlich wird der Preis für ein Objekt erst in einem bestimmten Moment am Tag der Auktion im mehr oder weniger zufällig entstandenen Zusammenwirken von direkt oder indirekt an der Auktion teilnehmenden Bieterinnen »gefunden«. Der Auktionator ruft einen Einstiegspreis aus, der meist etwas unterhalb des im Auktionskatalog ausgewiesenen Schätzpreises liegt, und die Bieter und Bieterinnen handeln im Folgenden per Handzeichen den Preis aus. Der Auktionator nennt so lange jeweils um fünf bis zehn Prozent über dem letzten Gebot liegende Summen, bis kein Handzeichen mehr abgegeben wird. Der Zuschlag erfolgt bei dem zuletzt akzeptierten Preis. Hinzu kommen Aufschläge für Steuern und Gebühren des Auktionshauses, weshalb der Endpreis beträchtlich über den im Katalog ausgewiesenen und später im Saal zugeschlagenen Summen liegen kann. Das Verfahren kann überschaubar über einige wenige Bieterschritte laufen, dann ist der Endpreis nahe am Schätzpreis. Das Geschehen kann sich aber auch aufgrund hohen Interesses zu völlig ungeahnten Höhen entwickeln. Hier spielt das sammlungsteologische Besitzinteresse, befeuert durch Konkurrenz, eine wesentliche Rolle. So erfolgte im Jahr 1992 der Zuschlag für einen Sammelband mit drei Manifesten der Rosenkreuzer-Bewegung von 1616, der mit der Katalogangabe von 3.400 DM ins Rennen ging, bei einer Kaufsumme von knapp über 70.000 DM und kostete den bekannten Sammler dann weit mehr als 80.000 DM, also annähernd das Zwanzigfache.³⁶

Auf dem Markt des Besonderen beeinflusst demnach generell auch die Markt- und Verkaufsform die Preisbildung. Und nach markttheoretischen Grundannahmen ist die Auktion die Verkaufsform, die man für Kulturobjekte höherer Preisbereiche empfiehlt, um besonders gute Ergebnisse erzielen zu können.³⁷ Der Hintergrund ist, dass es kaum kalkulierbar ist, zu welchen Bewertungen potentielle Käufer sich hinreißen lassen, wenn man eben nicht nur über Werte plaudert oder sich auch fachlich austauscht, sondern ernsthaft und endgültig – Zuschlagpreise sind vertragliche Verabredungen – verhandelt wird. Es geht dabei nicht nur um Geld, sondern gerade in dieser offenen Verhandlungsform viel mehr auch um Ansehen, Konkurrenzdenken, Durchsetzungskraft und ähnliche soziale Verhaltenskategorien, was bei einem formal-sachlichen Kauf per Anruf auf der Grundlage des Katalogangebots eines Ladengeschäfts gar keine oder eine deutlich herab-

36 Vgl. Auktionskatalog Reiss & Auvermann, Auktion 48 (1992), Los 888; zum Zuschlag vgl. Jahrbuch der Auktionspreise für Bücher, Handschriften und Autographen, Bd. 43 (1992), Stuttgart 1993, S. 27.

37 Velthuis (Anm. 30), S. 82.

gesetzte Begleitrolle spielt. Auktionen können archaische Gefühle wecken: das Sich-messen-wollen mit anderen, das Nicht-aufgeben-wollen, das unbedingte Besitzen-wollen, ähnlich dem Hasardieren im Spiel. Das kann bis zum Verlust von Selbstkontrolle und zur Preisgabe rationaler Kalküle gehen. Der Preis wird hier einfach ungewiss und nicht allein vernunftbegründet über die Objekteigenschaften entschieden, sondern eben von einer sammelerischen Leidenschaft, die sich intrinsisch reproduziert. Den endgültigen Preis generieren zu einem guten Teil die Umstände von Zeit und Ort und die Akteurinnen und Akteure der Auktion. Daher werden die Kaufsummen für Kulturgüter auf Auktionen immer wieder als »schwer fassbar, unberechenbar, spekulativ, manipulativ und irrational« qualifiziert.³⁸

6. Praktiken der Preisbildung

Auch wenn sich Wert und Preis von singulären Dingen aufgrund der Komplexität ihrer Qualitätseigenschaften demnach nicht »sozial interdependent«³⁹ und vor allem nicht stabil bestimmen lassen und auch der Handel mit antiquarischen Büchern nicht den Prinzipien der neoklassischen Markttheorie folgt, existieren international weit vernetzte Märkte mit enormen Umsätzen. Auch Bibliotheken und Museen partizipieren regelmäßig daran. Die neuen wirtschaftssoziologischen Ansätze beschäftigen sich mit den sozialen Mechanismen, die es trotz der aufgezeigten Diskrepanz möglich machen, dass es zu einer Marktbildung für singuläre Ware überhaupt kommen kann. Im Folgenden werden auf der Grundlage der theoretischen Annahmen von Karpiks Ökonomie des Besonderen einige Praktiken vorgestellt, deren Gültigkeit für den Antiquariatsbuchhandel und deren Bedeutung in Hinblick auf die institutionelle Sammlungsökonomie hinterfragt werden sollen.⁴⁰

6.1 Vergleich, Urteile und Entscheidungen

Im Grunde geht es bei der Marktplatzierung singulärer Kulturgüter darum, Unsicherheit bei der Bewertung abzubauen und Vertrauen zu schaffen. Karpik versteht darunter Kenntnisse, die aus einer vertieften Beschäftigung

³⁸ Ebd.

³⁹ Jens Beckert: Die soziale Ordnung von Märkten, in: Beckert, Diaz-Bone und Ganßmann (Anm. 11), S. 54.

⁴⁰ Die Ausführungen orientieren sich an den inhaltlichen Zuordnungen und an der Terminologie bei Karpik (Anm. 5).

mit Objekten hervorgehen. Das erfordert ein spezielles Vermögen von Interpretation und Urteil, indem die beteiligten Akteure und Akteurinnen sich sowohl mit der kulturellen beziehungsweise wissenschaftlichen Bedeutung von Objekten und zugleich mit ihrer symbolischen Anerkennung auseinandersetzen müssen.⁴¹ Diese den kulturellen Objekten nicht intrinsisch innewohnenden Eigenschaften konstruieren sich erst im Austausch von Künstlern, Autorinnen, Expertinnen und »Kennern«, wie auch Fachinstitutionen und anderen auf dem Kulturmarkt agierenden Gruppen. Dabei kann es letztlich nicht darum gehen, zu einem oder dem »richtigen« Urteil zu gelangen. Karpik beschreibt den Prozess vielmehr als »synthetischen Akt«, in welchen eine Vielzahl unterschiedlich zu gewichtender Kriterien einbezogen werden, was dann überhaupt erst den »Vergleich unvergleichlicher Produkte erlaubt.«⁴² Vergleichen wird damit zu einer sozialen Praktik, mit der sich die Kommen-surabilität des Inkommensurablen vermitteln lässt, mit der sich die jeweiligen Eigenkomplexitäten von Objekten »nach qualitativen oder gar quantitativen Gesichtspunkten ordnen lassen«. An dieser Stelle wird Komplexität demnach so reduziert, dass »nur das gesehen wird, was mit den Vergleichsparametern erfasst werden kann.«⁴³

Vergleich und Urteilsbildung stellen im Rückgriff auf die Ansätze der französischen Soziologen Bruno Latour und Pierre Bourdieu damit einen diskursiven Prozess dar, in dem eine »intersubjektive Übereinstimmung in der *Bewertung der Bedeutung* bestimmter künstlerischer Urteile« erfolgt.⁴⁴ Dem wird in den nächsten Abschnitten anhand einer Auswahl von Aspekten und Beispielen für den Markt antiquarischer Bücher nachgegangen werden.

6.2 Instanzen und Akteure der Urteilsbildung

Zurecht bezieht Karpik Michel Foucaults Begriff des »Dispositivs« in seine Analyse der Mechanismen von Urteilsbildung ein. Neben der Aufmerksamkeit für beteiligte Akteurinnen und Akteure gilt es auch, »vielfältige symbolisch-materielle Konstellationen« zu berücksichtigen, die den Markt des Besonderen im Hintergrund und oftmals unbemerkt mitgestalten.⁴⁵ Ein vielsagender Eindruck der Einflüsse bewusster und unbewusster Handlung-

41 Beckert, Rössel (Anm. 10), S. 37.

42 Karpik (Anm. 5), S. 60.

43 Reckwitz (Anm. 5), S. 54.

44 Beckert, Rössel (Anm. 10), S. 37.

45 Karpik (Anm. 5), S. 61.

gen und Botschaften lässt sich auf Auktionen und Messen des antiquarischen Handels gewinnen, im Verhalten und den Signalen der »Szene« vor und bei Auktionen: Blicke, Aufmerksamkeit, Anspannung, Konzentration, An- oder Abwesenheit im Saal, auch die gezielte Platzierung und Präsentation einzelner Objekte innerhalb des Auktionsgeschehens, um Spannung zu erzeugen; der Austausch in der geschäftigen und dennoch zwanglos aufgeschlossenen Atmosphäre von Messen, meist in einem kulturell ansprechenden Ambiente inszeniert. Dies und anderes, von dem im Folgenden die Rede sein wird, erzeugen beeinflussende Stimmungen von Neugier, Anerkennung, Zweifel oder Ablehnung von Objekten.

Karpik spricht deshalb von »urteilsbildenden Instanzen«,⁴⁶ die er als Standpunkte bezeichnet, die Verbrauchern ein zweckorientiertes Wissen anbieten.⁴⁷ Sie verringern Unkenntnis, folgen aber jeweils den ihnen immanenten Positionen und Perspektiven, weshalb auch auf dem antiquarischen Buchmarkt neben Information und Belehrung »Überredung und Verführung« wirksam werden.⁴⁸

Expertinnen und Experten

Fachliche Expertisen sind unabdingbar notwendig. Zu den entsprechenden Personenkreisen für Kunst, Handschriften und alte Drucke zählen Kunsthistoriker und Wissenschaftlerinnen anderer historischer Disziplinen, Vertreter aus Archiven, Bibliotheken, Museen und Verlagen, Künstlerinnen und Galeristen, Antiquarinnen und private Sammler. Hier handelt es sich in erster Linie um fachliche Expertisen zur Echtheit und Seltenheit, zu materiellen Eigenschaften wie kostbaren Einbänden, Beschreibstoffen und Illuminierungen, zu Rekonstruktion und Einordnung der wissenschaftlichen und kulturellen Entstehungszusammenhänge, zur Provenienz und Objektgeschichte. Auch hier bestehen jedoch ohne Frage Interpretationsspannen, und fachliche Einschätzungen können durchaus umstritten sein.

Auf den besonderen Einfluss, den öffentliche Institutionen als Expertinnen ausüben, wird im letzten Abschnitt zusammenfassend eingegangen. Spätestens seit der zunehmenden Internationalisierung des antiquarischen Marktes im ausgehenden 20. Jahrhundert arbeitet der Handel selbst mit Expertenempfehlungen. Das internationale Auktionshaus Christie's beispielsweise

⁴⁶ Ebd., S. 62.

⁴⁷ Ebd., S. 70.

⁴⁸ Ebd., S. 62.

wirbt mit einem Team von renommierten Spezialisten und Spezialistinnen im Bereich alte Drucke, Landkarten und mittelalterliche Manuskripte.⁴⁹ Es ist bemerkenswert, dass deren Solidität nicht anhand von Ausbildung, Publikationen oder ähnlichen Qualifikationen begründet wird, sondern mit einem ökonomischen Argument: dem Hinweis auf die besonders hohen Zuschlagpreise, den Christie's für Drucke und Handschriften erzielt.⁵⁰

Prestige- und Imagebildung

Besonderheit und Rarität singulärer Objekte garantieren nicht per se käuferisches Interesse. Andreas Reckwitz stellt fest, dass Singulariätsmärkte »*Aufmerksamkeitsmärkte*, die um das Problem der Sichtbarkeit zentriert sind«, darstellen. Auch singuläre Stücke stehen als ökonomische Objekte in Konkurrenz zueinander und zu anderen Gütern und bedürfen einer langfristig wirksamen kulturellen Reputation, die sie möglichst in einen wie auch immer festgelegten »Kanon« oder zu einer »Marke« erhebt, etwa den Kanon von Klassikern oder den des nationalen kulturellen Erbes. Reckwitz betont die Bedeutung der »Narrativisierung« von Objekten. Kulturelle Güter sind »*Affektgüter*, die von ihren emotionalen Effekten und Identifikationsmöglichkeiten leben.«⁵¹ Sie besitzen kulturellen Wert vor allem dadurch, dass sie in materialen Merkmalen immaterielle Eigenschaften wie Ereignisse ihrer individuellen Geschichte transportieren. Zugespitzt beziehen die französischen Soziologen Luc Boltanski und Arnaud Esquerre Kultur- und Kunstbereiche in die von ihnen als »Bereicherungsökonomie« bezeichnete Ausrichtung des modernen Kapitalismus ein. Charakteristisch für diese Ökonomie sei es, dass sie »weniger auf der Produktion von neuen Dingen beruht, als vielmehr bereits vorhandene Dinge vor allem dadurch *reicher zu machen* versucht, dass sie sie mit Geschichten verknüpft.«⁵²

49 <https://www.christies.com/departments/books-and-manuscripts-10-1.aspx> (Zugriff: 19.6.2023).

50 »Christie's is the only major international auction house with a dedicated team of medieval and Renaissance manuscript specialists [...]. We hold the auction record for a manuscript (Leonardo da Vinci's *Codex Hammer* for \$ 30.1 million) [...]«, <https://www.christies.com/departments/books-and-manuscripts-10-1.aspx> (Zugriff: 19.6.2023).

51 Reckwitz (Anm. 5). S. 113.

52 Luc Boltanski und Arnaud Esquerre: *Bereicherung. Eine Kritik der Ware*. Aus dem Franz. übers. von Christine Pries, Berlin 2018, S. 16; vgl. auch Krüger (Anm. 13), S. 159.

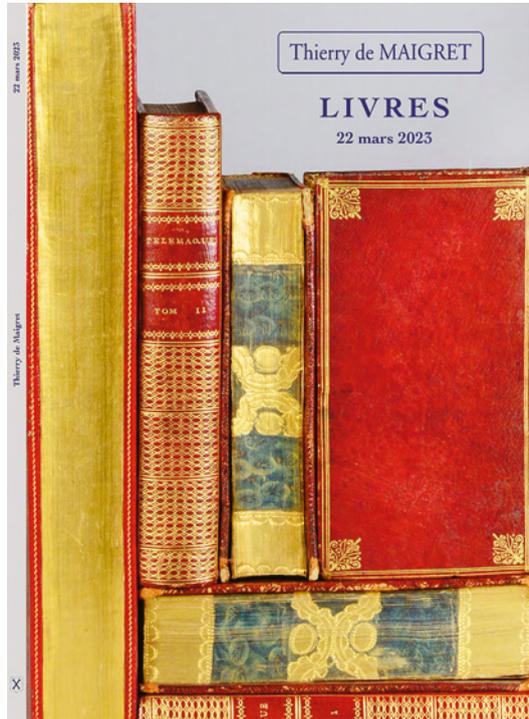


Abb. 3: Bücher in Szene gesetzt: Cover des Auktionskatalogs
Thierry de Maigret: Livres, März 2023;
Copyright: Thierry de Maigret/Marc Tomasi

Damit ist das Feld formaler Bewertungen verlassen, und die symbolische Bedeutung rückt in den Vordergrund. Sie ist immer sozial konstruiert. Allein die Zugehörigkeit zu renommierten Sammlungen, schon die Erwähnung und Würdigung in Publikationen, Ausstellungen und Veranstaltungen entsprechender Museen, Bibliotheken, Literaturhäuser und Galerien spielen eine erhebliche Rolle beim Bewertungsprozess von Werken und Objekten. Ebenso prestigebildend ist das Renommee von Auktionshäusern. Die Aufnahme von Exemplaren in die Angebotskataloge multinationaler Betriebe wie Christie's und Sothebys' hebt sie aus dem Status von Durchschnittsware heraus, und in den meisten Fällen akzeptiert die Community sozusagen stillschweigend eine höhere ökonomische Bewertung bereits mit den Schätzpreisen. Die Bemühungen, alte Bücher als kulturell bedeutende und ästhetisch-künstlerische Objekte zu inszenieren, sind an der Gestaltung und Ausstattung der An-

gebotskataloge des kommerziellen Handels deutlich erkennbar. Während es bis weit in das 20. Jahrhundert üblich war, die in Antiquariaten oder auf Auktionen angebotenen Objekte lediglich listenförmig mit den bibliografischen Basisdaten aufzuführen, werden viele der Exemplare heute in längeren textlichen Beschreibungen und vor allem in auffälligen perspektivischen Bildgestaltungen werbewirksam in Szene gesetzt.

Die gedruckten Kataloge selbst stellen in ihrer aufwendigen Machart mittlerweile »schöne« Bücher (und begehrte Sammlungsobjekte) dar und schaffen bereits als vermittelnde Medien ein Prestige von kulturellem Wert.

Auch wenn es durchaus zum Selbstverständnis des antiquarischen Handels gehört, eine Diskrepanz zwischen Kunst und Kommerz aufzurichten, arbeitet er subtil selbst daran, sein Image wirtschaftlicher Prosperität hervorzuheben. Im deutschsprachigen Bereich berichten beispielsweise Organe wie *Weltkunst* und *Aus dem Antiquariat* über Buchexemplare, Werke, Autorinnen und Autoren, auch über namhafte, unbekannte oder ungewöhnliche Sammlungen und über den Handel selbst, seine Tendenzen und wichtige Trends. Ein treffendes Beispiel zeigt die Online-Ausgabe von *Weltkunst* in ihrer Sparte »Auktionen-Watchlist« vom 20. Oktober 2020 mit dem Hinweis auf die nahende Herbstauktion von Reiss & Sohn in Königstein im Taunus. Die kleine Stadt werde wieder einmal für einige Tage zur »Welthauptstadt der Bibliophilie« und es bestehe »Gelegenheit zum großen Fang«. ⁵³ Am Rand der Hinweis auf den »Platzhirsch« der deutschsprachigen Auktionswelt, der »trotz Corona-Krise auf das beste Halbjahr seiner Geschichte« zurückblicken könne, um dann im Weiteren von seiner »Erfolgsstrategie« zu berichten.

Insgesamt entsteht hier das Bild einer Buchkultur, deren Objekte ästhetisch und von hohem Bildungs- und Unterhaltungswert sind und die zugleich die Chance bieten, hohe ökonomische Gewinne zu erzielen. Bewusst werden Teile des Vokabulars der Finanzwelt verwendet, es gibt Aufwärtstrends, Booms und Krisen. Die prekäre Verbindung zweier distinkter Logiken erscheint in diesem Werbemarketing eher als Vermählung zu einem *genialen Paar*, weil man hier quasi nur gewinnen kann.

53 Vgl. dazu <https://www.weltkunst.de/auktionen/2020/10/buchauktion-reiss-und-sohn-gelegenheit-zum-grossen-fang> (Zugriff: 19.6.2023).

Kanalisationen

Andere Mechanismen bezeichnet Karpik als »Kanalisationen«, da sie als Techniken wirken, welche Käufer zusammenführen und damit die Marktbildung beeinflussen, ohne dass dies unmittelbar erkennbar wäre.⁵⁴ Es handelt sich um Formen der Beurteilung, die weniger die einzelnen Objekte selbst beschreiben, sondern eher Aufmerksamkeit strukturieren und Wahrnehmung fokussieren. Im weiteren Sinn gehören auch Rankings dazu. Gute Beispiele stellen das traditionsreiche *Jahrbuch der Auktionspreise*, das über Jahre und Jahrzehnte die im deutschsprachigen Raum erzielten Zuschlagpreise auf Auktionen listet, sowie in neuerer Zeit online-Verkaufsplattformen für antiquarische Bücher wie das »Zentrale Verzeichnis Antiquarischer Bücher« (zvab.com) oder bookfinder.com dar, über die auf einer zentralen Suchoberfläche eine Vielzahl von kommerziellen Händlerinnen und Händlern Bücher anbieten. Innerhalb dieser Angebotsform etablierten sich nach und nach – möglicherweise zunächst unbeabsichtigt – neue Praktiken der Urteilsfindung, indem als Ergebnis von gezielten Suchanfragen aus dem riesigen Angebot gezielt die alle Suchkriterien erfüllenden anderen Stücke in Form einer Liste zusammengeführt und dem Interessenten vorgeschlagen werden. Damit wird eine kleine Menge von Objekten direkt miteinander in Beziehung gestellt und nach den Kriterien vergleichbar, die – im Unterschied zu Rankings – die Kunden individuell ausgewählt haben. Wie sich neben die ursprünglich handelspragmatische Absicht des Anbieterportals nach und nach die Bedeutung als Bewertungsinstanz schiebt, wird durch die seit kurzer Zeit der Forbes-Listung nachempfundenen ZVAB-Rankings über »Die teuersten Verkäufe« im Lauf eines Monats oder Jahres deutlich.⁵⁵

Online-Rankings sind gegenwärtig omnipräsent und fast zu einer Plage geworden.⁵⁶ Mit Bestellerlisten, Universitätsrankings, Qualitätsmessungen und -bewertungen (zum Beispiel bei wissenschaftlichen Zeitschriften) und Ähnlichem sind auch Kultur und Wissenschaft in diesen universalen Über-

⁵⁴ Karpik (Anm. 5), S. 63.

⁵⁵ Für 2022 vgl. https://www.zvab.com/antiquarische-buecher/teuerste-verkaeufe-des-jahres-2022?cm_mmc=nl_-_nl_-_Z221212-MXP-mosexpAATRADE_-_b2cta&aber_sp=1 (Zugriff: 19.6.2023).

⁵⁶ Elena Esposito beschreibt, dass Listen typisch für Zivilisationen in der Frühzeit der Schrift, vor allem nicht-alphabetischer Schreibformen sind. Sie leitet ab, wann und wie sich wertende und hierarchische Formen mit der einfachen Abfolge der Listen herausbildeten, Elena Esposito: Organizing without understanding. Lists in ancient and digital cultures, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 47,3 (2017), S. 351–359.

lagerungsprozess einbezogen. Im Zusammenhang mit den Ökonomien von Sammlungen stellt sich jedoch die Frage nach ihrer Funktion.⁵⁷ Die Soziologin Elena Esposito weist darauf hin, dass Rankings mehrheitlich nicht dem unmittelbaren Vergleich der einzelnen Objekte in ihren Besonderheiten oder Leistungen dienen, sondern nur ihrer Zuordnung oder gegenseitigen Beziehung untereinander.⁵⁸ Die Forbes-Rangliste hat diese Relationierung sehr deutlich gemacht, indem das ausschlaggebende Kriterium der Preis, und nicht etwa das Alter war. Andernfalls hätte sich eine andere Listungshierarchie ergeben. Die Funktion von Rankings im Bereich antiquarischer Bücher reduziert demnach nicht Unsicherheit, sondern erzeugt Reputation und Konkurrenz beziehungsweise Dynamik. Allein einem ökonomischen Denken folgend können Rankings somit als reiner Marketings- und Wettbewerbsfaktor gelten.⁵⁹ Handschriften und alte Drucke werden hier als ökonomische Objekte, als Wert- und damit Investitionsobjekte stark gemacht.

6.3 Preisbildung als Diskurs

Für den antiquarischen Markt von Handschriften und alten Drucken lässt sich bestätigen, was Jens Beckert für den Kunstbereich als »narratives Netz, das Qualitätsbewertungen aus unterschiedlichen Perspektiven offeriert«, bezeichnet und wie er in der Preisfindung reziproke Prozesse individueller Wertschätzungen auffindet.⁶⁰ Sammlerinnen, Antiquare, Wissenschaftlerinnen, Sammlungszuständige in den Bibliotheken, Mäzene und andere mehr tauschen sich auf Ausstellungen, Messen und Auktionen aus. Kuratoren wählen Werke und spezielle Buchexemplare für Präsentationen aus, inszenieren sie auf Veranstaltungen mit bekannten Persönlichkeiten als Rednerinnen und Gästen. Antiquare und Antiquarinnen steuern über die mediale Dar-

57 Im Unterschied zum antiquarischen Buchbereich werden die Funktionen von Rankings im Kunstbereich, in dem diese sich sehr viel differenzierter ausgeweitet haben, längere Zeit schon in ihrer Bedeutung für Prestige- und Preisbildung wissenschaftlich untersucht, vgl. Beckert, Rössel (Anm. 10); Boltanski und Esquerre (Anm. 52), S. 74f.

58 »The ranking describes the mutual relations between a number of entities, and not the performance of each of them«, Esposito (Anm. 56), S. 353.

59 Krüger (Anm. 13), S. 93–96.

60 Vgl. dazu das Funktionsdiagramm von Jörg Beckert: Der Wert von Haien. Der Kunstmarkt als ein System reflektierter Spiegel, in: Sasa Hanten-Schmidt (Hg.): Der Faktor Mensch. Wie gelingt der Generationenübergang mit Kunst, Köln 2020, S. 24–33, hier S. 29.

stellung von Objekten in Katalogen, in den Auktions- und Messeberichten des Handels und der Tagespresse die Bedeutung von Autoren, Werken und Objekten. Sie geben Wertsignale mit der Festlegung von Schätzpreisen, durch die Aufnahme in ihre Auktion und die Platzierung im Ablauf. Sachverständige aus Institutionen werden um schriftliche Begutachtungen von Sammlungen oder Einzelobjekten gebeten, Stiftungen finanzieren Ankäufe, Publikationen und Projekte. Sie alle beobachten jeweils die Bewertungen der anderen und beeinflussen sich gegenseitig. Die eigene Werteinschätzung steht ständig in einer Rückkoppelungsschleife mit den Qualitätsbeurteilungen anderer Akteurinnen und Akteure. Hieraus resultiert am Ende eine bestimmte Zahlungsbereitschaft.

7. Wert und Preis historischer Objekte im Kontext institutioneller Sammelökonomien

Die wirtschaftssoziologischen Ansätze eröffnen neue Perspektiven auf den antiquarischen Buchmarkt. Die Analyse ermittelt spezifische Netzwerke, besondere Infrastrukturen und Methoden der Märkte des Besonderen. Als Resümee dieses Beitrags werden sie im Zusammenhang mit dem ökonomischen Handeln von Bibliotheken an Beispielen der langen antiquarischen Aktivitäten der Herzog August Bibliothek veranschaulicht werden. Dabei wird es auch interessant sein zu fragen, ob beziehungsweise inwiefern sammlungsökonomische Grundlagen aus der Vergangenheit moderne Entscheidungen der Wertbestimmung und Preisbildung auf dem antiquarischen Markt bedingen und möglicherweise epistemische Folgen daraus hervorgehen.

Betrachten wir die Bibliothek als öffentliche Sammlungsinstitution. Unter welchen Voraussetzungen können Bibliotheken und auch Museen überhaupt an den Singularitätsmärkten teilhaben und inwieweit spielen sie eine aktive Rolle? Unbestritten nehmen Museen und Bibliotheken mit historischen Beständen einen kulturpolitischen Sammelauftrag wahr, der zwei unterschiedliche Strategien verfolgen kann. In den meisten Fällen wird nur vereinzelt und bei bestimmten Gelegenheiten ein Objekt erworben, um besondere Lücken im Bestand zu schließen. Das müssen nicht unbedingt Spitzenstücke wie das genannte Evangelium Heinrichs des Löwen und Mathildes aus Helmarshausen sein. Dennoch erfolgt durch die fortschreitende Komplettierung eine deutliche Wertsteigerung der historischen Sammlung. Eine andere Form betrifft den langfristigen systematischen Ausbau der Bestände, indem das antiquarische Angebot regelmäßig und in großer Breite geprüft und wahrgenommen wird.

Die Herzog August Bibliothek verfolgt seit 1989 ein entsprechendes Sammelprofil für deutsche Drucke des 17. Jahrhunderts.⁶¹ In dieser Zeit konnten mehr als 20.000 Objekte aus dem Handel und auch aus privatem Besitz übernommen werden. Auch wenn dafür ein jährlicher Erwerbungssetat in angemessener Höhe zur Verfügung steht, kann nicht alles, was angeboten wird und im Bestand fehlt, erworben werden. Für die Auswahl existieren zwar bestimmte Kriterien, aber die Gegebenheiten des Marktes, den Wertunsicherheit und Kontingenz kennzeichnen, provozieren generell die Frage, ob ein Kaufinteresse, besonders auf Auktionen, angemessen ist. Während Privatpersonen den Einsatz finanzieller Mittel im Grunde allein in einem persönlichen Bereich zu verantworten haben, müssen die mit Steuer- oder Stiftungsmitteln agierenden Sammlungskuratorinnen und -kuratoren gesellschaftlich verantwortlich und nach institutionell-haushalterischen Kriterien handeln. Die Verunsicherung in Hinblick auf ein Kaufinteresse erhöht sich mit dem Grad der Unsicherheit in der Wertbeurteilung. Das Dilemma spannt sich zwischen der Ablehnung, überhaupt an einem von Kontingenz und Ungewissheit fundierten Markt teilnehmen zu wollen, und dem Anspruch, historisch gewachsene dichte Bestände gerade durch das singuläre, also nicht wiederkehrbare Angebot ergänzen, bereichern und den Sammlungswert damit steigern zu können. Dabei geht es nicht nur um die möglicherweise ruinöse Ausgabe von Erwerbungs Mitteln, sondern auch um berufliche Reputation. Ein »Fehlkauf« – wobei genau zu definieren wäre, worum es sich dabei handeln könnte – ist für private Sammlerinnen und Sammler schon deshalb leichter zu tolerieren, da hier ein Sammlungsprofil variabler interpretiert werden kann.

Sicherlich erwarten die Öffentlichkeit und die geldgebenden Behörden und Stiftungen, dass Sammlungsverantwortliche einen so hohen Grad von Kompetenz mitbringen, dass sie die Qualität von Objekten sicher bewerten können und mit den Marktgegebenheiten vertraut sind. Die Unsicherheit in dieser Gruppe besteht tatsächlich nicht in Hinblick auf die Beurteilung materialer oder literaler Qualitäten, hier sind die Sammlungsbeauftragten von Museen und Bibliotheken auch vom Handel als Expertinnen anerkannt. Verunsicherung baut sich vielmehr dadurch auf, dass der Objektwert des betreffenden Stücks für die »eigene« Sammlung im Kontext eines Marktes taxiert werden muss, auf welchem die monetäre Objektbewertung im diskursiven Prozess eines komplexen Netzwerkes stattfindet und Preise in sehr kurzen Zeiträumen absurde Höhen erreichen können – eines Marktes, den

61 Arbeitsgemeinschaft Sammlung Deutscher Drucke: www.ag-sdd.de (Zugriff: 19.6.2023).

man nicht selten als »manipulativ« und »irrational« bezeichnet.⁶² Auch wenn der Stellenwert eines Objekts für die historischen Bestände möglicherweise sehr hoch eingeschätzt wird, erwartet man von den Kuratorinnen und Kuratoren zugleich auch Professionalität in der haushaltspolitischen Verantwortung insgesamt, die sich bereits in einer sorgfältigen Marktbeobachtung dokumentiert. Es geht dabei nicht unbedingt um den Hochpreisbereich oder gar um Millionensummen. Solche Ausnahmeerwerbungen werden niemals allein aus dem »normalen« Etat bewirtschaftet. In der Summe ist auch der Preis von Erwerbungen im niedrigen fünf- oder sogar vierstelligen Bereich nicht ohne Relevanz.

Ein Beispiel aus der langen Erwerbungspraxis der Herzog August Bibliothek ist ein kleinformatiger Sammelband mit sieben Werken des heute nur Fachleuten bekannten Barockdichters Quirinus Kuhlmann (1651–1689). Der unscheinbare Band wurde von dem Königsteiner Auktionshaus Reiss im Jahr 1999 mit einem Schätzpreis von 800 DM eingestuft, mit Ausruf bei 600 DM. Neben der Wolfenbütteler Bibliothek hatte das Buch auch das Interesse eines telefonischen Bieters aus dem Ausland gefunden. Beide bewerteten den kleinformatigen Band als zeitgenössisch zusammengestelltes Konvolut der durchweg seltenen Werke des religiösen Dissidenten Kuhlmann, der im Deutschen Reich mit Druckverbot belegt war, in einer wesentlich höheren Marge, so dass die Verhandlung lange hin und her ging und sich dann auch ein anderer Saalbieter beteiligte. Zuletzt erfolgte der Zuschlag bei 11.000 DM,⁶³ und die Kosten für die Herzog August Bibliothek, die den Zuschlag erhielt, summierten sich mit allen Zuschlägen auf annähernd 14.000 DM. Interessant ist es zu erwägen, welcher Endpreis bei einer höheren Einstiegstaxe des Auktionshauses wohl zustande gekommen wäre. Wie hätten sich die Gebote entwickelt, wenn der erste Ausruf etwa 11.000 DM betragen hätte? Wäre vielleicht kein Handel zustande gekommen, weil der Ausruf schon unrealistisch teuer erschien? Oder hätte gerade diese überraschende Auktionstaxierung dem unscheinbaren Band besondere Aufmerksamkeit verschafft und letztlich zu einem deutlich höheren Zuschlagpreis geführt?

Die von sammelnden Institutionen aufgewendeten Mittel sind bei den bis zu dreistelligen jährlichen Millionenumsätzen auf dem internationalen Buch- und Kunstmarkt allerdings von eher nachgeordneter Bedeutung. Ihr Einfluss innerhalb der Ökonomie des Besonderen tritt vielmehr in ihrer Rolle als eine der zentralen urteilsbildenden Instanzen zu Tage. Ganz offensichtlich wird

62 Velthuis (Anm. 30), S. 82.

63 Alle Werke sind zwischen 1687 und 1688 in Amsterdam gedruckt worden, der Band befindet sich heute in der HAB Wolfenbüttel, Signatur Xb 5885 (1)–(7).

das, wenn Kuratorinnen von Kollegen aus anderen öffentlichen Einrichtungen etwa bei der Beantragung von Stiftungsmitteln um fachliche Gutachten gebeten werden. Es existieren vor allem aber vielfältige, nur indirekt bemerkbare Einflüsse von Sammlungskuratoren und Expertinnen in öffentlichen Einrichtungen auf dem Kulturmarkt. Pierre Bourdieu hat in den 1960er Jahren in einer Arbeit über die soziale Funktion von »Museumskonservatoren«⁶⁴ ein drastisches Urteil über die Bedeutung von Einzelpersonlichkeiten oder auch Gruppen innerhalb öffentlicher Institutionen des Kulturbetriebs getroffen, der aus seiner Sicht insgesamt eine »komplizierte und dynamische Struktur von Konkurrenz- und Abhängigkeitsbeziehungen« darstellt.⁶⁵ Bourdieu schreibt ihnen aufgrund ihrer Position in diesem Beziehungsgefüge »ein fast absolutes Monopol in der Würdigung zumindest der alten Kunst« zu, das ihnen eine fast unangreifbare Autorität verleiht. Das »Monopol der Würdigung« beruhe zuletzt darauf, dass sie selbst bestimmte »Kulturgüter als ›kanonisch‹ ausgeben und damit ihres Tempels für würdig erachten.«⁶⁶ Auch wenn Bourdieus Beurteilung heute nicht zuletzt aufgrund des medialen Wandels sicherlich relativiert werden kann, besitzt sein Hinweis auf den Einfluss öffentlicher Institutionen als wertende Instanzen in Teilen weiterhin Gültigkeit. Karpik spricht von »Expertenmeinungsregimen« etwa bei der Vergabe von Literaturpreisen.⁶⁷ Es sind aber eben nicht nur solcherlei herausragende Ereignisse, Auf- und Abwertung spielen sich vielmehr in den meisten »alltäglichen« Handlungen von Sammlungsverantwortlichen ab: Etwa die thematische Festlegung von Präsentationen in Ausstellungen, in Druck- und Digitalmedien wie Ausstellungskatalogen, Flyern, Blogs und Tweets. Mit dieser Auswahl und Hervorhebung setzen die Kuratorinnen und Kuratoren wiederum neue Wertpunkte und -skalen, indem sie die Objekte in eine Narration der Sammlung einweben und ihre Position in den vielfältigen Sinnbezügen all dieser Stücke herausheben.

Die Bedeutung als urteilsbildende Instanz wird schließlich auch darin deutlich, dass Bibliotheken wie auch Kunstmuseen langfristig mit ihren Sammellogiken durchaus auch die Angebotsprofile der Märkte beeinflussen können. Das leitet zu dem Perspektivwechsel auf die im Handel unserer Zeit angebotenen Objekte über. In welcher Weise sind historische Ereignisse der

64 Vgl. die deutsche Übersetzung Pierre Bourdieu: Die Museumskonservatoren, in: Berufssoziologie, hg. von Thomas Luckmann und Walter Michael Sprondel, Köln 1972, S. 148–154; Originalausgabe Pierre Bourdieu und Alain Darbel: *L'Amour del'art, les musées d'art européennes et leur public*, Paris 1966.

65 Ebd., S. 148.

66 Ebd., S. 149.

67 Karpik (Anm. 5), S. 202–206.

Ökonomie von Sammlungen mit den Entscheidungen der Kultureinrichtungen von heute verbunden? Die Wolfenbütteler Bibliothek ist bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts geprägt vom Profil fürstlichen Sammelns.⁶⁸ Aufgrund des herausragenden Sammeleifers Herzog Augusts ist das Sammlungsprofil zwar außergewöhnlich breit angelegt, konzentriert sich aber letztlich auf die kulturellen und epistemischen Ansprüche einer fürstlichen Sammlung. Dieses Profil der historischen Bestände erfährt erst seit 1989 mit dem öffentlichen nationalbibliothekarischen Auftrag eine Veränderung. Diese auf dem Markt und in der Sammelwelt insgesamt unübliche Ausrichtung bewirkt, dass sich Sammlungsgeschichte und aktuelles Angebot wie eine negative Blaupause in Beziehung setzen lassen. Für die repräsentative Bibliothek der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel war das gesammelt worden, was man in der Vormoderne über Jahrhunderte allgemein als wert- und qualitätvoll betrachtete. Neben den Werken der literarischen und künstlerischen Hochkultur, wie etwa Prachthandschriften und reich ausgestatteten Kupferstichbänden, auch die Werke der gelehrten Eliten. Relativ schnell wurde deutlich, dass der Markt nur selten und wenig sichtbar das anbot, was tatsächlich in den Altbeständen fehlt: Dazu gehört sehr umfangreiches Schrifttum, das man heute interessanterweise mit dem kulturhistorisch verstellten Begriff der *Ephemera* bezeichnet.⁶⁹

Unter diesem Begriff subsumiert das meist rein zweck- und anlassgebundene Schrifttum, wie das reiche sogenannte Tagesschrifttum der Flugschriften, Erlasse und Flugblätter, die zahlreichen kultur- und sozialgeschichtlichen *Casualia* oder das städtische Kleinschrifttum. Aus der eigenen Zeit heraus haben Sammler des 17. Jahrhunderts diesen Teil der Druckproduktion für kurzlebig, randständig und im Sinn eines ästhetischen, wissenschaftlichen oder allgemein kulturellen Wertes durchgehend für unbedeutend und nicht sammelenswert gehalten. Aufgrund dieser sammlerischen Vernachlässigung, wie auch aufgrund der materialen Schlichtheit dieser Drucke (einfaches, billiges Papier, anspruchsloser Druck, kein Einband) sind diese Drucke nahezu alle als *Rara* oder *Rarissima* überliefert. Besonders in alltags-, sozial- und literaturgeschichtlichen Fragestellungen erkennt die historische

68 Erwähnt werden sollen auch die aus den Anfängen der fürstlichen Sammlung in Wolfenbüttel hervorgegangenen und parallel im Helmstedter Juleum vermehrten Bestände der dortigen Universitätsbibliothek.

69 Vgl. Hartmut Beyer: Einleitung: Das Abgelegene und Vergängliche als eine zentrale Konstante der Buch- und Sammlungsgeschichte, in: *Ephemera. Abgelegenes und Vergängliches in der Kulturgeschichte von Druck und Buch*, hg. von Hartmut Beyer und Peter Burschel (Medium Buch. Wolfenbütteler interdisziplinäre Forschungen, Bd. 3), Wiesbaden 2021, S. 3–24.

Forschung heute die Bedeutung dieser tatsächlich meist flüchtig, in kleinen Formaten und insgesamt ohne ästhetischen Anspruch gedruckten Werke. Sie geben ein erstklassiges Beispiel für die kulturtheoretische Forderung Andreas Reckwitzs, wonach die »Kritik, welche einzelnen Singularitäten den Wert des Besonderen abspricht [...] selbst soziologisiert werden [muss].«⁷⁰ Denn »der Wert von Kultureinheiten« bestehe nicht darin, dass der Kulturkritiker sie für bewahrenswert hält, sondern dass diese [...] in der sozialen Welt den Teilnehmenden selbst wertvoll sind.«⁷¹

Doch für eine Ökonomie des Besonderen ist es nicht nur bedeutsam, diesen Wert zu artikulieren, sondern auch Nachfrage-Prozesse in Gang zu setzen, die solche Stücke zu Marktobjekten werden lassen. Wurde das »ephemere« Schrifttum noch bis weit ins 20. Jahrhundert als unrentabel vom Handel bewahrt kaum in die Lagerantiquariate und Auktionsangebote aufgenommen, so hat ihm das Interesse der öffentlichen Sammlungen seit 1989 allmählich einen sicheren Marktplatz verschafft. Hierin zeigt sich, wie unterschiedlich die »Eigenkomplexität« von Kulturgütern ökonomisch und symbolisch bewertet werden kann, sobald sie Kaufobjekte eines Marktes werden.

⁷⁰ Reckwitz (Anm. 5), S. 14.

⁷¹ Ebd., S. 79.

KURZBIOGRAFIEN DER AUTOR:INNEN

Thomas Bremer war von 1994 bis 2020 Professor für Romanische Literatur- und Kulturwissenschaft und Komparatistik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg sowie von 2000 bis 2010 Gründungspräsident der europäischen Initiative für akademische Sammlungen und Museen UNIVERSEUM – European Academic Heritage Network. Er publizierte umfangreich zur Literatur- und Kulturgeschichte Lateinamerikas und Italiens, zur europäischen Aufklärung und zur Buch- und Sammlungsgeschichte.

Patricia Carmassi studierte Klassische Philologie an der Universität zu Pisa und wurde im Hauptfach Mittelalterliche Geschichte an der Universität Münster promoviert. Nach dem Abschluss ihrer Dissertation über mailändische liturgische Handschriften war sie in den letzten Jahren als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, an der Universität Göttingen und an der Universität Orléans (als Marie Skłodowska-Curie Research Fellow) tätig. In Italien erhielt sie vom Ministerium für Universität und Forschung eine Habilitation im Fach Buchwissenschaft. Ihre Forschungsinteressen reichen von der mittelalterlichen Liturgie zur lateinischen Philologie, von der Handschriftenkultur und Kodikologie zur Geschichte von Buchsammlungen, von den Zeitkonzepten im Frühmittelalter zu Bild/Text-Beziehungen.

Petra Feuerstein-Herz studierte Geschichte und Biologie und promovierte zur Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Nach ihrem Referendariat für den Höheren Bibliotheksdienst war sie von 1990 bis Ende 2021 an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel für die antiquarische Erwerbung mit Schwerpunkt Drucke des 17. Jahrhunderts zuständig. Ab 2010 war sie Leiterin der Abteilung Alte Drucke und Geschäftsführerin des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Bibliotheks-, Buch- und Mediengeschichte. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Sammlungs- und Provenienzforschung, der Buchgebrauch und seine materiellen Spuren. Ihre aktuellen Arbeitsgebiete umfassen die Themenkomplexe Sammlungsforschung und antiquarischer Buchmarkt sowie Herbarien als besondere Buchform in Bibliotheken.

Elizabeth Harding ist Frühneuzeithistorikerin und Leiterin der Stipendienprogramme an der Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Sammlungs- und Universitätsgeschichte der Frühen Neuzeit, ein besonderer Fokus liegt auf der materiellen Kultur. Ihr aktuelles Projekt beschäftigt sich mit frühneuzeitlichen Auktionen und verbindet Wissens-, Ökonomie- und Sammlungsgeschichte.

Elisa Ludwig arbeitet seit Herbst 2020 als wissenschaftliche Assistenz an der Juniorprofessur für Werte von Kulturgütern und Provenienzforschung am Institut für Kunstgeschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München. Im Rahmen ihrer Dissertation erforscht sie Objekte und deren Rezeption aus sammlungsgeschichtlicher Perspektive, insbesondere unter dem Blickwinkel der Abhängigkeit von Provenienz, Wertzuschreibungen und erinnerungskulturellen Auswirkungen.

Caren Reimann studierte Kunstgeschichte in Berlin und Würzburg und ist seit 2022 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Herzog August Bibliothek im Projekt »Weltwissen. Das kosmopolitische Sammlungsinteresse des Frühneuzeitlichen Adels«. 2019 wurde sie mit einer Arbeit über den arabischen Buchdruck um 1600 promoviert und arbeitete im Anschluss in Projekten zum Kulturgutschutz. Ihre weiteren Forschungsinteressen sind Missionsliteratur und die ökonomischen Grundlagen der Buchproduktion in der Frühen Neuzeit.

Hole Rößler studierte Theaterwissenschaft, Neuere deutsche Literatur und Philosophie in Berlin und München. Er ist stellvertretender Leiter der Abteilung Forschungsplanung und Forschungsprojekte an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, wo er auch den Forschungsschwerpunkt »Historische Bildkulturen« leitet. Er ist außerdem Geschäftsführer der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts (DGEJ). Seine Forschungen befassen sich mit der europäischen Bibliotheks- und Sammlungsgeschichte, der frühneuzeitlichen Gelehrtenkultur, druckgrafischen Porträts sowie sozialen Bildpraktiken.

Angela Strauß studierte Geschichte, Kunstgeschichte und Religionswissenschaften und wurde an der Universität Tübingen in Neuerer Geschichte promoviert. Sie ist seit 2017 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Museum für Naturkunde Berlin.

Joëlle Weis studierte Geschichte und Religionswissenschaften in Wien. 2019 promovierte sie mit einer Arbeit zum gelehrten Netzwerk des Historikers Johann Friedrich Schannat (1683–1739) in Wien und Luxemburg. Seit 2021 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Trier, wo sie den Forschungsbereich Digitale Literatur- und Kulturwissenschaften am Trier Center for Digital Humanities leitet. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Wissenskulturen der Frühen Neuzeit, Sammlungsgeschichte und die Anwendung digitaler Methoden in der historischen Forschung.